Enthüllungen

über

das tragische Lebensende

Ferdinand Lassalle's.

Auf Grund
authentischer Belege
dargestellt
von

Bernhard Becker,
dem testamentarischen Nachfolger Lassalle's.

Schleiz,
Verlag der C. Hübscher'schen Buchhandlung (Hugo Heyn).
1868.

Vorwort.

Unmittelbar nach dem Tode Lassalle's sollte eine ähnliche Broschüre, wie die hiermit veröffentlichte, dem Druck übergeben werden. Zu diesem Behufe wurden die sämmtlichen auf den Untergang des großen Agitators bezüglichen Dokumente gesammelt, geordnet und auf dem Zimmer der Gräfin Hatzfeldt (im Hotel Winsor zu Berlin) in Abschrift genommen. Außer einem Schreiber waren gelegentlich mit dem Kopiren der Berliner Verlagsbuchhändler Reinhold Schlingmann, der damalige Sekretär des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins Eduard Willms aus Solingen, der Journalist Wilhelm Liebknecht aus dem Großherzogthum Hessen und ich beschäftigt. Auch die Herren J. B. von Schweitzer und J. B. von Hofstetten nahmen Einsicht in die betreffenden Dokumente, die somit vielen Personen bekannt wurden. Mit der Ausarbeitung der Schrift über die letzten Lebenstage Lassalle's war zuerst von der Gräfin Hatzfeldt der jetzige preußische Ministerialrath Lothar Bucher betraut worden. Als er der Gräfin aber ein Stück Manuskript, welches die Einleitung enthielt, zugestellt hatte, beschloß sie nach Prüfung dieser Probe, Herrn Bucher die Aktenstücke nicht zu übergeben. Darauf gerieth die Gräfin Hatzfeldt auf den Gedanken, bei Karl Marx in London anzufragen,

ob er in Anbetracht, daß er mit Lassalle eine Zeitlang befreundet gewesen war, sich der Arbeit unterziehen wollte. Allein Karl Marx hatte keine — Zeit dazu. Endlich wandte sich die Gräfin Hatzfeldt an mich und übergab mir die sämmtlichen Aktenstücke. Ich willigte ein, die Broschüre zu schreiben. Doch war mir sofort klar, daß die genannte Dame, weil sie in dem zu beschreibenden Drama eine hervorragende Rolle gespielt hatte, auf meine Darstellung nicht den mindesten Einfluß ausüben durfte. Nachdem ich daher aus Vorsicht die sämmtlichen Dokumente nochmals kopirt hatte, arbeitete ich ganz selbständig an der projektirten Broschüre, ohne irgendwie die Gräfin Hatzfeldt zuzuziehen, gleichwie ich sie als Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins niemals zu Rathe zog. Leider verdiente ich mir durch meine Selbständigkeit, weil die Gnädige unbedingt herrschen wollte, ihren tiefen Groll und Zorn. Sie verständigte sich nun insgeheim mit dem damals bei ihr hoch in Gunst stehenden Journalisten Wilhelm Liebknecht und schickte mir eines Abends auf mein Zimmer durch ihre langjährige Freundin Esser aus Düsseldorf, die als Kammerzofe bei ihr fungirte, ein Zettelchen, worauf geschrieben stand: „Lieber Becker! Uebergeben Sie Frau Esser die Briefe. Ich will noch einige dazu heraussuchen." Demgemäß stellte ich die Dokumente zurück, hatte aber die genauen Abschriften. Wie ich vermuthet hatte, übergab die Gräfin die mir abgeforderten Dokumente ihrem damaligen Freunde W. Liebknecht und arbeitete mit ihm gemeinsam an der unglücklichen Broschüre, die beim Buchhändler Reinhold Schlingmann nach dem von mir mit ihm abgeschlossenen Kontrakte verlegt wurde, beziehentlich verlegt werden sollte. Unterdessen hatte ich die Dame hinlänglich kennen lernen, um mich von ihr fernzuhalten. Ich wohnte wieder in Frankfurt am Main und ließ mich durch Nichts bewegen, zunächst meinen Wohnsitz wieder in Berlin zu nehmen. Aber auch Wilhelm Liebknecht sollte die Broschüre nicht vollenden. Zwar machte er mit der Gräfin vierzehn volle, von dem Lobe und Preise Sophien's von Hatzfeldt strotzende Druckbogen fertig; allein aus irgend welchen Ursachen trat plötzlich ein Stocken in der Freundschaft und im gemeinschaftlichen Autorengeschäft ein. Die Eintracht zwischen Liebknecht und Sophien von Hatzfeldt verwandelte sich in Zwietracht und Hader. Der Buchhändler Schlingmann, der anfangs nicht

schnell genug hatte drucken lassen können, wurde endlich, weil ihm kein Manuskript mehr geliefert wurde, der Verzögerung und des langen Wartens überdrüssig: weßhalb er auf meinen Rath, um zu seinen Kosten zu gelangen, einen kurzen Schluß über die Todtenfeier an die schon beinahe fertige Broschüre unter der Rubrik: „Ende“ auf Seite 226 anfügte und die Schrift der Oeffentlichkeit zu übergeben Miene machte. Jetzt leistete die Gräfin Hatzfeldt Herrn Buchhändler Schlingmann Schadenersatz, faßte den lobenswerthen Beschluß, die Schrift nicht zu veröffentlichen, und nahm die sämmtlichen Exemplare, welche bereits broschürt worden waren, zu sich, um sie als geheimen Schatz aufzubewahren. Nur einem auserlesenen Kreise wurden davon Exemplare zugestellt und wenigstens in diesem kleinen Zirkel Gemeingut. Da auch mir zufällig ein solches Exemplar in die Hände gerieth, so kann ich selbiges, abgesehen von den durch mich angefertigten Abschriften, nöthigenfalls zum Beweise der Aechtheit der meiner Darstellung zu Grunde gelegten Dokumente produziren. Doch für die Aechtheit meiner Belege bürgt noch folgender Umstand. Es spielen in dem Drama, das mit dem Untergange Lassalle's endigte, eine Menge Personen: zwei Generäle, ein Ritter des militärischen Ordens von Savoyen, ein Oberst der badischen Insurrektion, zwei Notare, ein Bischof, ein bairischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein bairischer Geschäftsträger nebst Familie, ein Berliner Rechtsanwalt, ein Graf, ein Mitarbeiter der Monumenta Germaniae historica, ein Baron u. s. w., u. s. w. Diese Alle müssen wissen, ob das wahr ist, was in dem hiermit von mir der Oeffentlichkeit übergebenen Buche steht. Endlich muß Herr Liebknecht kennen, ob die Beweisstücke in der von ihm mit der Gräfin Hatzfeldt gemeinsam angefertigten und zuletzt ins Stocken gerathenen Schrift, die als gedruckte Broschüre in meinem Besitz ist, enthalten waren oder nicht. Desgleichen muß Herr Schlingmann als Verleger jener Broschüre die Aechtheit der von mir benutzten Dokumente bezeugen können. Außerdem können Herr F. Hoffschläger in Berlin, der den Druck besorgte, sowie die bei dieser Arbeit verwendeten Setzer und Druckergehülfen Zeugniß ablegen. Die Broschüre war betitelt: „Ferdinand Lassalle. Dokumentarische Darstellung seiner letzten Lebenstage. Von Augenzeugen und Freunden. Berlin 1865, 8°, Verlag von Reinhold Schlingmann.“ Was endlich die

Telegramme anbelangt, sind selbige jedenfalls auch gebucht worden. Wie schon bemerkt, waren mir (Oktober 1864) die fraglichen Dokumente von der Gräfin Hatzfeldt zu dem Zwecke übergeben worden, daß ich dieselben in einer Broschüre zusammenstellen und der Oeffentlichkeit übergeben sollte. Obschon mir die Gräfin durch ihre Busenfreundin Esser die Dokumente, von denen ich vorsorglich sogleich nochmals Abschrift nahm, wieder abverlangte, so zog sie doch nicht den mir ertheilten Auftrag der Veröffentlichung derselben zurück, sondern ließ im Gegentheil die Dokumente nur holen unter dem ausdrücklichen schriftlichen Bemerken, daß sie noch einige weitere Stücke heraussuchen wollte. Ich bin also auch in sofern zur Veröffentlichung vollkommen berechtigt und vollziehe gegenwärtig den mir im Herbste 1864 ertheilten Auftrag der erlauchten Dame. Es sollte mir leid thun, wenn ihr die Unparteilichkeit meiner Darstellung etwa nicht ganz behagt. Lassalle ist ein der neuesten Geschichte angehöriger Mann, ein Mann der Oeffentlichkeit. Das Publikum überhaupt, dann aber insbesondere die sozialdemokratische Partei, müssen endlich vollständig erfahren, auf welche Weise er sein unzeitiges Ende gefunden hat. Indem ich die Aktenstücke selber sprechen lasse, wird nicht nur der geehrte Leser einen bessern Begriff von dem innern Zusammenhange der Vorgänge erhalten, sondern auch in das Seelenleben und in den Charakter Lassalle's einen tiefen Einblick zu thun im Stande sein. Wenn ich die Gräfin Hatzfeldt nicht mit jener zarten Rücksicht behandle, welche man sonst aus Konvenienz gegen gebildete Damen zu beobachten pflegt, so muß ich dem geehrten Leser, der sich vielleicht über den Mangel an Galanterie wundert, die Gründe hierfür angeben. Ich glaubte nämlich einer jeden solchen Rücksichtnahme, die für ein historisches Buch nicht paßt, um so mehr enthoben zu sein, als erstens eine übel angebrachte Schonung die Wahrheit der Darstellung beeinträchtigt haben würde, zweitens aber auch die Gräfin Hatzfeldt zu den Emanzipirten gehört, die sich wie Männer gebärden und wie Männer behandelt sein wollen, und als endlich drittens die in Rede stehende, dem preußischen hohen Adel angehörende Dame, weil ich die Arbeiterbewegung nicht von dem Junkerthume ins Schlepptau nehmen ließ, mich durch ihre bezahlten Kreaturen und Lieblinge auf die gemeinste Weise verunglimpft hat. Ich zitire schließlich ihre eignen Worte,

indem ich sage: „Wir sind es aber dem Opfer dieser Intriguen, unserm Freund Lassalle, und sogar Herrn von Doenniges selber schuldig; denn das volle Maß der Verantwortung und ein gerechtes Urtheil muß Jedem, der bei diesem Trauerspiel betheiligt war, gesichert werden." (Seiten 192—193 der oben erwähnten Broschüre.)

Wien,
den 5. April 1868.

Bernhard Becker.

Einleitung.

Der von der Bourgeoisie erhobene Vorwurf der Unsittlichkeit.

Als Lassalle gegen das Fortschritts-Philisterium sich erhob, wurde er nicht nur mit Gründen bekämpft, welche der liberalen Bourgeois-Oekonomie wirklich oder angeblich entlehnt waren, sondern die Blätter jener Gesellschaftsklasse, welche gern ihre Sittlichkeit zur Schau trägt, bezüchtigten ihn auch eines unmoralischen Lebenswandels. Es scheint daher nicht unpassend, einige Worte über die in der öffentlichen Meinung vielfach angerufene Sittlichkeit zu sagen.

Ursprünglich besteht die Sittlichkeit in Vorschriften, gegeben für die gläubigen Bekenner der sogenannten geoffenbarten, einem Dualismus des guten und bösen Prinzips huldigenden Religionen. Gewöhnlich ist die Befolgung dieser Vorschriften mit Verheißung von Belohnungen, die Nichtbefolgung mit Androhung von Strafen verbunden. Andere Gründe, als der maßgebende Wille der Gottheit und die unbedingte Pflicht menschlichen Gehorsams, sind in der Regel nicht angeführt. Mit dieser Art Moral hatten die Lassalle'schen Gegner, weil sämmtliche entweder rationalistisch dachten oder ganz ungläubig waren, Nichts gemein.

Ebenso wenig machten sie Lassalle den Vorwurf der Immoralität aus philosophischen Gründen als strenge Anhänger der Ethik. Denn einestheils waren sie viel zu flache Geister, um von irgend einer Philosophie durchdrungen zu sein, und anderntheils zeugte ihre eigne Lebensweise eher von epikuräischer, denn von stoischer Weltanschauung.

Ferner erhoben sie den Tadel gegen Lassalle nicht vom Standpunkte der staatlichen Sittlichkeit aus, weil gerade sie es waren, die den Staat nach den Lehren der Manchester-Schule so viel als möglich lahm legen und abschwächen wollten. Mit dem vorhandenen, überlieferten Staate, in welchem ihre Klasse noch nicht die völlig unumschränkte Herrschaft besaß, führten sie einen Pantoffelkrieg und verhielten sich folglich selber — staatlich oder rechtlich betrachtet — zu ihm unsittlich: weßhalb sie auf einen innern Widerspruch verfallen wären, hätten sie um des Staates willen ihrem Feinde den Vorwurf der Immoralität machen wollen.

Vielmehr maßen sie Lassalle mit dem Maßstabe der von ihnen vertretenen Klasse. Was es aber mit der Sittlichkeit dieser Klasse auf sich

hat, soll sofort gezeigt werden. Neben der religiösen Sittlichkeit, wie sie von der Geistlichkeit gelehrt und von guten Christen geglaubt wird, hat sich im Laufe der Zeit eine praktische Klassen=Sittlichkeit ausgebildet. So fußte die Sittlichkeit des Adels während des Mittelalters auf den Prinzipien der Standesehre und der lehnsmännischen Treue, auf der Hingabe an Frauendienst und der Ausdehnung der Adelsherrschaft unter dem Vorwande der Verbreitung des Christenthums mit Schwert, Lanze und Morgenstern. Die praktische Sittlichkeit derjenigen Klasse nun, welche man die Geld=Baronie oder die Bourgeoisie heißt, findet sich systematisch trocken zusammengestellt in den modernen Bibeln der politischen oder National=Oekonomie. Adam Smith war der Erste, der, weil England den übrigen Ländern an industrieller Entwickelung vorausgeeilt war, in einem umfassenden System diese Sittlichkeit niederlegte, nachdem er seine Studien über die Entstehung der Werthe angestellt hatte. Zwar handelt die National=Oekonomie von der Erzeugung, Aufbewahrung und Konsumtion der Güter, betrifft also die Beziehungen des Kapitals, während die alte Sittlichkeit die Beziehungen der Menschen zu einander als mit Willensverantwortlichkeit begabter Wesen ausdrückt: aber darin besteht gerade die Eigenthümlichkeit der Bourgeois=Moral, daß der Mensch nicht mehr als Mensch und nach seiner menschlichen Würde, sondern nach Maßgabe seines Kapitals und, wenn er ein bloß mit Arbeitskraft ausgerüsteter Besitzloser ist, als geringer Marktgegenstand, als dem Preisschwanken unterworfene Waare, beurtheilt wird. Die Sache ist an die Stelle des Menschen getreten. Somit hat sich eine neue moralische Anschauungsweise Bahn gebrochen und sie drängt die alten moralischen Begriffe immer mehr in den Hintergrund. Hieraus erklärt sich theilweise die Sympathie, welche gewisse christliche Geistliche, die Verkünder der alten Sittlichkeit, für die gegen die Herrschaft der Bourgeoisie ankämpfenden Sozialisten an den Tag gelegt haben. Freilich hegen die Jesuiten hinsichtlich der Arbeiterbewegung ihre Hintergedanken. Weil Adam Smith merkte, daß die National=Oekonomie sowohl mit der christlichen, als auch mit der altklassischen Sittlichkeit in Konflikt gerieth: darum unternahm er es, eine besondere Abhandlung über die Moral zu schreiben,*) ähnlich wie der Jenenser National=Oekonom Fr. Gottlob Schulze aus gleichem Grunde bemüht gewesen ist, in die Wirthschaftslehre einen Theil der alten Sittlichkeit einzuschwärzen.**) Im Ganzen haben nur wenige Oekonomen solche Tugendanwandlungen gehabt. Die meisten zogen vielmehr aus den gegebenen Prämissen konsequent die grausamen Schlußfolgerungen mit einer Rohheit, vor welcher selbst die ihre Feinde skalpirenden Rothhäute und die menschenfressenden Kannibalen

---

*) Anm. Der vollständige Titel dieses Werkes heißt: The theory of moral sentiments, or an essay towards an analysis of the principles by which men naturally judge concerning the conduct and characters first of their neighbours and afterswards of themselves. To which is added, a dissertation on the origin of languages. By Adam Smith, C. C. D. Vierte Auflage. London 1774.

**) Vgl. Grundbau der National=Oekonomie von Dr. H. Contzen. Leipzig, 1866. 8°. Contzen ist der Schüler des Oekonomen Schulze aus Jena.

zurückschaudern würden. Man denke nur an den unmenschlichen Malthus!

Gleichwohl darf nicht unberücksichtigt gelassen werden, daß die National-Oekonomen, welche als Väter und Autoritäten der Wirthschaftslehre gelten, nicht etwa die jetzigen wirthschaftlichen Zustände schufen, sondern daß sie das systematisirten, erklärten und weiter entwickelten, was sie bereits in der Praxis vorfanden. Die Klassenmoral der Bourgeoisie war schon fertig, sie hatte sich aus den Besitzverhältnissen herausgestaltet, als jene auftraten. Diese Klassenmoral ist der ausgebildetste, kälteste, raffinirteste und mit eiserner Konsequenz durchgeführte Egoismus. Sie enthält die größte Härte und Lieblosigkeit. Weil aber der Egoismus es seinem Interesse angemessen findet, sich nicht in seiner nackten, abstoßenden Blöße zu zeigen: darum hängt er in der öffentlichen Meinung den Mantel der Humanität um und spielt den Heuchler. Wenn also der Fabrikant seine Arbeiter ausbeutet und sich von ihren Schweißtropfen bereichert, so gibt er sich vor der Oeffentlichkeit den Anschein, als suche er lediglich den Armen einen Lebensunterhalt zu gewähren und für den Volkswohlstand zu sorgen. Indem er die staatliche Gewalt einzudämmen und jene gesetzlichen Bestimmungen zu beseitigen bemüht ist, welche ihn bei seinem Ausbeutungsverfahren hemmen und ihn daran erinnern, daß er sich noch nicht als unumschränkter Geld-Lord betrachten kann: will er sich als Vorkämpfer der allgemeinen Freiheit und des Fortschritts angesehen wissen. Als Märtyrer des Volkswohls feiert er seine politischen Niederlagen mit Zweckessen und verbrämt seinen Mangel an Muth mit Schönrednereien und mit Toasten. Wenn er aus Furcht vor der Entfesselung der Volksgewalt und aus Angst vor Geschäftsstockung oder vor Entwerthung seiner Staatspapiere sich unter den Streichen der absolutistischen Regierung krümmt: beschönigt er seinen Rückzug mit seinem unerschütterlichen Glauben an Recht und Wahrheit, nennt seine Ergebung passiven Widerstand und beruft sich auf die Bildung des Jahrhunderts, welche jeden andern Weg, als den des friedlichen und gesetzlichen Fortschrittes, ausschließe und den endlichen Sieg verbürge. Da die Arbeiter in seinen Augen bloße Arbeits-Instrumente sind, bilden die Kapitalbesitzer allein die Nation. Folglich heißt der Reichthum dieser Wenigen der Nationalreichthum und ihr wirthschaftliches Verfahren die National-Oekonomie. Die für die Bourgeoisie-Klasse schreibenden Zeitungen repräsentiren die öffentliche, für unfehlbar ausgegebene Meinung. Die Volksvertretung soll eine Vertretung des Besitzes sein, daher sie bloß dann gut zu sein scheint, wenn sie aus Zensus-Wahlen hervorgangen ist. Das allgemeine Stimmrecht dagegen wird verworfen, angeblich weil das niedere Volk noch nicht reif ist, im Grunde aber, weil es die Klassenherrschaft hinwegräumt. Mit der Bildung der Bourgeois-Klasse ist es schlecht bestellt; weit davon entfernt, Gediegenheit des Geistes und Charakters zu sein, besteht sie in heuchlerischen Komplimenten, in den glatten Formen der Geschäfts-Routine, in äußerlicher Nachahmung der aristokratischen Sitten, im Prunke des Reichthums und in der Vornehmheit des Geldstolzes. Wissenschaftliches Denken und gründliche Kenntnisse sind selten beim Bour-

geois zu finden; denn seine Weisheit liest er in Zeitungen und Unterhaltungsbüchern auf. Dagegen versteht er über Konzerte, über Schauspielerinnen und Tänzerinnen zu sprechen, ist ein Dilettant der Gemälde und verfeinert seinen Geschmack durch die Akrobaten-Kunststückchen der Reitschule und der Seiltänzerei. Wie sein Schmeerbauch bekundet, fröhnt er den Freuden der Tafel, und wie sein Glatzkopf anzeigen könnte, verachtet er nicht den Kitzel der Wollust. Seine Freundschaft knüpfen die Geschäftsverbindung und die Gewinnsucht, er ist Wohlthäter um des Anstands willen, seine Barmherzigkeit fließt aus Berechnung, er verlangt Dankbarkeit und wünscht seine Großmuth an die große Glocke gehängt zu sehen. Seine Ehen schließt er standesmäßig ab; doch je reicher die Frau ist, desto besser scheint ihm die Partie zu sein. Bei der Kindererziehung sieht er mehr auf Erlangung von Geschäftskenntnissen und auf das bestechende Aeußere, als auf innern Gehalt und Gründlichkeit. Weil ihm die Tiefe abgeht, ist er ein lackirter roher Bursche, aus welchem alsbald der Tartar hervorschimmert, wenn er ein Bischen an der Oberfläche gekratzt wird. Jede Schurkerei verehrt er als Gescheidtheit, sobald sie gewinnbringend und in koulanter Weise ausgeführt ist. Seinem Urtheil gibt die öffentliche Meinung die Richtung, der Erfolg die endgültige Entscheidung. Der Diebstahl gilt ihm für das größte Verbrechen; dagegen ist er, weil er ein unheimliches Prickeln am Halse fühlt, ein abgesagter Feind der Todesstrafe. Indem er Scheu vor Blut hat, läßt er lieber die Armen eines langsamen Hungertodes sterben. Anstatt die gesellschaftlichen Zustände zu ändern, aus welchen mit Nothwendigkeit die Vergehen und Verbrechen hervorwachsen, zieht er es vor, daß die Delinquenten durch Strafgesetze und Zwangsarbeit gebessert werden. Die Volksschulen dünken ihm recht, wenn sie brauchbare Arbeiter heranziehen und der geschäftlichen Ausbeutung nicht im Wege stehen. Insofern er herausfindet, daß der Unglaube das niedere Volk zu größeren Ansprüchen ans Leben treibt und es zügellos macht, sucht er ihm Religion beizubringen und wird unter Umständen gleißnerischer Kirchengänger. Innerhalb seiner vier Pfähle will er als unumschränkter Gebieter walten: weßhalb er seine Arbeitssklaven bloß wie Hände behandelt und in den von ihm beschäftigten Mädchen nebenbei die Dienerinnen seines Harems erblickt. Er huldigt der Maxime, daß gewisse Sünden erlaubt sind, wofern nur das Decorum oder der öffentliche Anstand gewahrt wird. Dagegen verdammt er mit unerbittlicher Strenge jedes öffentliche Skandal und findet in den Klatschereien, welchen pikante Geschichten zu Grunde liegen, einen erquickenden Genuß.

So beschaffen war die Moralität jener Klasse, welche Lassalle Immoralität vorwarf. Allerdings gibt es auch von dieser Regel Ausnahmen; doch die große Mehrheit der Mitglieder der Bourgeoisie kann hier, wo es sich um Beurtheilung des ganzen Gesellschaftstheiles handelt, einzig und allein bei der Beurtheilung maßgebend sein. Lassalle hatte zu mancher Klatscherei Anlaß gegeben, er hatte einige Male theils wegen seiner Beziehung zur emanzipirten Gräfin Hatzfeld, theils wegen seiner Liebesabenteuer mit Frauen aus der Bourgeoisie öffentlichen Skandal erregt: was

ihm jetzt, da er für die Interessen des Arbeiterstandes auftrat, um so mehr als Verbrechen angerechnet wurde, als er selbst seiner ganzen Lebensstellung nach zur Bourgeoisie gehörte. Man wollte ihn durch Auffrischung der Skandalosa in der öffentlichen Meinung vernichten, indem man eine heuchlerische „sittliche Entrüstung" an den Tag legte.

Wenn demnach der Bourgeoisie jede Berechtigung fehlte, an Lassalle den Splitterrichter zu spielen, so wäre dagegen die soziale Demokratie, zu welcher Lassalle sich zählte, viel eher befugt gewesen, genau zu prüfen, ob die Lassalle'schen Sitten und Gewohnheiten sich mit seinem demokratischen Glaubensbekenntnisse auf die Dauer vertragen würden. In dieser Beziehung gab es allerdings im Lassalle'schen Charakter verschiedene Punkte, welche zu Bedenken Anlaß geben mochten; allein die Kühnheit und der Eifer, womit der geniale Agitator die Interessen der Partei gegen die Ueberzahl von Feinden und angesichts der ihm mächtig entgegenwirkenden öffentlichen Meinung geltend machte, wogen alle desfallsigen Zweifel auf. Selbst in dem Falle, wenn er aus vorwiegend persönlichen Motiven und aus falscher Berechnung des Erfolgs seine Arbeiter-Agitation begann, war und blieb sein Auftreten eine große That. Weit davon entfernt, daß die sozial-demokratische Partei es als ihre Aufgabe betrachten konnte, Steine auf Denjenigen werfen zu helfen, welcher mit Muth und Geschick ihre Sache verfocht, mußte sie vielmehr es als ein Gebot der Zweckmäßigkeit ansehen, ihn nach Kräften zu unterstützen und gegenüber der Bourgeosie Farbe zu bekennen.

Lassalle hatte große Schwächen und tiefgehende Leidenschaften. Seine mädchenhafte Eitelkeit, verknüpft mit dem Umstande, daß er der fadesten Schmeichelei zugängig war; sein bis zum unbeugsamen Eigensinn gesteigertes herrisches Wesen, welches sich mitunter dem klar vorliegenden Besseren verschloß; seine Genußsucht in Beziehung auf Frauen, die ihn Alles vergessen und ihm seine Jahresrente von mehr als 5000 Thalern nicht hinreichend erscheinen ließ; endlich sein Haschen nach der Beistimmung von Autoritäten, welches sich oft vergriff und ihm sogar die Bundesgenossenschaft eines Kreuzzeitungs-Wagener, eines ultramontanen Bischofs Ketteler und eines reaktionären Professors Huber annehmbar machte: — das waren verwundbare Stellen an dem sonst so gut gewappneten Manne, wohl geeignet, die sozial-demokratische Partei einigermaßen zur Vorsicht zu mahnen. Auf der andern Seite jedoch besaß Lassalle wieder so viele schätzenswerthe und liebenswürdige, einem tüchtigen Agitator nothwendige Eigenschaften, daß seine Parteigenossen, so lange, als seine Schwächen ihn nicht zu prinzipwidrigen eklatanten Schritten verleiteten, über sein Vorgehen erfreut sein konnten.

An seinen Leidenschaften, an seinen inneren Widersprüchen ist er gefallen. Gleich den Helden der Tragödie ging er durch eigne Schuld zu Grunde. Inmitten der Agitation ereilte ihn in Folge eines Liebesabenteuers frühzeitig und jählings der Tod. Die Strafe des der Agitation Fremdartigen in seiner Natur brach mit der Unerbittlichkeit des unaufhaltsamen Verhängnisses über ihn herein. Nichtsdestoweniger wird sein An-

gedenken seinen Parteigenossen insofern theuer bleiben, als sie sich seiner Verdienste um die Demokratie erinnern, und als sie die geschichtliche Erfahrung in Betracht ziehen, daß selbst die ausgezeichnetsten Männer nie von allen Mängeln frei gewesen sind. Nur abergläubische Anhänger Lassalle's, welche ihn zu einem Propheten, Heiligen und Religionsstifter stempeln, werden, weil sie nicht denken können und Nichts wissen, sich der geschichtlichen Wahrheit verschließen.

Erstes Kapitel.

Einiges aus Lassalle's Leben.

Ferdinand Lassalle, geboren am 11. April 1825 zu Breslau, stammte von streng israelitischen Aeltern her. Er wurde in der Religion derselben erzogen und trat selbst im reifen Alter nicht, wie jedoch hin und wieder behauptet worden ist, zum Christenthum über. Denn als Denker war er, gleich dem Philosophen Spinoza, keinem solchen Religionswechsel hold. Indeß nahm er mit seinem ursprünglich Lassal lautenden Familiennamen, weil ihm der jüdische Klang desselben nicht gefiel, insofern eine kleine Aenderung vor, als er ihn durch Anhängung der Endung le in den aus der ersten französischen Revolution ihm wohlbekannten, volltönenden Namen Lassalle verwandelte.

Schon in seiner Kindheit zeigte er viel Selbstgefühl. Zeuge dessen ist ein von ihm damals geführtes Tagebuch, worin er seine Betrachtungen und Empfindungen bei erlittenem Unrechte, namentlich wenn er verkannt wurde, niederschrieb. Da sein Vater Engrossist war, hatte der Knabe Ferdinand frühzeitig Gelegenheit, Blicke in das Verfahren der Bourgeoisie zu thun. Lassalle erzählt uns in seinem Buche „Bastiat-Schulze", wie er bereits im zwölften Jahre den Grund eingesehen habe, warum seine Mutter und Schwester, wenn sie Stoffe zu Kleidern brauchten, bei Detail-Händlern kauften, trotzdem daß sein Vater im Großen mit dergleichen Stoffen handelte. Zu der Abneigung, welche er als Mann gegen die Bourgeoisie bekundete, legte er wahrscheinlich schon als Knabe im älterlichen Hause die Grundlage.

Lassalle sollte nach seines Vaters Wunsch Handelsmann werden. Darum wurde er nach Leipzig auf die Handelsschule gethan. Aber die ins kaufmännische Fach einschlagenden Studien sagten ihm so wenig zu, und er machte so geringe Fortschritte, daß der Schuldirektor meinte: weil aus diesem Zöglinge doch nichts Rechtes würde, wäre es besser, denselben von der Anstalt hinwegzunehmen.

Nun kam Lassalle ins väterliche Haus zurück, wo er, indem sein Vater sich wenig um ihn bekümmerte, sich durch Privatunterricht für die Universität vorbereiten ließ. Nachdem er noch sehr jung das Maturitäts-Examen bestanden hatte, studirte er in seiner Vaterstadt und auf der Berliner Universität Philologie. Denn die Sprachkunde schien ihm für alle übrigen Wissenschaften der Schlüssel zu sein. Einen weit bessern Schlüssel entdeckte er bald in der Hegel'schen Philosophie, welcher er mit Fleiß oblag und der er nachzurühmen pflegte, daß man vermittelst ihrer Dialektik alle — auch die schwierigsten — Disziplinen leicht bemeistern könne. Auf der Universität baute er sich seine Welt auf. Hier sog er die Ideen des jungen Deutschlands ein und eignete sich jene Geistesrichtung an, welche damals im Parteiwesen die radikale oder revolutionäre hieß. Ein Fach- oder Brotstudium betrieb er nicht. Die Behauptung des Nekrologs der Augsburger Allgemeinen Zeitung (September 1864), daß er auf der Universität Jurisprudenz studirt und zu Düsseldorf als Gerichtsbeamter fungirt habe, ist also unrichtig.

Nachdem Lassalle die Universität verlassen hatte, lebte er als junger unabhängiger Privatgelehrter am Rhein. Auch besuchte er auf einige Zeit Paris, theils um das dortige weltstädtische Leben zu genießen, theils wohl nicht minder, um in den Pariser Bibliotheken wissenschaftliche Forschungen in Betreff der alten jonischen Philosophie anzustellen. In Paris verbrachte er mit Heinrich Heine angenehme Tage, suchte die mißliche pekuniäre Lage des lebenslustigen Dichters zu erleichtern und erregte die Bewunderung desselben in so hohem Grade, daß Heine in einem Briefe an Varnhagen, worin er Lassalle seinen Freund nennt, bekannte, noch keinen jungen Mann mit so vielen Kenntnissen und Anlagen und mit solcher „habilité im Handeln" getroffen zu haben. Heine war Lassalle's Schwester befreundet.

Was Lassalle an den Rhein zog: ob persönliche Bekanntschaft oder ein anderer Grund — bleibe dahin gestellt. Gewiß ist, daß er als Verehrer der schönen Natur und als Liebhaber des frischen heitern Volkslebens sich dort sehr behaglich fühlte. Sein Hauptaufenthaltsort war Düsseldorf, die Heimath Heine's.

Ein gutes Stück Wegs davon entfernt — im Westphälischen — liegt auf einer von der Sieg gebildeten Insel das alte unansehnliche Schloß der Grafen von Hatzfeldt. Ringsum erstrecken sich die gräflichen Besitzungen, meist aus Dörfern und Wäldern und aus nur einer einzigen kleinen Stadt bestehend. Wie man sich im Volke erzählt, saßen vordem in der Grafschaft wohlhabende Erbpächter, die Nachkommen jener freien Eigenthümer, welche im Mittelalter daselbst durch adelige Uebergriffe in Abhängigkeit herabgedrückt worden, aber an dem früher eigenthümlich besessenen Boden haften geblieben waren. Als Erbpächter konnten sie nicht von ihren Wohnsitzen vertrieben werden. Sie wurden es durch eine List, um nicht zu sagen: durch etwas Schlimmeres. Es wird nämlich berichtet: Dreißig Jahre lang sei den guten Leuten bei Entrichtung ihres Erbpachtes auf den Quittungen geflissentlich das Wort „Erb" weggelassen worden, und als sie, nichts Böses ahnend, diese kleine Weglassung sich haben ge-

fallen lassen, so habe zu ihrem Schrecken, zufolge dem Rechte der Verjährung, ihr Pachtverhältniß aufgehört, als ein gerichtliches anerkannt zu werden. Demnach sollen sie also, wie die Fama erzählt, sich haben bequemen müssen, nunmehr die hohen Pachtbedingungen des zu einem völlig freien Eigenthum gelangten Grafen von Hatzfeldt einzugehen, wenn ihnen überhaupt noch derselbe Bedingungen zu stellen geruhte, oder das Weite zu suchen. Wie dem aber auch sei: so viel steht fest, daß die gräflichen Unterthanen über große Härte klagten.

Ein viel schöneres Schloß, als in seinem Stammlande, besaß der Graf von Hatzfeldt zu Düsseldorf, wo er sich häufig aufhielt. Ebendaselbst weilte in jener Zeit, welche hier in Betracht kommt, seine Gemahlin Sophie, eine geborene Fürstin von Hatzfeldt. Sie war eine stattliche Reiterin, nicht gerade häßlich von Gestalt und benahm sich in jeder Hinsicht wie eine jener Emanzipirten Roms, vor denen uns, wie Heine in seinem „Wintermährchen“ witzig bemerkt, der Cheruskerfürst Hermann durch den berühmten Sieg im Teutoburger Walde behütet hat. Sie hatte den Grafen sehr jung geheirathet, konnte aber dessen ungeachtet von demselben nicht zur glücklichen Hausfrau gezähmt werden. Vielleicht kamen die gelbe Eifersucht und der blasse Neid, vielleicht der Kampf um die Hegemonie ins Spiel. Kurzum es geschah, was oft zu passiren pflegt, daß der kurzen Wonne der Honigmonde erst Kälte und Spannung, dann Schmollen und Gram, und hierauf in Gewitterausbrüchen Zank, Streit und Tobsucht folgten. Ueber einen solchen Zustand wächst höchst selten das Gras der Vergessenheit; im Gegentheil überranken den giftigen Boden die nicht ausbleibenden Pfläuzchen Sweet-William und ähnliche vegetabilische Erscheinungen.

Leider ließ sich der kaum zwanzig Jahre alte, von Alexander von Humboldt das „Wunderkind“ genannte, Lassalle durch die Künste eines erfahrenen Weibes verlocken, sich in den Hatzfeldt'schen Ehescheidungs- und Theilungsprozeß, in jene allerdings nicht zu den Familienraritäten gehörenden Skandalosa, welche sich von den gemeinsten plebejischen bis in die höchsten aristokratischen Kreise verzweigten und mit widerlichen Intriguen verflochten waren, nicht nur einzumischen, sondern seitdem unablässig seine Verbindung mit der edlen Dame fortzusetzen. Man kann nicht sagen, daß seine Ansichten über die Frauen dabei gewannen. Seine ausgezeichneten Kräfte fast ganz dem Dienste der Gräfin widmend, brachte er, indem er selbst im Gefängnisse für dieselbe thätig war, nach achtjährigem Bemühen zwischen dem Grafen und dessen Gattin einen Vergleich zu Stande, wodurch letztere in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gelangte. Doch zog er sich in diesem unbedachten Handel auch die am 11. August 1848 vor dem Assisenhofe in Köln zur Verhandlung gekommene, nachher oft von seinen politischen Gegnern ausgebeutete Anklage der Verleitung zum Kassetten-Diebstahl zu, weil er am 20. August 1846 einem gewissen Dr. Mendelssohn, welcher ebenfalls im Netze der unschuldig verfolgten Frau flatterte, den Auftrag ertheilt hatte, der Baronin von Meyendorff, der Geliebten des Grafen, welche ein wichtiges Dokument — wie vermuthet wurde, in

ihrer Kassette — bei sich führte, so weit als möglich nachzureisen und sich von ihr auf jede Art das Aktenstück zu verschaffen. Mendelssohn hatte darauf im „Mainzer Hofe" zu Köln sich jener, nur Schmucksachen enthaltenden Kassette der Baronin heimlich bemächtigt und wurde im Februar 1848 dafür gerichtlich verurtheilt, wennschon ein dritter Betheiligter, welcher den jüdischen Namen Oppenheim führte, 1846 von den Geschworenen freigesprochen worden war.

Lassalle wurde nicht verurtheilt, sondern von der Instanz entbunden. Ihm bot seine Vertheidigung die Gelegenheit, in öffentlicher Sitzung seinen Scharfsinn zu entwickeln und seine Beredtsamkeit zu entfalten. In der That behandelte er hier einen lohnenden Stoff. Er konnte mit künstlerischer Hand ein verstricktes Gewebe von Kniffen und Ränken auseinanderlegen, durfte die Verfolgungen eines harten Gemahls gegen ein nicht uninteressantes, nur um ihre theuren, zarten Kindlein bekümmertes Weib mit den schwärzesten Farben malen und vermochte endlich auch seine eigne ritterliche Rolle, sein eignes braves, von keinerlei Liebeslust oder Gewinnsucht beeinflußtes Handeln in das vortheilhafteste Licht zu stellen. So eine glänzende Vertheidigungsrede, wie er sie in dieser heikligen Sache hielt, war nie zuvor im Kölner Assisenhofe gehört worden. Er triumphirte.

Aber wog wohl dieser ephemere Glanz den seinem Namen angehefteten Makel auf? Wurde der Ruhm seiner Beredtsamkeit und der kurze Rausch des forensischen Sieges nicht durch die Nachtheile übertroffen, welche er nicht mehr abwehren konnte, nachdem er einmal gräfliches Pech angegriffen hatte? Und konnte er die zweideutige Liaison, die ihre leidigen Folgen haben mußte, leicht wieder von sich abschütteln? Aber noch mehr. Wenn die Hatzfeldt'sche Prozeßsache für ihn den Nutzen hatte, daß sie ihn in die Rechtswissenschaft, mit welcher er zuvor völlig unbekannt gewesen war, praktisch einführte, so war sie dagegen auch mit dem immensen Nachtheile verknüpft, daß er, indem er sich ihr hingab, seine großen Talente, welche frühzeitig dem Gemeinwohl hätten nutzbar gemacht werden sollen, an eine rein private Angelegenheit verschwendete und daß er mit einer Dame liirt wurde, welche sich krampfhaft an sein besseres Element, durch das sie gewann, anklammerte, um nun bis an sein Lebensende schwächend und verschlechternd an seiner geistigen Atmosphäre zu saugen: ein Schaden, der ihm weder durch die wohlverstandene, klettenartige Anhänglichkeit der Gräfin, noch durch pekuniären Entgelt seiner Anstrengungen aufgewogen werden konnte. Er sah dieß in seinem letzten Lebensjahre selbst ein und sprach sich im trauten Freundeskreise dahin aus, daß er jetzt, wenn er die Vergangenheit zurückrufen könnte, anders handeln würde. Lassalle opferte der Gräfin Hatzfeldt seine Jugend und seine Reputation, und aus dem Umgange mit dieser Freundin schlich sich in seine polemischen Schriften in unbewachten Augenblicken ein Ton ein, der durch die sonst so männliche, reine und volltönende Sprache hindurch wie das persönliche Schelten eines Weibes vibrirt und mitten in reinen Akkorden, gleich dem Herausklingen falscher Quinten, verletzend das fein musikalische Ohr des Lesers berührt. Wenn der Umgang mit bescheidenen sittsamen Frauen den Mann glättet

und liebevoll macht, wirkt der Umgang mit jenen Unholdinnen, welche nichts Ganzes, sondern von beiden Geschlechtern ein karrikaturähnliches Gemisch sind, selbst bei dem stärksten und besten Manne fast immer unvortheilhaft; denn der unausgesetzten Nadelstiche solcher modernen Amazonen kann sich keiner ganz erwehren. Auch Lassalle konnte dieser unheilvollen Wirkung nicht entgehen.

Nur das Jahr 1848 mit den stürmischen Vorgängen störte auf kurze Zeit seine ungetheilte Hingabe an die Hatzfeldt'sche Zänkerei und mahnte ihn daran, daß er noch etwas Besseres thun könnte, als in den Irrgängen gräflicher Familien-Skandalosa herumzufahren und herumgehetzt zu werden. Indeß verhinderte ihn seine Verwicklung in die Hatzfeldt'sche Sache, sich mit ganzer Kraft und ohne jede weitere Rücksicht in die Bewegung hineinzuwerfen. Fiel doch sein Kassetten-Prozeß, der ihn nicht wenig beschäftigte, in den August-Monat jenes aufgeregten Jahres. Erst als die Novembertage über Preußen hereinbrachen, machte sich die seiner Natur innewohnende politische Energie Luft. Doch auch jetzt noch vermochte er sich nicht aus dem engen Zauberkreise, der ihn in den Bezirk Düsseldorfs festgebannt hielt, loszureißen, um in der preußischen Hauptstadt, am Orte der Entscheidung, wirksam zu sein.

Nun ein Wort über Lassalle's Parteistellung. Die sozial-demokratische Partei, zu welcher Lassalle gehörte, war damals verhältnißmäßig stark. Sie hatte in der Pariser Februar-Revolution den Ausschlag gegeben; denn der Sturz des französischen Bourgeois-Königthums und die Herstellung der Republik war ihr Werk gewesen. Trotzdem war sie in Frankreich nicht zur Herrschaft gelangt, sondern wurde, als sie selbige zu erringen trachtete, im Juni 1848 nach blutigem Kampfe aufs Haupt geschlagen und mit der größten Grausamkeit völlig zu vernichten gesucht. Ungeachtet dieser verhängnißvollen Niederlage erholte sie sich wieder und hatte noch mehrmals günstige Chancen. In Deutschland hatte sie überall, namentlich auch am Rhein, Anhänger, obschon sie hier bei Weitem nicht über eine solche Macht verfügte, wie in Frankreich. Das beste und gelesenste Organ derselben war die von Karl Marx redigirte „Neue Rheinische Zeitung", an welcher Engels, Freiligrath, Schapper, Wolff und viele andere bekannte Männer mitarbeiteten. Das Jahr 1848 führte den jungen Lassalle in den Sozialismus ein, und das, was er später als Arbeiter-Agitator aufstellte, war bloß ein durch die vieljährige Reaktion abgeschwächter Nachklang dessen, was 1848 in viel größerem Maße zu erreichen gesucht wurde. Lassalle zählte zu den Arbeiterführern, deren es damals viele gab. Wer also glaubt, daß er 1863 gleichsam eine neue Religion gestiftet habe, der kennt eben die Geschichte der letzten dreißig Jahre nicht.

Bei dem Konflikte zwischen der Berliner Vereinbarungsversammlung und der preußischen Regierung forderte Lassalle in Düsseldorf zum bewaffneten Kampfe gegen den drohenden Staatsstreich auf, suchte, um einen geschlossenen Widerstand gegen den Absolutismus zu erzeugen, die Arbeiter mit der Bourgeoisie zu verbinden, und unternahm es, als von den Ver-

liner Abgeordneten die Steuerverweigerung beschlossen worden war, an die Düsseldorfer Regierungskassen Siegel anzulegen. Ferner bildete er mit mehreren angesehenen Bürgern Düsseldorfs einen Aufstandsausschuß und erließ gedruckte Aufrufe, worin das Publikum zu Beiträgen von Geld und Waffen behufs Bekämpfung der Regierung eingeladen wurde.

Dieses revolutionären Vorgehens wegen ward er noch im November 1848, als unter dem General Drigalski und dem Herrn von Spiegel der Belagerungszustand über Düsseldorf verhängt worden war, nebst Cantador, dem Chef der Düsseldorfer Bürgerwehr, verhaftet und unter die Anklage gestellt: „durch Reden an öffentlichen Orten und Plakate die Bürger zur Bewaffnung gegen die königliche Gewalt aufgereizt und den Bürgerkrieg zu erregen versucht zu haben."

Zwar wurde der Mitgefangene Cantador schon bald nach erfolgter Verhaftung auf freien Fuß gesetzt; allein Lassalle hatte beinahe volle sechs Monate im Gefängniße zu bleiben. Denn er kam erst am 3. Mai 1849 in Düsseldorf vor die Assisen.

Sein Benehmen in dieser Sache verdient nicht unerwähnt zu bleiben. Er ersuchte nämlich in einem ausführlichen Schreiben vom 11. Dezember 1848 den Instruktionsrichter, unter Protest gegen das gerichtliche Verfahren, weil dasselbe ein Beispiel von den rückwirkenden Folgen der nunmehr glücklich vollbrachten königlichen Contre-Revolution sei, der königlichen Rathskammer ungesäumt mit Vorlegung des Protestes Bericht abzustatten, damit dieselbe die Zurückweisung der Verfolgung und die sofortige Freilassung beschließen könne. Er schrieb: „In strenger Konsequenz dessen und alles oben Gesagten ist es mir nicht möglich, mich in der gegen mich erhobenen Beschuldigung irgend einem angeblichen richterlichen Verhör zu unterziehen, irgend eine Frage zu beantworten und so die formelle Rechtsbeständigkeit eines gewaltthätigen Verfahrens anzuerkennen und mich zum Komplizen einer Gesetzesverspottung zu machen. Ich werde in meinem Kerker Alles erdulden, was der Säbel, die Formen des Rechts entweihend, über mich verhängt; ich werde lieber dulden, daß mein Prozeß, indem ich verschmähe, Aufklärungen in faktischer Hinsicht zu geben, welche alle etwaigen Belastungsgründe sofort beseitigen würden, die nachtheiligste Gestalt für mich annehme, als durch Ertheilung von Antworten und sonstiger Vollziehung irgend einer Prozedur-Förmlichkeit meinerseits eine Rolle in dem Rechtsgaukelspiel übernehmen, welches die Gewalt aufzuführen beliebt."

Ebenso konsequent benahm sich Lassalle vor den Geschworenen. Seine Vertheidigungsrede liegt uns im Druck vor. Während er sich ausdrücklich als „Anhänger der sozial-demokratischen Republik" bekannte, erklärte er, daß er, bloß um den Staatsanwalt wirksam schlagen zu können, sich auf den konstitutionellen Rechtsboden der Berliner Vereinbarungsversammlung stellen wolle. Stolz rief er aus:

„Ich will, ich mag auf keinen andern Grund hin von Ihnen freigesprochen sein, meine Herren, als auf jenen souverainen, daß der Aufruf zu den Waffen damals das Recht und die Pflicht des Landes war."

Dagegen sprach er sich mit der größten Bitterkeit über den durch die

Steuerverweigerer adoptirten „passiven Widerstand" aus, den er als das Produkt folgender Faktoren: „der klar erkannten Schuldigkeit, pflichtmäßig widerstehen zu müssen, und der persönlichen Feigheit, nicht auf Gefahr von Leib und Leben widerstehen zu wollen", bezeichnete. „Der passive Widerstand", sagte er, „das ist der Widerspruch in sich selber, es ist der duldende Widerstand, der nicht widerstehende Widerstand, der Widerstand, der kein Widerstand ist. Der passive Widerstand, das ist wie Lichtenbergs Messer ohne Stiel, dem die Klinge fehlt, das ist wie der Pelz, den man waschen soll, ohne ihn naß zu machen. Der passive Widerstand, das ist der bloße innere böse Wille ohne äußere That. Die Krone konfiszirte die Volksfreiheit, und die preußische Nationalversammlung dekretirte zum Schutze des Volks den bösen Willen. Unbegreiflich würde es sein, wie die allergewöhnlichste Logik es zuließ, daß eine gesetzgebende Versammlung sich mit solcher unvergleichlicher Lächerlichkeit beflecken konnte, wenn es nicht zu begreiflich wäre."

Lassalle war unter den vielen Verhafteten der Novembertage der einzige, der sich, gestützt auf das Recht der Nothwehr und auf das Revolutionsrecht, mit solcher Kühnheit und Gewandtheit vertheidigte. Selbst die politischen Gegner konnten nicht umhin, seinem Muthe, seiner Freimüthigkeit und seinem Parteistolze Anerkennung zu zollen. Die Geschworenen sprachen ihn frei. Indeß wurde er jetzt unter der Anklage, mindestens zur Widersetzlichkeit gegen Regierungsbeamte aufgefordert zu haben, in Gemäßheit des Art. 209 des Code pénal vor das Korrektionsgericht gestellt. Obschon er nun sich tapfer dagegen wehrte, daß man ihn jetzt wegen eines geringeren Vergehens verfolgte, als das war, welches wirklich begangen zu haben er eingestand, wurde er nichtsdestoweniger für schuldig erklärt, am 13. November 1848 auf der Hauptwache der Düsseldorfer Bürgerwehr zu gewaltsamer Erhebung aufgefordert zu haben. Demzufolge ward ihm eine sechsmonatliche Gefängnißstrafe zuerkannt.

Das Herrische seines Wesens verläugnete sich keineswegs während der Haft. Wie Julius Cäsar einst in der Gefangenschaft der Seeräuber den Herrn spielte, so auch pflegte Lassalle, weit davon entfernt, sich den Hausregeln streng zu fügen, den Gefängnißwärtern Befehle zu ertheilen. Wenn dieselben ihm irgend wie ihre Autorität fühlen lassen wollten, gab es sehr heftige Auftritte. Als er erfuhr, daß seine Schwester für ihn ein Gnadengesuch eingereicht habe, richtete er sofort ein Schreiben an den König, um sich gegen jedes Mißverständniß zu verwahren. Uebrigens hatte er, weil er wohlhabend war, im Gefängnisse nicht über Härte zu klagen. Nach Wiedererlangung seiner Freiheit unterstützte er zahlreiche politische Gefangene und Flüchtlinge. Mancher von denen, die dem Kerker entronnen waren, suchte und fand bei ihm Aufnahme und Weiterbeförderung.

Sein Vertrauter in Düsseldorf war ein schlichter, treuer Arbeiter, Namens Kichniawy. Dieser besuchte ihn nach gethaner Arbeit täglich. Lassalle plauderte mit ihm oft bis tief in die Nacht hinein, las ihm Stellen aus Büchern oder Selbstverfaßtes vor und theilte ihm seine Entwürfe mit. Dafür verrichtete ihm der Vertraute auch manch' kleinen Liebesdienst. Ehe

der vortheilhafte Vergleich mit dem Grafen Hatzfeldt abgeschlossen worden war, gerieth Lassalle hin und wieder in Geldbedrängniß.

Mit der Gräfin Hatzfeldt bewohnte er ein und dasselbe Haus. Wenn sie ihn auch einmal durch ihre Rechthaberei in eine jener Zornesaufwallungen versetzte, die bei ihm fürchterlich waren, daß er alles Zerbrechliche, welches ihm erreichbar war, zertrümmerte: war er doch im nächsten Augenblick wieder herzensgut und bereute es aufrichtig, daß er sich zur Wuth hatte hinreißen lassen. Die Gräfin, welche alle seine Eigenheiten kannte und trefflich zu benutzen verstand, besaß über ihn nach den einstimmigen Aussagen seiner Düsseldorfer Freunde eine solche Herrschaft, daß er keinen andern Hemdeknopf und keine andere Busennadel, als sie gerade wünschte, tragen durfte. In seinen Mußestunden unternahm er anstrengende Spaziergänge, stählte seinen Körper durch Turnen, oder übte sich im Schießen und Fechten. Doch konnte er, obschon er Genüsse nicht verschmähte, ohne Erholung auch wochenlang über den Büchern sitzen und ging namentlich dann nicht aus, wenn er mit literarischen Arbeiten beschäftigt war.

Außer ungedruckten Vorträgen, die er vor einem Kreise von Düsseldorfer Bekannten über die erste französische Revolution hielt, sind die geschichtlichen Arbeiten zu erwähnen, die er in Bezug auf die deutsche Reformationszeit vornahm. Die Erforschung jener Epoche hatte für ihn Reiz, weil die Reformation die letzte große Handlung der deutschen Nation in sich schloß, und weil damals, nachdem die Einheitsversuche fehlgeschlagen waren, die Zersplitterung in Deutschland sich gänzlich festsetzte: wodurch die Deutschen als Nation in Europa zur Bedeutungslosigkeit herabsanken. Die Lust und Liebe, womit er dieses Studium betrieb, spornte ihn zu einem dramatischen Versuche an, der uns in seinem Drama „Franz von Sickingen" vorliegt. Nicht ohne Tendenz für seine Zeitgenossen, die aus Ueberschätzung der verflachten Bildung die Hände in den Schooß legten, betonte er in diesem Drama mit besonderem Nachdruck, daß alles Große in der Geschichte sich erst habe durch das Schwert Bahn brechen müssen. In Sickingen's Tochter wollte er sein Ideal der Frauenwelt darstellen. Indeß war Lassalle kein Dichter; denn das Gemüth nahm bei ihm eine sehr untergeordnete Stellung ein. Wenn sein Sickingen reich an hübschen Gedanken ist, ist er doch arm an eigentlicher Poesie. Verse mit zu viel oder zu wenig Füßen sind darin nicht selten, die ganze Anlage ist nicht künstlerisch, die Rhetorik überwiegt, und die Handlung muß dürftig genannt werden. Lassalle ließ es bei diesem ersten dramatischen Versuche sein Bewenden haben.

Endlich faßte er doch den Entschluß, Düsseldorf zu verlassen und nach Berlin überzusiedeln. Allein dieser Wohnungswechsel war mit einigen Schwierigkeiten verbunden, da Lassalle politisch kompromittirt war. Unter Manteuffel's Regimente war es nämlich feststehende Regel, daß den irgendwie hervorragenden Demokraten des Jahres 1848, wenn sie nicht ins Regierungslager übergegangen waren, die Niederlassung in Berlin verwehrt wurde. Diese Strenge dauerte noch fort bis zu der Zeit, in welcher Herr von Bismarck seinen Posten als Bundestagsgesandter bereits mit

dem Gesandtschaftsposten in Petersburg vertauscht hatte. Denn durch die Fürsprache Bismarck's erhielt Herr v. Unruh die Erlaubniß, seine Stellung in einer Berliner Fabrik zu übernehmen. Was aber Herrn von Unruh und Andern nicht ohne Weiteres gestattet wurde, war auch Lassalle nicht erlaubt. Doch selbiger wußte mit List und Protektion die Schwierigkeiten zu überwinden. Nachdem er sich als Fuhrmann verkleidet in Berlin eingeschmuggelt hatte, begab er sich zu seinem Gönner Alexander von Humboldt und erhielt durch dessen Fürsprache beim Könige die Erlaubniß zum ungehinderten Aufenthalte in Berlin.

Wenn er die Hoffnung gehegt hatte, sich in Berlin selbstständiger und freier, als in Düsseldorf, bewegen zu können, so erfüllte sich selbige hinsichtlich seines Verhältnisses zur Gräfin Hatzfeldt schlechterdings nicht. Denn die Gräfin ließ nicht von ihm ab. Zwar bewohnte sie hier mit ihm nicht wieder dasselbe Haus; aber sie besuchte ihn täglich und dinirte sogar mit ihm. Für Viele, welche gegen Lassalle freundschaftlich gesinnt waren, war der Ruf der Gräfin die Ursache, daß sie Bedenken trugen, häufig mit ihm umzugehen, wenn auch andererseits seine eigene Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit, sowie besonders seine Beziehung zu Humboldt ihm als sehr wirksame Empfehlung dienten. Er stand in freundschaftlicher Verbindung mit Böckh, Förster, Ziegler, Hans von Bülow und Andern. Mit dem General von Pfuel zusammen ward er in die philosophische Gesellschaft aufgenommen, und zwar wurde statutengemäß über Pfuel abgestimmt, während Lassalle, weil er der Verfasser des Werkes „Herakleitos der Dunkle" war, sich keiner Abstimmung zu unterziehen hatte.

In welchem Ansehen Lassalle bei den Mitgliedern der philosophischen Gesellschaft stand, läßt sich daraus entnehmen, daß er den ehrenvollen Auftrag empfing, bei der Fichtefeier die Festrede zu halten. Er entledigte sich dieser Aufgabe, indem er gleichsam die Philosophie der neuern Philosophie darlegte, d. h. indem er aus dem Wesen der Philosophie selbst nachwies, daß die aufeinander folgenden philosophischen Systeme von Kant, Fichte und Hegel eine einzige, nur stufenweise entwickelte und vervollkommnete Philosophie sind. Auf diese Weise ehrte er nicht bloß Fichte, ohne Hegel zu nahe zu treten, sondern konnte auch seine eigne große philosophische Befähigung darthun. Freilich war Lassalle's Vortrag weder im Einklange mit der herkömmlichen Art, noch nach dem Wunsche des größten Theils seiner Zuhörer. Offenbar hatten viele von ihnen nicht das rechte Verständniß dafür. Denn die Vergeistigung des Geistes der größten Denker, die Abstraktion in der höchsten Potenz, erforderte nicht bloß wissenschaftlichen Ernst, fleißige Forschung und die Durchdringung des Gegenstandes bei dem Vortragenden, sondern auch die nämlichen Eigenschaften bei den Zuhörern. Letztere, an volksthümliche, oberflächliche und leicht faßliche Vorträge gewöhnt, dabei auch wohl auf das mit der Feier verbundene Festmahl bedacht, verließen daher allmählich das Zimmer der Festrede, um sich nach dem Zimmer des leckern Mahles zu verfügen. Der gekränkte Lassalle erhielt dadurch den Beweis, wie wenig wissenschaftliche Gediegenheit selbst bei den Mitgliedern mancher philosophischen Gesellschaften, die

oft nur Sache der Mode, des aparten Tones und gelehrten Anstrichs sind, vorhanden sein kann. Gleichwohl ermangelte sein Vortrag nicht ganz der populären Würze, da er nicht unterließ, Fichte auch von der patriotischen Seite darzustellen, indem er voll Wärme auseinandersetzte, daß Fichte eifrig die Idee der deutschen Einheit gepflegt und dem deutschen Volke prophezeiht hatte, es werde — ein Vorbild unter den Völkern der Erde — einst die gerechtesten und vollkommensten Staatseinrichtungen haben.

Den Ansichten Fichte's über die deutsche Einheit legte Lassalle zu viel Gewicht bei, wofern er nicht etwa Fichte's Anschauungen benutzte, um seine eignen mit einem gelehrten Zierwerke auszuschmücken. Ein Kritiker hat von Lassalle ganz richtig bemerkt, daß er es bei allem Demagogenthum liebte, an seinem Jakobiner=Dolche einen zierlichen Griff zu haben und an seiner phrygischen Mütze schöne Stickereien zu tragen. Wegen dieses Hanges war ihm auch jener vom Geschichtsschreiber Förster geschenkte Stock Robespierre's, den er immer bei sich führte, sehr viel werth. Die großen Philosophen der Neuzeit durch die Bank stehen noch in den polischen Kinderschuhen und können darum in politischen Dingen nicht für Autoritäten gelten, obschon sich hin und wieder ihre Aussprüche als rhetorischer Schmuck verwerthen lassen. Man betrachte nur genau die staatsrechtlichen Auslassungen eines Spinoza, die staatsrechtliche Stümperei eines Kant, die von einseitigem Standpunkte des Kampfes gegen Napoleon Bonaparte eingegebenen Fichte'schen Reden an die deutsche Nation und endlich Hegel's Abhandlung über das Staatsrecht, so wird man sich überzeugen, daß sich die genannten großen Denker nicht dazu eignen, für die Gegenwart maßgebend zu sein. Sie bewegen sich durchaus im Reiche der Abstraktion, von der sozialen Unterlage verstehen sie so gut wie gar Nichts, und sie trifft somit der Tadel, den Lassalle in der Vorrede zum „Systeme der erworbenen Rechte" gegen die Wortführer der liberalen Bourgeoisie schleudert. Wenn Lassalle die politische Anschauung Fichte's über Gebühr erhob, so verfiel er damit in einen jener seltsamen Widersprüche, denen wir bei ihm hier und da begegnen.

In einen solchen innern Widerspruch verfiel er auch, als er seine Broschüre: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußen's — eine Stimme aus der Demokratie", schrieb. Lassalle verließ in derselben den demokratischen Standpunkt, um nach der Manier der Gothaer preußische Realpolitik zu treiben. Er schrieb also nicht als Demokrat, sondern als preußischer Monarchist. Indem er jedoch fortwährend vom demokratischen Standpunkte aus darin zu schreiben behauptete, beging er vielfache Inkonsequenzen. Während er zum Beispiel den bei der Demokratie verhaßten Louis Napoleon auf das Unglimpflichste behandelte, schwieg er klüglich über Viktor Emanuel, obschon dieser in Italien weiter Nichts als bonapartistische Politik trieb, und während Lassalle für Frankreich die demokratische Bewegung als das Naturgemäße und sich von selbst Verstehende voraussetzte, sah er hinsichtlich Italien's die monarchische Bewegung für naturgemäß an. Ebenso widerspruchsvoll ist seine Auffassung der Nationalitäten=Lehre. Denn auf Seite 6 hält er die Nationalitäten=Bewegung

nicht bloß für rein demokratisch, sondern behauptet sogar, daß sie die Grundlage aller Demokratie sei, weil die Autonomie nach Außen erst das Recht auf Autonomie nach Innen verleihe. Als ob nicht gerade umgekehrt immer erst die innere Souverainetät vorhanden sein müßte, um sich nach Außen geltend machen zu können, und als ob überhaupt ein inhaltsleeres Innere nach Außen Wirkungen auszuüben vermöchte! Er setzt also absurderweise einen Kreis ohne Mittelpunkt voraus, an dem die Peripherie, die doch den innern Punkt, den Mittelpunkt, zu ihrem Ausgangspunkte haben muß, Alles ist. Während er nun auf Seite 6 in der Nationalitäten-Bewegung den Urquell der Demokratie entdeckt hat, scheint ihm dagegen auf Seite 47 sich die Sache ganz anders zu verhalten. Denn dort scheint ihm das Prinzip der Nationalitäten nicht mehr die Grundlage aller Demokratie und nicht mehr ganz demokratisch zu sein, sondern er erblickt an ihm daselbst zwei Seiten: „eine noch **konservative** und eine schon **revolutionäre**", wovon der Unhold Louis Napoleon die erstere zu erfassen und auszubeuten sucht. Kurzum, Lassalle sieht sich genöthigt, Haarspalterei zu treiben und mit der Balancirstange auf jener Kante hinzulaufen, auf welcher nach seiner Darstellung Louis Napoleon equilibristische Kunststückchen aufführt. Daß der König von Sardinien, gleich Louis Napoleon, welcher sein Rathgeber, Helfershelfer und Bundesgenosse war, ebenfalls solche Kunststückchen aufführte, paßte so wenig in die Lassalle'sche Realpolitik, daß der Savoyer-Fürst zärtlich geschont wird. Hätte Lassalle im Namen der Demokratie sprechen und den demokratischen Standpunkt wahren wollen, so hätte er über den Kampf des Hauses Savoyen schreiben müssen, wie der heldenmüthige italienische Sozialist Pisacane in seinem politischen Testamente, oder wie der Verschwörer Mazzini, der mit achtenswerther Konsequenz fortwährend seine Stimme für die demokratische Revolution Italiens gegen das die Einheits-Idee benutzende savoyische Dynasten-Haus erhob. Diese Stimme Mazzini's blieb eine Stimme aus der Demokratie, die Stimme Lassalle's dagegen war nur die Stimme des Gothaismus und der preußischen Juchheier. Ebenso wenig durfte Lassalle, wenn er sich zu den Demokraten zählte, behaupten, daß die deutsche Bewegung von 1848 nur deßhalb mißglückt sei, weil man das preußische Königthum nicht durch die Zerschlagung Oesterreich's in Deutschland allmächtig gemacht habe, noch durfte er als Demokrat das preußische Königshaus zur Nachahmung der bonapartistisch-sardinischen Politik auffordern und von ihm die Einheitsschöpfung Deutschland's verlangen. In den Augen der Demokratie ist der preußische Partikularismus und Absolutismus nicht um ein Haar besser, als der österreichische, und die Hohenzollern gelten ihr nicht mehr als die Habsburg-Lothringer.

Somit war die betreffende Lassalle'sche Broschüre keineswegs demokratisch. Im Gegentheil befürwortete sie die Einheit in der Lostrennung von der Freiheit, abgesehen davon, daß die durch Preußen bescheerte Einheit immerhin sehr problematisch bleiben muß und daß sie das Verschlingen Deutschland's in's Preußenthum bedeutet. Noch viel weniger aber war die Broschüre sozialistisch. Denn sie gab ganz den sozial-demokratischen

Standpunkt auf, um dem größten Feinde des in der europäischen Einheit wurzelnden Sozialismus, dem schielenden und zwiespaltigen preußisch-deutschen Nationalthum zuzuflattern. Wäre Lassalle in Bezug auf die Nationalitäten-Bewegung klarer gewesen, so hätte er wissen müssen, daß die Nationalitäten-Bewegung schon 1848 von der Reaktion benutzt worden ist, um den Sozialismus zu Grunde zu richten. Er hätte auch alsdann nicht auf Seite 40 von der Vereinigung der Bourgeoisie mit der Arbeiterklasse gesprochen und sie „die Verbindung der wahren und der entscheidenden Kräfte Frankreich's“ genannt. Die Schrift war dem Bonapartismus förderlich, den sie doch zu bekämpfen schien; denn im Grunde empfahl sie die Verpflanzung desselben nach Deutschland und begrüßte bereits mit Freuden die Fahnenflucht der Demokratie und das Ausbeuten derselben zu cäsaristischen Zwecken, indem sie verhieß, daß die „deutsche Demokratie selbst Preußen's Banner tragen und alle Hindernisse vor ihm zu Boden werfen“ würde. Eine solche Demokratie, die man in Deutschland die Partei der Gothaer nennt, bilden in Frankreich die kaiserlichen Demokraten des Prinzen Plon-Plon, des sogenannten „rothen Prinzen.“ Die Aufstellung, daß beim Zerfall Oesterreich's auch Preußen aufhören müßte, Preußen zu sein, ist deßhalb falsch, weil erstens Preußen kein abstrakter Begriff, sondern etwas sehr Reales ist, wie denn auch ein Mann nicht zu sein aufhört, wenn sein Bruder oder seine Frau stirbt, und weil zweitens der von Lassalle hervorgehobene Dualismus nicht zwischen Preußen und Oesterreich, sondern für jeden Demokraten zwischen dem Absolutismus und der Anarchie, zwischen der Reaktion und der Revolution liegt. Endlich muß noch bemerkt werden, daß in der fraglichen Broschüre Lassalle die später von ihm so heftig angegriffene Volkszeitung als ein ächtes Volksblatt rühmt und daß er den Herrn Lothar Bucher, dem er in seinem Testamente später eine Jahresrente aussetzte, auf das Heftigste geißelt. Als er die Arbeiter-Agitation ins Werk gesetzt hatte, hütete er sich, bei Aufzählung seiner Schriften die in Rede stehende Broschüre jemals zu erwähnen.

Aber Lassalle hatte sich in Folge des italienischen Krieges dermaßen in die bonapartistische Nationalitäten-Bewegung verliebt, daß er mit der Gräfin Hatzfeldt, die auf seine demokratische Gesinnung einen höchst nachtheiligen Einfluß ausübte, nach Italien reiste und mehrere Tage bei Garibaldi auf der Insel Caprera blieb. Hier suchte er den dienstwilligen Ritter des dem Hause Savoyen tributpflichtig gemachten italienischen Nationalthums zu überreden, zur Förderung der preußischen Einigmachung Deutschland's einen Freischaarenzug gegen Wien zu unternehmen. Nach Ausbruch der schleswig-holsteinischen Bewegung, Ende 1863, urtheilte Lassalle, wie ein langer Brief an A. Perl schwarz auf weiß unwiderleglich darthut, freilich ganz anders über die italienische Bewegung. „Und zuletzt, was hat Italien, obgleich die Dinge dort viel günstiger lagen, verlangt?“ rief er alsdann kleinlaut aus.

Lassalle verspürte Lust, der deutsche Garibaldi zu werden. Nachdem er aber sich überzeugt hatte, daß mit den schläfrigen Philistern des deutschen

National-Vereins und mit dem Fortschrittlerthum Nichts anzufangen sei, sprang er von der nationalen Bewegung zur sozialen über. Doch konnte er diesen Sprung, wenn er sich nicht auf flagrante Weise mit seinem frühern Verhalten bezüglich der Nationalitäten-Bewegung in Widerspruch setzen wollte, nicht anders bewerkstelligen, als indem er ihr eine deutsch-preußisch-nationale Beimischung gab. Diese ungehörige Beimischung war anfangs äußerst schwach, so daß sie bei der Demokratie keinen Anstoß zu erregen brauchte. Zudem trat Lassalle gegen die Kleindeutschen auf und paralysirte dadurch selbst die in einer Falte seines Herzens versteckte nationale Preußenthümlei. Bedenklicher wurde die Sache schon, als er in seiner Broschüre: „Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag", die Theorie „von diesem und jenem Wege" aufstellte. Doch hütete er sich, mit der Sprache offen herauszugehen; denn sonst würde er innerhalb des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins bei den festen Demokraten auf Widerstand gestoßen sein und einen großen Konflikt hervorgerufen haben.*) Was bedeutet denn aber die Theorie von den beiden Wegen? Dieser Weg war der demokratisch-revolutionäre, jener Weg war die preußisch-dynastische Oktroyirung und die preußische Eroberung Deutschland's. Ging das Geschäft nicht auf die eine Weise, so sollte es auf die andere Weise in Aufschwung kommen.

Weil es mit der Arbeiterbewegung schlecht vorwärts ging, wurde Lassalle immer weiter rechts getrieben. Er befreundete sich immer mehr mit der Kreuzzeitungs-Partei, stützte sich bei der Vertheidigungsrede in seinem Hochverraths-Prozesse am 12. März 1864 auf den Säbelknauf des absolutistischen Königthums, das ursprünglich überall Volkskönigthum gewesen sei, lobte in der Ronsdorfer Rede am 22. Mai 1864 den Mainzer Bischof von Ketteler als einen Mann, „der am Rhein fast für einen Heiligen gilt", und verwies die Arbeiter auf ein nichtssagendes Versprechen des Königs von Preußen. Indem er sich sodann selbstgefällig im Spiegel seiner Eitelkeit besah, rief er übertreibend aus:

„Die Arbeiter, das Volk, die Gelehrten, die Bischöfe, den König haben wir gezwungen, Zeugniß abzulegen für die Wahrheit unserer Grundsätze!"

Erst war die Agitation, wie die im „Arbeiterlesebuch" gedruckte Frankfurter Rede beweist, rein sozial-demokratisch gewesen. Nach und nach erhielt sie einen preußisch-monarchischen Beigeschmack. Wenn Lassalle, wie Manche annehmen, durch seine Eitelkeit verleitet wurde, eine Zeitlang an die Möglichkeit zu glauben, daß er mit seiner Arbeiterbewegung als ebenbürtige Macht sich neben dem mit der preußischen Staatsmacht ausgerüsteten Bismarck behaupten könne, so mußte er doch bald einsehen, daß er sich arg verrechnet hatte.

Glücklicherweise konnte er die Resolution, welche er im Herbst zu Hamburg fassen lassen wollte, nicht zur vollendeten Thatsache machen; denn selbige würde nichts Anderes als den kompletten Bankerott der Demokratie be-

*) Der Verfasser hatte im Mai 1863 seine Unterstützung Lassalle nur unter der Bedingung zugesagt, daß dieser nicht als Preußenthümler, sondern als prinzipieller Demokrat handle.

wirkt haben. Sein Tod verhinderte ihn daran, und sein Nachfolger gab sich, wenn auch der Verrath im eignen Lager ausbrach, nicht dazu her, die Arbeiter dem preußischen Königthume dienstbar zu machen, mochte immerhin die Gräfin Hatzfeldt, die den Arbeitern Lassalle wie einen unfehlbaren Papst, wie einen Heiligen, Propheten und Religionsstifter hinzustellen beliebt, darob Feuer und Flammen speien.

Lassalle's Verdienst beruht darin, daß er eine Zeitlang ein guter Mauerbrecher war. Er ist anzuerkennen, insoweit und so lange er für die Demokratie arbeitete. Seine persönlichen Schwächen und Leidenschaften bleiben Eigenthum des Menschen Lassalle und haben mit der Demokratie Nichts zu thun; seine demokratischen Arbeiten dagegen gehören der Partei an und ihretwegen allein hat die Partei Lassalle zu schätzen und ihm ein freundliches Angedenken zu bewahren.

Wäre Lassalle durchaus Demokrat gewesen, und hätten seine Sitten und Gewohnheiten im Einklange mit der demokratischen Moral gestanden, jener Moral, welche in Handlungen das demokratische Bekenntniß bewahrheitet und besiegelt, so würde er nicht auf einer Vergnügungsreise in der Schweiz wegen einer Liebesaffaire seinen Tod im Duell gefunden haben. Er wäre dann vielleicht auf einer Barrikade oder durch eine Kugel des Standrechts, wonicht eines natürlichen Todes gestorben. Weil es der demokratischen Sache nachtheilig ist, wenn mit Lassalle ein blinder Götzendienst getrieben wird: darum sollen seine Anhänger, sowie seine Gegner im Folgenden über sein abenteuerliches, höchst tragisches Ende die volle Wahrheit erfahren. Wer unter seinen Anhängern denkt, der wird die Wahrheit zu würdigen wissen. Ohne Zweifel aber wird es noch eine Zeitlang stupide Anhänger Lassalle's geben, Gläubige, die ihn, weil ihnen die Denkkraft und das unbefangene Urtheil fehlt, wie einen Messias anbeten. Diese Pietisten und sozial-gläubigen Mucker werden Das, was ich in diesem Kapitel geschrieben habe, für Gotteslästerung, für eine Schmähung der heiligen Mutter (Päpstin Johanna) und für eine Herabsetzung des Heilandes halten. Indeß schreibe ich nur für denkende Leute, für sozialdemokratische Parteigenossen. An das Meinen, Glauben und Voraussetzen der Andern kehre ich mich nicht, da ich getrost das endgültige Urtheil über Lassalle der Geschichte, und zwar nicht derjenigen einer etwa fern liegenden Zeit, sondern schon des nächsten Jahrzehnts, anheimstellen darf.

Zweites Kapitel.

Das Zusammentreffen mit Helene v. Doenniges.

Die vornehme Welt begibt sich jährlich im Sommer auf Badereisen. Der Genuß der schönen Natur und der Bäder, die Erholung und das Vergnügen sind der Zweck dieser Ausflüge, die viel Gelegenheit zum Anknüpfen von Bekanntschaften bieten und Liebschaften an die Hand geben. Auch Lassalle ließ kein Jahr verfließen, ohne im Juni oder im Juli eine

bis in den Herbst dauernde Badereise anzutreten. Selbst nachdem der Allgemeine deutsche Arbeiterverein am 23. Mai 1863 gestiftet worden war, ließ Lassalle trotz der nothwendig gewordenen Agitation sich schon nach Verlauf eines Monats nicht abhalten, die Schweiz und Ostende zu besuchen. Während seiner Abwesenheit bis zum Herbst führte der von Lassalle zu diesem Behufe eingesetzte Vizepräsident Otto Dammer, damals zu Leipzig wohnhaft, die Vereinsleitung. Auch im Jahre 1864 brach Lassalle am 8. Mai von Berlin nach Leipzig auf, um nach einer sogenannten „Heerschau", die er über seine Anhänger abhielt, und nach der Verhandlung einer in Düsseldorf anhängigen Prozeßsache die Schweiz zu bereisen. An Dammer, welcher den Doktor-Titel führte, ohne eine Universität besucht zu haben, richtete Lassalle folgendes Schreiben:

„Herrn Dr. Otto Dammer in Leipzig!

Im Begriff, eine mehrmonatliche Badekur anzutreten, ernenne ich Sie hierdurch für die Dauer meiner Abwesenheit von Berlin zum Vizepräsidenten des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, übertrage Ihnen alle mir selbst zustehenden Funktionen und Befugnisse, und weise Sie an, diesen Erlaß durch Zirkular an sämmtliche Bevollmächtigte, sowie durch Veröffentlichung in den Zeitungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Leipzig, den 11. Mai 1864. Der Präsident
des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins
F. Lassalle."

Am 26. Mai traf Lassalle mit der Gräfin Hatzfeldt im Bad Ems zusammen, wo er einen Monat blieb, bis er am 25. Juni mit seiner Freundin nach Düsseldorf abreiste. Nachdem er hier am 27. Juni durch seine Vertheidigung eine ihm in erster Instanz zuerkannte einjährige Gefängnißstrafe auf 6 Monate herabgemindert hatte, brachte er einen Tag (29. Juni) in Köln zu und erschien dann den 30. Juni in Begleitung der Gräfin Hatzfeldt, die ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male sah, zu Frankfurt am Main. Auf einer Generalversammlung, zu der ich die Frankfurter Vereinsmitglieder berief, hielt Lassalle eine anderthalbstündige Rede, in welcher er unter Anderm die schleswig-holsteinische Frage von verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelte, ohne jedoch selbst sich für einen dieser Gesichtspunkte auszusprechen. Bei Lassalle waren außer der Gräfin Hatzfeldt, die sich nicht in die Arbeiterangelegenheiten öffentlich einmischen durfte, der Advokat Städel aus Mainz und der Zukunftsmusiker Weiß aus der Rheinpfalz.

In dieser Begleitung reiste Lassalle nach fünftägigem Aufenthalte, gefolgt von den beiden Baronen J. B. von Schweitzer und J. B. von Hofstetten, in die Pfalz ab, wo sich noch mit ihm zu einer mehrtägigen Vergnügungstour Frau und Fräulein von Hofstetten zusammenfanden. Hierauf trennte er sich von der Gräfin Hatzfeldt am 16. Juli in Karlsruhe; denn während Sophie von Hatzfeldt mit ihrer Kammerzofe nach Wildbad abreiste, fuhr Lassalle nach seinem Lieblingsorte Rigi-Kaltbad.

Lassalle, der bereits volle 39 Jahre zählte, ging jetzt stark mit Heirathsgedanken um, wenn er auch wußte, daß die Gräfin Hatzfeldt auf seine projektirte Vermählung mit sehr mißgünstigen Augen blickte. Höchst wahrscheinlich war dieß der eigentliche Grund, warum er die Gräfin nach Wildbad zu reisen beredete und allein nach dem Rigi ging. Mit seiner in Wien verheiratheten Schwester, die ihn an ein dortiges jüdisches Fräulein zu verheirathen wünschte, hatte er sich dahin verständigt, daß er Ende 1864 oder Anfang 1865 nach Wien kommen und die Partie in Augenschein nehmen wollte. In Berlin hatte er ebenfalls mit einem jüdischen Fräulein eine Liebschaft angeknüpft, ohne jedoch ernstlich an eine dauernde Verbindung zu denken. Ferner hatte er schon im Anfange des Jahres 1862 die Bekanntschaft des Fräuleins Helene von Doenniges gemacht, die sich damals bei ihrer Großmutter in Berlin besuchsweise aufhielt. Fräulein Helene hatte eine jüdische Mutter (Schwester eines berliner Banquiers) und einen von der baierischen Regierung zu diplomatischen Geschäften verwandten christlichen Vater. Ihre Bekanntschaft mit Lassalle war 1862 abgebrochen worden, weil selbige in Berlin Anlaß zu Skandal gegeben hatte. Der Rechtsanwalt Holthoff, ein acharnirter Fortschrittsmann, aber Lassalle's Freund, der zugleich zu der Familie Doenniges in naher Beziehung stand, hatte in Folge des entstandenen Geredes zu Lassalle gesagt:

„Sie werden so viel beachtet und beobachtet, und man spricht so viel von Ihnen, daß ein Mädchen, dem Sie die Kour machen, nothwendig ins Gerede kommen muß, was ich für Helenen nicht wünschen kann. Wollen Sie mir aber im Voraus einen Heirathsantrag für sie machen, so will ich Sie bei der Familie einführen."

Hierauf soll Lassalle zur Antwort gegeben haben: „Nein, lieber Holthoff, das thue ich nicht; ich kaufe keine Katze im Sack. Das Mädchen gefällt mir äußerlich sehr gut; wenn sie mir innerlich bei näherer Bekanntschaft ebenso gut gefällt, so würde ich mich dazu entschließen, sie zu heirathen. Ich kann Ihnen nur versprechen, daß ich nicht im Geringsten die Absicht habe, ein bloßes Verhältniß mit ihr anzuknüpfen, und daß ich, wenn sie mir zum Heirathen nicht gut genug gefällt, mich ganz ruhig zurückziehen werde."

Helene hatte auf eine Mitgift von etwa 70,000 Thalern zu rechnen, besaß rothes Haar, was Lassalle besonders liebte, und war schon in mehrere Liebschaften verflochten gewesen, deren eine in Tegernsee seiner Zeit einen großen Lärm erregte. Durch Vermittelung Holthoff's traf sie nun im Jahre 1864 mit Lassalle in Rigi-Kaltbad zusammen.

Ueber die Begegnung mit dem Fräulein schrieb Lassalle der überraschten Gräfin nachstehenden Brief:

Lassalle an die Gräfin von Hatzfeldt.

Rigi, 27. Juli.

„Liebe Gräfin!

Es ist um die Pest zu bekommen über die Wildbader Post! Ihren ersten Brief-Poststempel vom 19. empfing ich am 22. und gleichzeitig einen

Brief aus Düsseldorf gleichfalls mit dem Poststempel vom 19. — Rigi ist also nicht schuld, sondern Wildbad. Ich hatte Ihnen vier Stunden nach Empfang Ihres Briefes noch mit der um 3 Uhr hier abgehenden Post geantwortet, bin also nicht schuld an Ihrer Angst. Heute am 27. bekomme ich Ihren Brief vom 24.! Ich hätte nicht übel Lust, das Briefschreiben dran zu geben und mich telegraphisch mit Ihnen zu unterhalten!

Ihr Brief hat mir übrigens in meiner äußerst schlechten Stimmung sehr wohl gethan.

Ihre clairvoyance*) in der Düsseldorfer Angelegenheit hat mich sehr amüsirt! Aber diese clairvoyance hat Ihnen nicht gezeigt, daß das Düsseldorfer Gericht durch seinen Beschluß mir die Kassations-Instanz nicht abgeschnitten, sondern höchstens nur unannehmbar macht. Beschleunigt ist also in der Strafe Nichts, eher nur verzögert. Denn ich werde auch gegen diesen Beschluß eventuell Kassation einlegen, und diese Sache muß früher entschieden sein. Kurz, vor November ist es nicht einmal menschenmöglich, mich zur Haft zu bringen; selbst vor Dezember schwerlich, und überdieß habe ich Mittel, dieß noch weiter zurückzuwerfen. Wir sprechen darüber mündlich!

Jedenfalls müßte ich ja aber doch Ende September in Berlin sein, und zwar gerade dann am meisten, wenn ich Ihrem Rath folgen (sic!) und Deutschland verlassen wollte (sic!). Denn ich müßte doch dort meine Sachen und Geschäfte ordnen! Ich müßte also zuvor hin, gerade besonders, wenn ich fortgehen will! Das muß auch Ihnen einleuchten!**) — Aber noch mehr: ich muß noch vorher in Hamburg sein, wo ich einen großen, sehr großen, vielleicht thatsächlich **wichtigen** coup schlagen will! Auch darüber mündlich!

Am 20. September also muß ich die Schweiz verlassen. Da Sie mir die Bestimmung überlassen, wohin wir bis dahin gehen, nun wohl, so entscheide ich: an den Genfer See. Ich schreibe morgen an Oppenheim und lasse mir dahin (nach Genf selbst oder Vevey) neues Geld poste restante (in Wechseln) schicken. Was mich bestimmt, jedenfalls auf einige Zeit, wenn es auch nicht auf lange wäre, an den Genfer See gehen zu müssen, ist folgende Episode:

Vorgestern sitze ich beim scheußlichsten Wetter, — das hier noch ohne jede Unterbrechung Tag für Tag fortgedauert hat, erst heut' ist es ein Bischen besser — in meinem Zimmer und schreibe — ich muß hier leider wieder Tag für Tag von Morgens bis Abends ununterbrochen schreiben — als ein Bauernbursche hereinkommt und mir sagt: an der Terrasse hielte eine Dame, die mich zu sprechen wünsche. Ich rieth — ja ich wußte gar Niemand, auf den ich rathen sollte! Ich nahm also Hut und

---

*) Somnambülische Fernsichtigkeit.

**) Man ersieht hieraus, daß Sophie von Hatzfeld angeblich wegen des Gefängnisses, das Lassalle in Folge seiner Prozesse drohte, demselben den Rath ertheilt hatte, die Arbeiterbewegung in Deutschland dran zu geben und auszuwandern, oder besser, die Flucht zu ergreifen. Wenn Lassalle diesen Rath befolgte und mit der Rathgeberin nach Neapel ging, erreichte Sophie von Hatzfeldt thatsächlich den geheimen Zweck, zuvörderst Lassalle's projektirte Heirath zu verhindern.

Stock und eile hinunter. Da hält hoch zu Roß mit einer Engländerin und einer Amerikanerin und einem Franzosen — wer? Helene, der Goldfuchs! Sie hatte von Holthoff brieflich erfahren, daß ich auf Rigi=Kaltbad bin und hatte sofort mit Freundinnen eine Rigi=Partie organisirt, um mich auf Kaltbad abzuholen. Natürlich stürmte ich sofort mit auf den Kulm hinauf, wo wir alle übernachteten. Unglücklicherweise ist das Kind der Engländerin (bei Bern lebend) vom Scharlach rekonvaleszent, und die Mutter war nicht zu bewegen, trotz des fürchterlichsten Unwetters auch nur einen Tag länger zu bleiben. Die arme Helene, krank und brustleidend, mußte im furchtbarsten Nebel und Regen (und wir alle) am andern Tag früh 10 Uhr wieder hinunter. In Kaltbad trennten wir uns!

Eine Höflichkeit ist aber doch der andern werth, und so habe ich Helenen versprochen, zwischen dem 15. und 25. August in Genf zu sein. Es ist auch schon arrangirt, wie Sie sie kennen lernen sollen. Denn auf ein Paar Tage können Sie doch mit mir nach der Stadt Genf gehen, wenn wir auch stationär in Vevey z. B. sind. Helene wird schon Etwas anzufangen wissen, um uns dahin zu folgen.

(Uebrigens darf von dieser ganzen Episode kein Mensch außer Ihnen Etwas wissen. Die Andern sind auch vereidet.)

Daß ich also überhaupt an den Genfer See gehe, folgt daraus; freilich aber nicht, daß ich dann nicht weiter nach Pegli*) gehen könnte. **Alle Ihre schönen Gründe, nach Pegli zu gehen, sind mir sehr gleichgültig.** Wie es mit Italien ꝛc. steht, weiß ich in meinem eignen Kopfe ꝛc. Ich hätte einen weit bessern Grund, nach Pegli zu gehen, wenn es eben ginge: den, daß Sie es wünschen. Aber die frühe Rückreise von der Schweiz — 20. September — verhindert das leider nothwendig. Bis dahin ist indeß das Genfer Klima für Sie so gut, wie das italienische, und dann können Sie ja mit R. (Rüstow) nach Pegli gehen. Denn so schmerzlichst ungern ich Sie in Berlin entbehre, nehme ich doch wirklich Anstand, Sie zu bereden, den Winter im Berliner Klima zuzubringen. Doch das besprechen wir Alles noch. — Da ich hier ein Leben führe, nicht wie ein Hund, sondern wie drei Hunde, so habe ich heut nachträglich an Helene geschrieben, mit mir (sie ist bei Bern, bei der Freundin der Engländerin) eine Reise irgend wohin auf einige Tage zu machen. Ich setze es vielleicht durch. In diesem Falle gebe ich meinen hiesigen Aufenthalt, der mich in diesem Wetter und ohne jede Gesellschaft zu Tode langweilt, auf und reise sofort nach Bern zu ihr. Dann würde ich Ihnen telegraphiren, wohin Sie Ihre Briefe richten sollen. Bis dahin schreiben Sie also nur immer hierher. — Aber auch in diesem Falle käme ich immer an dem Tage, wo Sie in Luzern eintreffen, dorthin.

In der Zwischenzeit hänge ich mich vielleicht vor Langerweile oder mache — schrecklich! — ganz allein eine Gebirgsreise.

---

*) In der Nähe von Genua.

Adieu für heut. Es wird schön, gibt zum ersten Mal Sonnenuntergang. Ich muß hinaus.

Ihr

F. Lassalle."

Es ist höchst ergötzlich zu sehen, wie Lassalle die Gräfin Hatzfeldt abmuckt und sie auf ihren Freund Rüstow, mit dem sie schon ein Jahr in Italien gereist war, anweist. Weil er voraussetzte, daß sie gegen seine Verbindung mit Helenen, gegen die mit derselben bereits so gut wie festgestellte Heirath intriguiren würde, hielt er sie von sich fern und wollte sie sich auch sogar für den nächsten Winter mit guter Manier vom Halse schaffen. Das war in der That das Beste, was er thun konnte, wenn er als Neuvermählter ungestört das Glück der Honigmonde genießen wollte. Die Sache war schon sehr weit gediehen; doch hatte die Gräfin nicht auf der Stelle Alles erfahren, damit sie keine Gegenminen anlegte. Sie sollte das Gift nicht auf einmal einnehmen. Wie weit sich aber Lassalle um diese Zeit schon mit Helenen verständigt hatte, wird für jeden vorurtheilsfreien und mit gesundem Verstande begabten Leser aus folgendem Briefe sonnenklar hervorgehen.

Brief des Fräuleins von Doenniges an Lassalle.

Wabern, Dienstag abends, 26. Juli.

„Soll ich anfangen, Ihnen zu danken für Ihre lieben Zeilen, die ich im Moment erhielt, als ich die Schiffbrücke überschritt, oder Ihnen zu sagen, wie lang und schwer mir der Weg von Kaltbad nach Waeggis geworden ist? Nein, Sie wissen Beides, wissen, daß ich mich sehr über Ihr kurzes Erinnern freute, daß mir das Herz höher klopfte, als ich Ihre zarte Sorge für mich und meine Gesundheit las; und Sie wissen, daß ich verwöhnt war von dem so schön zurückgelegten Weg — gestern abends und heute früh, so verwöhnt, daß ich mich ungern in meine Einsamkeit fand. Daß ich Ihrem Wunsche nicht nachkommen konnte, lag nun natürlich daran, daß ich, wie Sie, mein Freund, sagen, willenlos wie ein Kind bin. Aber dießmal, Freund Satan, wird Ihnen das Kind beweisen, daß es seine teuflische Verwandtschaft fühlt, daß Ihre dämonische Nähe endlich dahin gewirkt hat, daß die Natur aus ihrem Schlaf erwacht, und ein Tropfen Ihres satanischen Blutes in ihre Adern gerollt ist, ihr Kraft und Lust zum Leben gebend. Als ich Sie verließ, und zum letzten Male Ihre Lippen meine Hand berührten, da sagte ich mir, daß, ehe ich Waeggis verlasse, mein Entschluß fürs Leben gefaßt sein soll. Eh bien! c'est fait!*)

Und nun wissen Sie auch mit Ihrem schönen, herrlichen Geiste und Ihrer so großartigen, aber mir lieben Eitelkeit, wie mein Entschluß lautet: Ich will und werde Ihr Weib sein! — Sie sagten mir gestern abends: „Sagen Sie nur ein vernünftiges, selbstständiges Ja —

*) Zu Deutsch: „Wohlan, es ist geschehen!"

et je me charge du reste."*) — Gut, mein Ja ist da — chargez vous donc du reste;**) nur mache ich ein Paar ganz kleine Bedingungen, et les voilà.***) Ich will, denken Sie, das Kind sagt, ich will — ich will also, daß wir Alles versuchen, was in unsern Kräften steht, und in Ihren Kräften, mein schöner, satanischer Freund, steht ja so ungeheuer viel, — um auf eine anständige, vernünftige Weise zu unserm Ziele zu gelangen —; d. h. also: Sie kommen zu uns, wir versuchen die Aeltern ebenso für Sie einzunehmen als — — und so ihre Einwilligung zu bekommen! — Wo nicht, sind und bleiben sie unerbittlich, auch wenn wir Alles gethan haben, was wir thun konnten, — eh bien, alors tant pis!†) so bleibt noch immer Aegypten. Dieß meine eine Bedingung. Und hier die zweite: Ich will und wünsche, daß dann die ganze Sache so rasch als möglich geht. Denn ich kann wohl den Nebel und Regen von heute früh aushalten, ohne sehr krank zu werden, — aber noch viele so aufregende Tage und ungewisse quälende Stimmungen, wie ich schon um dieser unsrer Sache willen durchgemacht habe — das, mein Freund, halten meine Nerven nicht aus. — Aber zu dieser Eile habe ich noch einen Grund — ich will nicht, daß die ganze Welt uns bespricht und ihre Meinung sagt über eine Angelegenheit, die sie Nichts angeht, und mich hierdurch einer Menge Szenen aussetzt, die eben so gut vermieden werden können. Einmal die Sache zu unsrer Zufriedenheit beendet, mögen sie dann ihre Mäuler und Augen aufreißen, so groß sie wollen, dann habe ich Sie, Ferdinand, als Schutz und Stütze, — et je ne me moque pas mal du reste du monde.††) — Ich weiß, daß die Hindernisse, die wir zu übersteigen haben, sehr, ja riesengroß sind, aber dafür haben wir auch ein großes Ziel, und Sie einen riesengroßen Geist, der mit Gottes Hülfe die Felsen zu Sand und Staub zermalmen wird — so daß selbst mein schwacher Athem ihn wegzublasen vermag. Mir bleibt von Allem das schwerste Stück — ich muß mit kalter Hand ein treues Herz,†††) das mir mit wahrer Liebe ergeben ist, tödten, ich muß mit krassem Egoismus einen schönen Jugendtraum vernichten, der, verwirklicht, das Glück, das Lebensglück eines edlen Menschen machen sollte. — Glauben Sie mir, das wird mir furchtbar schwer, aber ich will jetzt, und so will ich denn um Ihretwillen auch schlecht werden. Schreiben Sie mir gleich, so bald als möglich; denn erst, wenn ich genau Ihre Pläne und Ihren festen Entschluß weiß, die Befehle und Wünsche des Herrn und Meisters empfangen habe, erst dann kann ich anfangen, die meinen, d. h. meine Pläne in Ausführung zu bringen.

Ich bleibe jedenfalls noch bis Sonnabend den 30. hier, also schreiben Sie mir: Wabern bei Bern. Wenn ich bis dahin recht genügend aus-

---

*) Und ich nehme das Uebrige auf mich.
**) Nehmen Sie also das Uebrige auf Sich!
***) Und sie bestehen in Folgendem.
†) Nun dann um so schlimmer!
††) Und dann schlage ich allen andern Leuten ein Schnippchen!
†††) Hiermit ist der Wallache von Rackowitza gemeint.

geruht bin, so reise ich vielleicht dann nach Genf; doch davon noch im nächsten Brief.

Ich wollte heute abends noch an Holthoff schreiben, aber erstens ist es 12½ Uhr, ich bin sehr müde, denn ich habe noch nicht einen Moment nach unserer anstrengenden Tour geruht, und dann denke ich, ist's vielleicht besser, ich erwarte erst Ihren nächsten Brief — so könnte ich ihm doch nur vage und von meinen Plänen und Ideen schreiben, und er würde dann nur denken, daß sein Töchterchen dießmal ganz verrückt geworden ist. — Denn wissen Sie, den Freund Holthoff, den müssen wir jedenfalls für uns, mit uns und womöglich bei uns haben. Nun will ich noch, daß Ihnen die abscheuliche Tour von heute früh nicht geschadet hat, und Sie mich also nicht verwünschen; dann, daß dieser Brief nur für Sie ist, und **daß Sie ihn nicht einmal der Gräfin zeigen,** — und will, daß Sie selbst, mein Freund, keinen zu großen Schreck über das schrecklich stylisirte Geschreibsel meiner müden Hand bekommen, sondern Sich sagen, daß der Geist Ihrer armen Freundin ebenso müde ist, als ihr Körper. Gute Nacht! Nehmen Sie den Brief aus meiner Hand so an und sagen Sie: Vielliebchen! so habe ich unsere Diskretion verloren, und Sie erinnern Sich, was dann der Einsatz war! —

H. D."

Somit war zwischen Lassalle und Helenen Alles fertig, und die Stelle im Briefe der letzteren:

„Aber noch so viele aufregende Tage und ungewisse quälende Stimmungen, wie ich schon um dieser unserer Sache willen durchgemacht habe,"

läßt sogar schließen, daß die Verbindung zwischen beiden Liebenden schon längere Zeit gedauert hatte und nur äußerlich 1862 abgebrochen, im Stillen jedoch fortgesetzt worden war. Freilich durfte hiervon die Gräfin Hatzfeldt Nichts wissen. Ja selbst jetzt theilte ihr Lassalle noch keineswegs Alles mit, sondern suchte ihre Gedanken auf ihren Prozeß zu lenken und schrieb ihr klugerweise im nächsten Brief nur, daß die Sache ernst zu werden anfange. Dieser Brief lautet so:

Brief Lassalle's an Sophie von Hatzfeldt.

„Rigi, vom 28. Juli.

„Gute Gräfin!

Ich habe gestern, als ich so plötzlich abbrechen mußte, noch einige Punkte vergessen. Der wichtigste bezieht sich auf Dorn's Mittheilung von der Kassation Ihres Urtheils in Sachen S. & B. Haben Sie denn wieder Justizrath Riem wie voriges Mal zu Ihrem General-Bevollmächtigten gemacht, oder resp. die Anweisung hinterlassen, daß alle bei Ihnen insinuirten Klageschriften, Dokumente, Zustellungen ihm zugestellt werden? Wenn nicht, dann ist ja große Gefahr vorhanden, daß in Ihrer Abwesenheit Ihnen irgend Etwas in diesem Prozeß insinuirt wird, und Sie dann

präkludirt werden. Vor allen Dingen schreiben sie also jedenfalls gleich an Riem. . . . .*)

„Es war also gestern abends ein Viertel vor 7 Uhr, als ich im emsigen Schreiben an Sie begriffen, zufällig den Blick gegen das Fenster kehre und — siehe da! alle Nebel und Wolken fallend, und wie erfrierend, und die Berge sich mächtig und glanzvoll befreiend schaue! Es war nicht mehr möglich, zum Kulm zu gelangen, aber ich schloß den Brief in aller Eile und rannte auf das Kaenzli, 15 Minuten von hier, von wo man, wenn auch nicht die Kulmer Aussicht, so doch immerhin eine überaus prächtige Aussicht hat, die ganze Kette von Tödi bis Gespaltenhorn, also Uri-Rothstock, Titlis, Weißstock, alle Berner Berge 2c.

Selten habe ich die Berge so schön, selten einen so schönen Sonnenuntergang gesehen! Der Eiger war in leisem Glühen. Noch lange nach Sonnenuntergang konnte ich mich nicht von der Stätte losreißen! Und eben so schön wieder heut früh. *Alle Leiden sind fast wie fortgewischt*, — wie schnell vergißt doch der Mensch, was ihn beschwerte, — *und ich bin lustig und voller Lebenskraft*, als hätte ich nicht einen Augenblick, geschweige über 10 Tage im dicksten Regen und undurchdringlichsten kalten Nebel hier gesessen. Auch mit meinen furchtbaren Schreibereien für den Verein — ich habe gestern und heute Aktenstücke und Briefe von zusammen 76 klein geschriebenen Seiten nach Berlin geschickt**) — bin ich endlich fertig und athme wieder frei auf!

Wie Sie mich doch mißverstehen, wenn Sie schreiben: „Können Sie Sich nicht auf einige Zeit in Wissenschaft, Freundschaft und schöner Natur genügen?“ Sie meinen, ich müsse Politik haben.

Ach, wie wenig Sie au fait in mir sind. *Ich wünsche Nichts sehnlicher, als die ganze Politik los zu werden*, um mich in Wissenschaft, Freundschaft und Natur zurückzuziehen. Ich bin der Politik *müde und satt*. Zwar ich würde so leidenschaftlich wie je für dieselbe entflammen, wenn *ernste Ereignisse* da wären, oder wenn ich die **Macht** hätte, oder ein Mittel sähe, sie zu erobern — ein solches Mittel, das sich für mich schickt; **denn ohne höchste Macht läßt sich Nichts machen.** *Zum Kinderspiel aber bin ich zu alt und zu groß.* Darum habe ich höchst ungern das Präsidium übernommen! Ich gab nur *Ihnen* nach. Darum *drückt* es mich *jetzt* gewaltig. Wenn ich es los wäre, *jetzt* wäre der Moment, wo ich entschlossen wäre, mit Ihnen nach Neapel zu ziehen! (Aber, wie es los werden?!)

Denn die Ereignisse werden sich, fürcht' ich, fürcht' ich, langsam, langsam entwickeln, und meine glühende Seele hat an diesen Kinderkrankheiten und chronischen Prozessen keinen Spaß. Politik heißt *aktuelle, momentane* Wirksamkeit. Alles Andere kann man auch von der *Wissenschaft* aus besorgen! Ich werde versuchen, in Hamburg einen **Druck** *auf die*

---

*) Die hier folgenden längern Ausführungen über die geschäftliche Seite des Prozesses lasse ich weg, weil selbige den geehrten Leser nicht weiter interessiren.

**) Lassalle hatte eine Broschüre unter der Form eines Zirkulars geschrieben, um den Sekretär Vahlteich aus dem Verein ausstoßen zu lassen.

Ereignisse auszuüben. Aber in wieweit das wirken wird — das kann ich nicht versprechen und verspreche mir selbst nicht zu viel davon!

Ach könnte ich mich zurückziehen! —

Soweit hatte ich geschrieben, als ich einen Brief von Helenen erhalte, einen höchst ernsthaften Brief! Die Sache wird ernst, sehr ernst, und das große Gewicht des Ereignisses fällt mir wieder etwas auf die Brust. Inzwischen — einmal kann ich nicht mehr zurück, und dann wüßte ich auch wahrhaftig nicht, warum ich zurück sollte! Es ist ein schönes Weib, wie ihrer Individualität nach das einzige Weib, das sich für mich paßt und eignet; das einzige, das Sie Selbst für geeignet finden würden. Also en avant über den Rubikon. Es führt zum Glück! auch für Sie, gute Gräfin, mindestens ebenso wie für mich.

Bei Alledem ist es in dieser ohnehin schon so komplizirten Lage eine immense Komplikation mehr. Bin wahrhaftig wieder neugierig, wie ich das Alles zum Ende führen werde, gerade so wie ich, als ich Ihre Prozesse führte, oft diese ganz unpersönliche objektive Neugier hatte — als läse ich einen Roman — wie ich wohl mich und Sie aus dieser Lage noch retten würde!

Nun die alte Kraft ist noch da, das alte Glück auch noch, ich werde Alles zum glänzendsten Ziele führen. Aber daß ich Sie nicht bei mir habe, um mit Ihnen zu sprechen und zu rathen in dieser complication grave,*) das, muß ich gestehen, stört mich sehr! **Nun, brauchen Sie ganz ruhig Ihre Kur aus.**

Das Nächste ist, daß ich wahrscheinlich schon morgen früh nach Bern, respektive nach Wabern, abreise, wo Helene auf der Villa bei ihrer Freundin ist. Sie erhalten in diesem Falle noch telegraphische Depesche von mir, Ihre Briefe poste restante nach Bern zu adressiren. Sollte ich Sie absolut nöthig haben, nun ja, dann rechne ich auf Ihre Freundschaft und telegraphire Ihnen, daß Sie nach Genf kommen. Aber ich denke dieß jedenfalls bis zum 15. August **verschieben** zu können.

Nun Adieu, treues Herz! Die Brandung faßt mich! Ist mir's zum Heil?

Reißt's mich nach Oben, wie den Schiller'schen Taucher? faut voir.**)

Ihr treuer

F. Lassalle."

„Absolutes Stillschweigen über alles hier Gesagte gegen Jedermann **ganz nothwendig**. A propos. Die Wildbader Postsendung ist allerdings schon gestern angekommen. Aber es war außer den „Gedanken" und Zeitungen nur ein Brief, während Sie zwei Briefe anmeldeten. Sollte einer zurückgeblieben oder verloren gegangen sein? Bitte nachzuforschen auf der Post, denn ich erwarte seit Lange umsonst einen Brief von Szarbinowski 2c.

F. L."

---

*) In dieser „verzwickten Lage."

**) Das ist abzuwarten.

Die Gräfin Hatzfeldt hatte in einem Briefe aus Wildbad unterm 22. Juli an Lassalle geschrieben:

„In 14 Tagen hoffe ich gewiß mich hier zu absolviren; schreiben Sie mir also bald, für welche spätere Reisepläne Sie Sich entschlossen haben. Wenn Sie, bis ich komme, Geld genug haben, so brauchen Sie keinesfalls Ihrem Banquier zu schreiben, bis ich bei Ihnen bin“ (o Logik!) — „und wahrscheinlich auch dann nicht; es kommt darauf an, was geschieht, und hat jedenfalls dann noch Zeit.“ — Die gute, besorgte Gräfin setzte hinzu: „Nun leben Sie wohl, mein gutes Kind, schonen Sie Sich, hüten Sie Sich vor allen Unvorsichtigkeiten, damit ich Sie recht wohl und heiter aussehend wiederfinde.“ — Zugleich ermahnt sie ihn nochmals dringend, nicht nach Berlin zurückzugehen, da sich „die Märtyrer-Rolle zu jeder Zeit als eine an sich dumme und unersprießliche erwiesen“ habe.

Demnach wollte Sophie von Hatzfeldt schon sehr bald zu Lassalle stoßen; denn sie wollte ihm schon in vierzehn Tagen auf den Leib rücken. Und was antwortet er in seinem Brief vom 28. Juli darauf? — Er antwortet, um sie sich fern zu halten, wörtlich so: „Brauchen Sie ganz ruhig Ihre Kur aus. Sollte ich Sie absolut nöthig haben, nun ja, dann rechne ich auf Ihre Freundschaft und telegraphire Ihnen, daß Sie nach Genf kommen. Aber ich denke, dieß jedenfalls bis 15. August verschieben zu können.“

Um ihr außerdem alle Möglichkeit, sich in den nächsten Tagen zu ihm zu begeben, rundweg abzuschneiden, theilte er ihr mit, daß er schon den nächsten Tag zu Helenen nach Bern abreisen werde. Denn er dachte wahrscheinlich, daß die vierzehn Tage der Gräfin sich verkürzen könnten. Damit er jedoch den Zorn der Gräfin zurückhielt, zeigte er ihr eine Taube auf dem Dache, indem er ihr schrieb, daß er sich jetzt möglicherweise entschließen könne, mit ihr nach Neapel zu gehen und sich von der Politik zurückzuziehen. Faktisch aber ging er zu Helenen nach Bern und ließ die Gräfin bei ihrer Kur in Wildbad.

Drittes Kapitel.

Der Besuch Lassalle's bei Helenen.

Das Schreiben Helenen's, dessen Ankunft Lassalle in seinem Briefe an die Gräfin unterm 28. Juli erwähnte, lautete folgendermaßen:

Fräulein von Doenniges an Lassalle.

„Wabern, 28. Juli.

Bleiben Sie in Bern wohnen, wo Sie wollen, denn hier in Wabern ist kein Zimmer zu haben, und Sie auch zu verwöhnt. Doch erwarten

wir Sie noch heute Abends so bald als möglich zum Thee. Alles Andere mündlich.

Brunhild."

Brunhild war der von Helenen angenommene Name, durch welchen sie sowohl auf ihr Haar anspielte, als auch sich mit der geschichtlich bekannten Frau identifizirte. Wabern aber liegt ganz in der Nähe von Bern nicht weit vom Kurten, der eine Höhle aufzuweisen hat und auf dessen Spitze ein Wirthshaus steht, welches seiner Zeit Ernst Mahner zu seinem Lieblingsaufenthalte erkoren hatte. Doch ist der Ort nicht mit dem am Fuße des Berges liegenden Dorfe Großwabern zu verwechseln. Als Lassalle Helenen's Brief empfangen hatte, reiste er auf der Stelle am 29. Juli nach Bern ab. Von hier aus suchte er die Gräfin für Helene günstig zu stimmen und namentlich jeden Ausbruch der Eifersucht, des Neides und der Rachsucht niederzuschlagen. Er ging hierbei mit sehr kluger Berechnung und feinem Takt zu Werke, wie ein Brief beweisen wird, der deßhalb nachstehend folgt.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt.

„Bern, Bernerhof, 30. Juli.

Gute Gräfin!

Ihren Brief habe ich gestern früh in Waeggis noch glücklich attrapirt. Wenn Sie mir so gute Briefe schreiben, wie dießmal, so — nun ich kann nicht sagen, so bin ich Ihnen besser, als irgend Jemand in der Welt, denn das bin ich immer im tiefen Herzen, auch ohne gute Briefe — aber so bin ich so gerührt, daß das tiefe Herz gegen meine Gewohnheit sich zur Aeußerung drängt!

So sitze ich denn also hier in Bern. War gestern Abends bis 12 Uhr auf der Villa von Helenen's Freundin und fuhr dann zurück. Die Entfernung ist höchst störend. Noch weiß ich nicht das Geringste, was mit mir wird, d. h. mit den nächsten vierzehn Tagen. Den 15. August aber, von da ab halte ich mich bereit, Sie an dem von Ihnen zu bestimmenden Orte abzuholen — in Bern oder auch Luzern, oder noch weiter Ihnen entgegen, wo Sie wollen. Das habe ich auch Helenen gesagt, die es ganz in der Ordnung fand. Ich muß Ihnen übrigens überhaupt bemerken, daß Helene eine *sehr* große Sympathie für Sie hat, *eine der allerwesentlichsten Bedingungen meines Wohlgefallens an ihr*. Sie ist darin *ganz* anders, als die andern Weiber. Nicht eine Spur von Eifersucht und Neid in ihr. So fand sie es zum Beispiel — bis ich ihr gesagt, daß Sie Selbst krank und einer Kur benöthigt seien, — ganz schrecklich, resp. unerklärlich, daß Sie mich nicht nach Rigi-Kaltbad begleitet hätten, um dort mit mir zu sein. Sie freut sich *sehr* darauf, Sie kennen zu lernen. Sie würgt nie innerlich, — wie ich bei so vielen Weibern so oft bemerkte, denn *ich* bin ein ganz guter Merker, wenn ich's *mir* auch nicht merken lasse — eine résistance

intérieure*) hinunter, wenn ich das Gespräch auf Sie bringe, sondern im Gegentheil bringt es selbst gern in voller Theilnahme auf Sie, kurz dieses — enfant du diable**), wie sie in Genf allgemein genannt wird, hat wirkliche und innere Sympathie für Sie. Ausfluß davon, daß sie überhaupt eine — Natur ist, im Sinne Goethe's, trotz aller gesellschaftlichen äußern feinen Bildung, die sie sich angeeignet hat, die aber nie über ihren innern Menschen hat Herr werden können.

Ihr einziger — aber **riesengroßer** Fehler ist: sie hat keinen **Willen!** Auch nicht die Spur davon! An sich ist das freilich ein sehr großer Fehler!

Würden wir Mann und Frau, wäre es vielleicht keiner; denn ich habe ja doch Willen genug für sie mit, und sie würde sein wie die Flöte in der Hand des Künstlers.

Aber die Vereinigung selbst wird dadurch sehr erschwert werden! Heute freilich ist sie fest entschlossen. Aber wie lange hält das bei einem **willenlosen Wesen** Secoussen gegenüber Stand?

Das werde ich ihr auch noch sehr ernsthaft auseinandersetzen, ehe ich anfange, mich äußerlich in das Unternehmen zu engagiren.

Meine Depesche, nach Bern zu adressiren, **wird Sie sehr in Verwunderung gesetzt**, meine letzten Briefe von Kaltbad aber **aufgeklärt** haben. Hoffentlich haben Sie diese schon.

Ihr

F. Lassalle."

Indeß hoffte die Gräfin Hatzfeldt immer noch, die Vermählung hintertreiben zu können. Zu diesem Behufe suchte sie Lassalle brieflich einzureden, daß seine Leidenschaft für Helene unmöglich ernst sein könne, weil er ja eben erst in eine Andere, die er nun fahren lasse wolle, sterblich verliebt gewesen sei. Zudem ahnte Sophie von Hatzfeldt nicht, daß in ihrem Rücken und ganz ohne ihr Zuthun und Wissen Lassalle schon Alles mit Helenen abgemacht hatte. Jetzt war für Lassalle die Zeit gekommen, der sich noch in Illusionen wiegenden Frau das rechte Licht aufzustecken, indem er ihr endlich den Brief Helenen's, worin diese ihm ihre Hand zusagt, einschickte. Außerdem fand sich Lassalle veranlaßt, die Gräfin mit ihrem guten Rathe in Schranken zu weisen und ihr die vollständige Gewißheit beizubringen, daß Alles unwiderruflich abgemacht sei. Der wichtige Brief, den sich die Gräfin wohl nicht hinter den Spiegel steckte, lautete so:

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt!

„Bern, 2. August.

Gute Gräfin!

Ich habe Ihren Brief nach Bern erhalten. Aller Rath würde jetzt zu spät kommen. Es ist Alles unwiderruflich abgemacht! Wäre

*) Einen innern Widerwillen.
**) Teufelskind.

es aber noch Zeit, Rath zu geben, Sie würden mir auch keinen andern geben, als den, zu handeln, wie ich handle. Dessen bin ich sicher.

Wenn Sie in Ihrem Briefe sagen, ich sollte doch bedenken, daß ich so eben erst sterblich in eine Andere verliebt war, so entgegne ich, daß erstens „„sterblich verliebt““ sein bei mir zunächst überhaupt gar kein Begriff ist; zweitens aber, daß noch heute, sinnlich genommen, M... einen größern Reiz für mich hat, als Helene, was Ihnen also der beste Beweis sein kann, daß ich eben nicht blos sinnlicher Neigung folge. Im Gegentheil, Helene paßt als Persönlichkeit so absolut zu mir, wie ich nie eine passende zu finden geglaubt hätte. Unter uns gesagt, ist es eigentlich von dem verschiedenen Glück, das ich hin und wieder habe, das größte Glück, das ich bei dieser Gelegenheit entwickelt habe. Es ist wirklich ein nicht geringes Glück, in einem Alter von doch schon 39½ Jahren ein Weib zu finden, so schön, von so freier und zu mir passender Persönlichkeit, ferner, **das mich so liebt** und endlich, was bei mir absolute Nothwendigkeit, **ganz in meinem Willen aufgeht!**

Hier empfangen Sie erstens den Brief, den Helene mir nach dem Rigi schrieb, wo ich Ihnen darauf schrieb: „„es wird ernsthaft.““ Wenn darin der Satz vorkommt, ich solle Ihnen den Brief nicht schicken, so hat sie mir das später erklärt. Sie hatte den Brief noch in der Nacht ihrer Rückkehr vom Rigi, also sehr ermüdet, geschrieben und fürchtete, er sei deßhalb gar nicht präsentabel ausgefallen und könne Ihnen eine sehr geringe Meinung von ihr geben. Als ich sie darüber beruhigte, es sei gar nicht Ihre Weise, solche Schlüsse zu machen, erklärte sie sich von selbst damit einverstanden, daß ich ihn Ihnen schicke, **damit Sie sähen, wie Alles gekommen sei.**

Ferner: vorgestern bat sie mich um die Erlaubniß, Ihnen schreiben zu dürfen, wogegen ich natürlich nicht nur Nichts hatte, sondern mich innerlich sehr freute, daß der Gedanke selbstständig in ihr entstanden war. In Folge dessen gab sie mir nun gestern den beifolgenden Brief an Sie, der Ihnen ihre edle Persönlichkeit schon besser malen kann. Sie müssen ihr natürlich antworten und mir den Brief zur Uebergabe überschicken und zwar nach Genf poste restante, wohin wir morgen Beide abreisen. Ich bitte sehr, liebe Gräfin — dieß Einzige will ich Ihnen an's Herz legen, — erhalten Sie mir Helene ihr ganzes Leben hindurch in den unterwürfigen Gesinnungen, in denen sie jetzt ist, und von denen mein ganzes Glück und leicht auch das Ihrige zum Theil — abhängt. **Sie allein könnten sie in dieser Hinsicht verderben** (sic!), auch Sie nur durch das Piedestal, das ich selbst Ihnen bei ihr gegeben habe. Es wäre also siebenfach unrecht, und höchst unklug! Sie werden das also auch nicht thun und sie vielmehr immer in diesem Verhältniß, das ich sogar das normale nenne, zu erhalten suchen, geschweige denn sie nicht davon abbringen, **auch nicht in indirekter Weise** (sic!).

Was nun die Aeltern in Genf sagen werden, — das weiß Gott! Aber sicher ist, daß ich, wie sie, jetzt entschlossen bin, durchzugreifen, reiße da, was reißt. Zum 15. August hoffe ich sicher, Sie in Genf

zu haben, wo wir dann über Alles ausführlich und reiflich sprechen. Ich habe entsetzlich viel mit Ihnen zu überlegen.

Ganz Ihr

F. Lassalle.

P. S. Helenens Brief an mich muß ich von Ihnen zurückbekommen."

Das Schreiben, welches das Fräulein von Doenniges, gewiß nicht ohne von Lassalle inspirirt zu sein, an Sophie von Hatzfeldt Lassalle's Brief beilegte, sollte die Zornesaufwallung besänftigen, in welche, wie vorauszusetzen war, durch den miteingesandten Rigi-Brief Helenens die Gräfin gerathen mußte. Das Komische dabei ist, daß in diesem sogenannten selbstständigen Briefe Helenens die Gräfin fast wie eine zukünftige Schwiegermutter behandelt wurde. Doch wir wollen denselben dem Publikum nicht vorenthalten, sondern ihn sofort nachstehend folgen lassen.

Helene von Doenniges an Sophie von Hatzfeldt.

„Wabern, 1. August.

Nachdem ich, liebe und verehrte Frau Gräfin, die Erlaubniß meines Herrn und Gebieters erhalten habe, mich Ihnen schon heute, aber leider nur schriftlich vorzustellen —— komme ich denn zu Ihnen le coeur et la main ouverte,*) Sie zu bitten, ein klein wenig von der Freundschaft, die Sie ja in so reichem, herrlichen Maße für Ihn haben, auf mich, sein ihn **anbetendes Weib**, übertragen zu wollen!

O! wie ich dieses Wildbad verwünsche, oder besser, Ihre Krankheit, Frau Gräfin, die Sie zwang, dorthin zu gehen — und mir dadurch das Glück raubt, schon jetzt oder doch recht bald selbst in Körper und Seele, Herz und Geist vor Sie zu treten, Ihnen meine Liebe und Verehrung zu bringen, und Sie zu bitten, mir helfen und rathen zu wollen, um Ihn, meinen schönen, herrlichen Adler, glücklich zu machen. Allerdings werde ich mich Ihnen gegenüber wohl die ersten Male etwas befangen fühlen, denn ich bin eben Nichts als ein kleines unbedeutendes Wesen, welches Nichts kann, als Ihn lieben und anbeten, und versuchen, Ihn glücklich zu machen, Ihm mit Tändeln und Scherzen wie ein Kind die Wolken von der Stirne fortzulächeln, und das den besten Willen hat, Seine große und herrliche Seele, Seinen riesenhaften Geist zu kennen und zu verstehen — und im Glück wie im Unglück Ihm treu und fest zur Seite zu stehen!

Und sehen Sie, theure Frau Gräfin, dazu, zu Alledem und zu noch weit mehr brauche ich Ihre Hülfe, Ihren Rath, und vertraue darauf, denn Sie sind engelsgut und felsenstark und lieben Ihn mit Ihrer schönen festen Freundschaft, wofür ich Ihnen danke aus voller Seele, und Ihnen die Hände küsse.

Nun aber soll ich noch volle vierzehn Tage warten, bis ich Sie sehen und lieben darf, und das wirft einen leisen, hauchgleichen Schatten auf mein hohes, herrliches Glück und läßt mich wünschen, daß diese doch so

---

*) Indem ich Ihnen mit Herzensoffenheit die Hand darreiche.

schönen wunderbaren Tage, die ich jetzt mit Ihm und durch Ihn lebe, Flügel nehmen möchten, ihren ewigen alten Flug schnell und weiter fortzusetzen, und mir dafür die Tage zu senden, wo ich mein Glück in Ihrer Gegenwart mit Ihnen fühlen und genießen darf.

Seien Sie mir nicht zu böse, Frau Gräfin, daß ich die Ursache war, um welche Ferdinand den Rigi und seine Kur verlassen hat, — ich selbst kann eigentlich auch Nichts dafür (sic!) — es mußte so sein, es war unser unausweichbares Schicksal, und Gott wird machen, daß dieser Abbruch der Kur meinem Herrn nicht schadet. Sind Sie nur erst wieder bei uns, nun so wollen wir Ihn en deux*) schon so hegen und pflegen, daß Er uns nicht den schlechten Streich spielen kann, krank zu werden! — Ich gehe, oder besser wir gehen morgen nach Genf zurück, und dort, hoff' ich, soll sich Alles schnell und gut entscheiden, so daß ich Sie auch mit Glück und Ruhe ersehnen, erwarten kann, sowie ich es mit Liebe und Verehrung thue.

Noch einmal bitte ich Sie um einen kleinen Platz in Ihrem schönen, edlen Herzen und küsse Ihnen die Hände.

Ganz die Ihre

Helene."

Lassalle hatte zuerst die „gute Gräfin" nach Wildbad gehen lassen, um ungestört mit Helenen auf Rigi zusammentreffen zu können, dann hatte er Sophien von Hatzfeldt zur Fortsetzung ihrer Kur gerathen und sich zu Helenen nach Bern begeben. Die alte Rivalin sollte nicht vor dem 15. August mit ihm zusammenkommen, damit er mit seinem jungen Engel vor ihrer Ankunft Alles ordnen könne. Eile that Noth. Daher reiste er schnell mit Helenen nach Genf ab, wo er sofort die Einwilligung der Aeltern auswirken oder Helene, wenn es nicht anders anging, entführen wollte. Er war sehr behend im Handeln. Unterdessen wurde das körperliche Befinden der Gräfin sichtlich besser, sie suchte ihn zu einer Zusammenkunft nach Rigi zurückzulocken und warnte ihn vor Ueberstürzung. Aber die beiden lustigen Vögel waren bereits im Begriff, nach Genf fortzufliegen, als nachstehender Brief in Bern ankam. Natürlich dachte Lassalle nicht im Entferntesten daran, um der Gräfin willen nach Rigi zurückzureisen. Das Schreiben, durch welches Sophie von Hatzfeldt den glücklichen Lassalle von der Seite seiner Braut abziehen und ihn zur Fortsetzung der Molkenkur auf Rigi, respektive zu einer Zusammenkunft mit ihr, bewegen zu können glaubte, ist ein sehr altbackenes, sauertöpfisches Aktenstück, welches im Vergleich zu Helenens geflügelten Worten klingt, als ob es eine Großmutter geschrieben hätte.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle.

„Wildbad, den 1. August.

Liebes Kind!

Ich habe gestern abends Ihren Brief aus Bern erhalten und ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie nicht nur zu Ihrem eignen

*) Zu zweit'.

Wohl die Sache viel zu sehr übereilen, sondern auch durch Ihre Hast dem Gelingen der Sache schaden. Die Aeltern mißtrauen Ihnen. Ist nun wohl ein solches Drängen bei Philistern, was die Aeltern gewiß sind, und die jedenfalls die Ehe nur als eine vernünftig und wohl zu überlegende Sache ansehen, geeignet, sie Ihnen geneigter zu machen? Gewiß nicht. — Sie müßten im Gegentheil mit großer Ruhe und Vorsicht vorangehen, erst darnach trachten, daß man sich nach und nach an den Gedanken gewöhnt. Wie Sie sagen, Helene zur Heirath wider den entschiedenen Willen ihrer Aeltern zu bestimmen, ist einmal sehr fraglich, ob es gelingt, alsdann auch nicht zweckmäßig; sie könnte sich bei ihrem schwachen Charakter doch später darüber unglücklich fühlen, ganz aus ihren Familien-Relationen herausgerissen zu sein. Wenigstens wäre es doch der Mühe werth, es erst auf andere Weise zu versuchen. Sie beurtheilen immer die Andern zu sehr nach sich selbst.

Ist denn Helene auch großjährig? Und ist es denn auch der günstigste Augenblick, die Sache rasch der Entscheidung zuzujagen, gerade jetzt, wo so viele Freiheits-Prozesse gegen Sie schweben? Wäre es nicht zehnmal klüger, jetzt nur mit ihr einig zu werden, sich zu begnügen, langsam eine Annäherung an die Aeltern zu versuchen, und mit dem direkten Antrag zu warten, bis Ihre Prozesse so oder so entschieden? Wenn Sie Sich entschließen müßten, **für jetzt Deutschland zu verlassen**, so wäre das gerade die günstigste Konjunktur für das Gelingen dieses Planes.

Ich wünsche nach dem, was Sie mir sagen, das Gelingen, obgleich ich ganz nur meinen Augen in dieser Beziehung traue, aber ich fürchte, Sie verderben Alles durch Ihr Stürmen. Sie haben einmal in Frauensachen keine Vernunft und kein Urtheil (sic!).

Ich habe wirklich Unglück in diesem Jahr. Ich kann nicht sagen, daß die Bäder mir helfen; das glaube ich nicht, aber sie erleichtern mich sichtlich (sic!). Also Sie haben sich entschieden für einen Aufenthalt am Genfer See: aber wo ungefähr? Ich habe von einer Pension in Saxon gelesen, im Valais, dicht am See; es muß, wie ich glaube, am französischen oder italienischen Ufer*) sein, oder Châlet suisse à Cologny oder Clarens ꝛc., nur kann ich nicht Berge steigen.**) Wo wir uns treffen, hängt ja von dem ab, was Sie jetzt vorhaben, und kann noch immer darnach bestimmt werden. Ich bestehe nicht auf dem Genfer See, und jeder andere Ort, der Ihrem Plane förderlicher ist, ist mir auch recht, nur nicht Genf oder Bern, um da zu bleiben;***) ich brauche Luft, und dann ist es auch in solchen Gasthöfen auf die Dauer nicht auszuhalten.

Und dann Eines, liebes Kind, kann ich doch nicht ändern, das ist: daß ich auf zwei, drei Tage vorher nach Zürich gehe. Man erwartet mich

---

*) Freilich, wenn der Ort nicht am französischen Ufer liegt, muß er am italienischen liegen. O Logik!

**) Die Gräfin leidet bekanntlich an einem steifen Bein.

***) Grund hiervon: — weil in Genf oder Bern Lassalle immer bei Helenen war.

schon lange dort; ich habe es so oft versprochen. Wer weiß, wo ich von Genf aus hingesprengt werde.

Geben Sie mir darin nicht Recht? Wenn ich nun von hier direkt nach Zürich gehe, führt mich dann mein Weg nach dem Genfer See (falls Sie bei dem Projekte des Genfer See's bleiben) über Bern? In welchem Hotel wohnen Sie dort? Bleiben Sie da?

Es ist mir gar nicht recht (sic!), daß Sie Ihre Molkenkur so ganz aufgegeben, Sie hatten sie doch nöthig; können Sie Sich nicht entschließen, jetzt, wo es so schön, auf 10 bis 12 Tage wieder hinzugehn? Es wäre gut. Nun leben Sie wohl, liebes Kind, die herzlichsten Grüße.

S. H."

Das großmütterliche Schreiben kam noch zu rechter Zeit in Bern an, um Lassalle vor dessen Abreise nach Genf zu treffen und von ihm noch beantwortet zu werden. Wenn es ihm nur lieb sein konnte, daß Sophie von Hatzfeldt den löblichen Entschluß ihm mitgetheilt hatte, nach Zürich gehen zu wollen, konnte er doch nicht umhin, ihr hiervon abzurathen. Er mußte Zürich weniger als Liebes- denn als Schmollwinkel auffassen. Er hatte Ursache, die Gräfin auf schonende Weise bei Seite zu schieben. Im Uebrigen spielte er in seiner Antwort, wie sogleich ersichtlich werden soll, den Beleidigten. Er antwortete nämlich:

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt.

„Bern, 3. August.

Gute Gräfin!

Ihr eben erhaltener Brief, den ich — in einer Stunde reise ich nach Genf — noch Zeit zu beantworten habe, zeigt mir wieder, wie mißlich alle schriftliche Verständigung ist. Sie haben meine Briefe — sind sie wirklich so undeutlich gewesen? — nicht richtig aufgefaßt, daher ein falsches Bild von der Sachlage, und daher ist Ihr Brief dießmal ganz ungeschickt (sic)!

Sie sagen: „„Wie Sie sagen, Helene zu der Heirath wider den entschiedenen Willen ihrer Aeltern bestimmen, ist einmal sehr fraglich““ 2c. Mon dieu!*) Wo hätte ich das gesagt? Ganz im Gegentheil! Helene ist ganz dazu entschlossen, hat sich von selbst dazu entschlossen, war früher dazu fest entschlossen, als ich. Es war ja eben dieser Brief, in dem sie mir — nach Rigi-Kaltbad hin, am Abend des Tages, an dessen Morgen wir uns getrennt — diesen Entschluß mittheilte, in Folge dessen ich mich erst entschloß und schrieb: „Die Sache wird ernst, sehr ernst“ 2c. Sie können Sich ja auch bei meiner ganzen Persönlichkeit denken, daß ich immer mindestens ebenso sehr geheirathet **werden**, als heirathen, d. h. auf eine **volle und freie Initiative** seitens des Mädchens treffen muß. (Voir Marie und Ulrich von Hutten.**)

---

*) Du lieber Himmel!
**) Lassalle verweist hier auf sein Drama: „Franz von Sickingen.“

1) Also Helene ist entschlossen, wenn ich will, morgen ihren Aeltern wegzulaufen sogar, und, wenn ich wollte, als Zigeunerin mit mir durch die Lande zu ziehen.

2) Helene ist majeure.*) Schlimmstenfalls sind wir mit trois actes respectueux**) unserer Verpflichtung gegen die Aeltern quitt.

3) Sie wissen das der Hauptsache nach schon aus meinem gestrigen Briefe an Sie, in welchem ich Ihnen Helenens Rigi-Kaltbad-Brief an mich und ihren hiesigen Brief an Sie schickte.

4) Was haben denn meine Verurtheilungen und Prozesse für bestimmenden Einfluß auf meine Heirath? — Meine Heirath kann meinen Entschluß in Bezug auf die Verurtheilungen bestimmen, aber nie umgekehrt.

5) Die ganze philiströse, ganz erstaunlich langweilige Operations-Weise, die Sie mir anrathen, kann also gar nicht gedacht werden. Es ist kein „„Begriff.““

Heut abends 6 Uhr lange ich in Genf an, wo Helene heut um 2 Uhr angelangt ist. Morgen um 2 Uhr mache ich ihren Aeltern einen Besuch. Spätestens nach drei Besuchen, also in drei Tagen, vielleicht aber schon früher, erkläre ich Vater und Mutter meinen Antrag. Geht Alles gut, bien!***) Treffen wir auf Weigerung, so folgt schon zwei Tage darauf der erste acte respectueux Helenens.

Ich hoffe sehr — und glaube es fest — die Aeltern werden gleich oder doch nach einigen Angriffen stürmischster Beredtsamkeit, die ich auf sie machen werde, einwilligen. Sonst, beim großen Gott, bin ich zu Allem entschlossen, ehe ich mich im Geringsten beirren lasse. Für Eile ist aber Helene noch mehr als ich. Sie ist noch ungeduldiger.

6) Daß Sie nöthig hätten, nach Zürich zu gehen, der „„Freunde““ wegen, ist durchaus falsch. Meine Geschichte ist jedenfalls der beste Vorwand für Sie. Ich kenne Keinen, der es Ihnen übel nehmen könnte, nicht nach Zürich zu kommen, wenn Sie schreiben: „„Lassalle ist in Nöthen und bedarf meiner.““

7) Damit ist inzwischen nur gesagt, daß Sie nicht **nöthig** haben, über Zürich zu gehen, auch nicht, daß Sie es **absolut nicht dürfen, wenn es Ihnen Selbst ein großes Vergnügen ist** (sic!).

8) Ueber Plan 2c. kann ich ja noch Nichts bestimmen unter den jetzigen Umständen. Mein Platz ist zunächst in Genf, wohin Sie jedenfalls auf einige Tage kommen müssen, wenn Sie auch Station am Genfer See (Vevey) nehmen wollen.

Wollen die Aeltern nicht, so beginnt Helene mit dem acte respectueux. Wird sie darauf gequält und sehr gequält, so habe ich ihr tout bonnement†) gesagt, daß sie das Haus verläßt und sich bis zur

*) Großjährig, mündig.
**) Mit drei feierlichen, vom französischen Recht geforderten, Kundgebungen.
***) Dann ist's recht.
†) Von der Leber weg.

Hochzeit unter Ihrem Schutz stellt. Ich habe es ihr gestern abends erst vorgeschlagen, und sie ist gleich darauf eingegangen.

9) Gehen die Aeltern darauf gleich ein, so will ich mit Helenen und Madame Arson eine kleine Schweizerreise noch machen, die Sie sehr wohl mitmachen können; und mit großem Vergnügen mitmachen würden und ohne Schaden, denn Sie brauchten uns nur in die Thäler, nicht auf die Berge zu begleiten.

10) Das Alles aber sind Nebensachen. Die Hauptsache ist, daß ich Sie auf 4—5 Tage in Genf habe, so bald es Ihnen eben mit Rücksicht auf Beendigung Ihrer Kur nur möglich ist — **die Kur vor Allem** (sic!) —, um mit Ihnen Vieles, Vieles, Vieles zu berathen. Denn nur das Wie, nicht das Was ist noch zweifelhaft. Das möchte ich aber überaus gern mit Ihnen durchsprechen. Darin kann mir Niemand rathen als Sie, und dießmal wahrhaftig brauche ich Rath, der aber nur mündlich gegeben werden kann.

Am Liebsten möchte Helene schon im Oktober als meine Frau mit mir in Berlin einziehen. Und ich möchte es auch. Vielleicht aber wären jetzt andere Entschlüsse indizirt. Kurz, kommen Sie nach Ihrem letzten Bade sofort, ohne über Zürich zu gehen, damit ich mit Ihnen berathe. **Ihre Kur vor Allem** (sic!). Aber wenn Sie irgend einen andern Zweck, als den der Gesundheit, und irgend eine andere Rücksicht dem dringenden, brennenden Bedürfniß vorgehen lassen könnten, das ich dießmal empfinde, mit Ihnen so bald als möglich zu berathen, so würde ich Ihnen das dießmal — sérieusement parlé*) — wirklich auf das Erstaunlichste et avec rancune**) übel nehmen!

Ihr

F. Lassalle."

In der That war es eine schöne Aussicht für Sophie von Hatzfeldt, daß sie auf der im vorstehenden Briefe sub 9 projektirten Schweizerreise unten in den Thälern wie ein Pechvogel sitzen bleiben sollte, während das schnellbeschwingte junge Geflügel oben auf den Bergspitzen herumflatterte. Wenn Lassalle schrieb, er habe ihren Rath nöthig, so meinte er das nicht sehr ernstlich; denn erst ohne ihr Wissen und dann gegen ihren großmütterlichen Rath hatte er ja die Sache so weit getrieben. Er glaubte aber Sophie möglicherweise noch benützen zu können und wollte ihre Rachsucht paralysiren. Auch werden wir bald sehen, wie er, als die alte Freundin schnell und ohne Weiteres bei ihm in Genf erscheinen wollte, ihr gebieterisch zuherrscht, daß sie bleiben soll, wo sie ist. Weil er sie fern halten wollte, zeigte er sich gerade um die Kur ihres steifen Beines so bekümmert und rief ihr wiederholt zu: „Ihre Kur vor Allem!" Hätte er in seiner Liebesangelegenheit nicht ihre Intriguen gefürchtet, so würde er ihr nicht geschrieben haben: er würde ihr „das dießmal" — also waren auch noch

*) Im Ernste.
**) Und mit Nachträglichkeit.

andere Male vorhanden! — im Ernste „wirklich auf das Erstaunlichste" und mit Groll „übelnehmen."

Viertes Kapitel.

Die ersten Auftritte in Genf.

Lassalle hatte sich fünf Tage in und bei Bern aufgehalten. Helene hatte in Wabern bei Madame Arson gewohnt, in deren Villa er häufig seinen Besuch abgestattet hatte. Dieser Dame sowohl, wie auch Herrn und Madame Lesley hatten sich die beiden Liebenden als Verlobte vorgestellt. Helene war an einem Mittwoch (den 3. August) morgens allein abgereist, weil Madame Arson den Liebhaber von der Begleitung Helenens aus dem Grunde abgemahnt hatte, daß sich diese Begleitung nicht schicke. Lassalle fuhr also am genannten Tage mit einem spätern Zuge ab und traf abends 6 Uhr in Genf ein. In der Nähe von der Wohnung des Herrn von Doenniges, in der Pension Bovet (Pacquis), wo in einem der obersten Stockwerke ein Zimmer leer stand, stieg er hier, gemäß der mit Helenen getroffenen Verabredung, ab und wollte sich eben in der nicht sehr bequemen Wohnung so gut als möglich einrichten, als ihm die Kammerjungfer Helenens einen Brief überbrachte. Hastig erbrach er das Schreiben und las zu seinem Erstaunen Folgendes.

Brief Helenens an Lassalle.

„Mittwoch, den 3. August 1864.

Mein liebes Herz, mein schöner herrlicher Aar, — noch keine Stunde im älterlichen Haus, kann ich Dir schon Neues — aber nur Trübes erzählen. Ich kam hier an und fand meine kleine Schwester Margarethe als verlobte Braut des Grafen Kayserlingk — das Glück und die hohe Freude darüber bei den Meinen ist nicht zu beschreiben. Ach, Ferdinand, es thut mir wehe, zu denken, wie verschieden mein Glück auf sie einwirken wird! — Doch ist's mir ganz gleich: **in Freud' und in Leid Dein treues, nur Dir ergebenes Weib.**

Diesen Freudenmoment benutzte ich und zeigte Mama Deine Visite an, aber — — nun die arme, arme kleine Frau stellt sich aber meinen schönen Ferdinand auch als Schinderhannes vor — als ich auf so ganz bestimmten Widerstand stieß, und zwar aus dummen Gründen, die zu kleinlich sind, um Dich auch nur zu berühren, fühlte ich mich gezwungen, zu den großen Mitteln zu greifen; ich sagte ihr also: „„Höre, Mama, ich habe mit Dir sehr ernst zu sprechen, — ich sage heute zum ersten Male: ich will, und so wahr ich hier vor Dir stehe, sage ich Dir, ich werde meinen Willen durchsetzen."" Hier erzählte ich ihr in Kürze unser Wie-

dersehn und fuhr fort: „„Es thut mir unendlich leid, Euch so betrüben zu müssen — denn ich sehe, daß Du außer Dir bist, — aber ich kann nicht anders; seid Ihr vernünftig und willigt ein — nun so werdet Ihr ihn kennen und lieben lernen, und Alles wird ruhig und glatt abgehen — wo nicht, nun, thut es mir auch sehr leid, und Gott weiß, was ich darunter leide, so muß ich mich mit dem Gesetz vertheidigen und so zu meinem Recht und meinem Glück gelangen."" —

Ich schloß meine Rede, während welcher sie mich mit Kindesgüte angehört hatte, und mich nicht einmal unterbrochen hatte, obwohl die Thränen ihr die Augen näßten; ich schloß, sage ich, mit noch einigen Küssen und Liebesversicherungen und sagte ihr noch einmal: **„„Nur in ihm ist mein Glück, und das ist mein Schicksal.""**

Sie weinte leise und verließ mein Zimmer, und ich, das Kind, wurde Deine wirkliche Brunhilde; — ich weinte nicht, ich zitterte auch nicht, ich sah Dein Bild an und bat Dich leise: Komm, mein hoher, mein stolzer, mein kaiserlicher Aar, gieb mir mit Deinem herrlichen Adlerblick Kraft und Stärke! So bat ich, und mein Glaube an Dich hat mir geholfen — ich danke Dir, mein starker Siegfried!

Nach einer kleinen Weile kam die arme Mutter und sagte: sie müsse dem Papa die ganze Sache mittheilen, sonst gäbe es einen furchtbaren Skandal. Ich sagte darauf, das sei das Einzige, was ich verlange für mein Vertrauen, und Du wünschtest nicht, daß Papa Dich kennen lerne mit Gedanken f ü r oder w i d e r, — kurz Du möchtest unbefangen ns Haus treten und ebenso beurtheilt werden; — — aber hier blieb sie unerbittlich und sagte: „„Papa nimmt ihn nie und nimmer an, ich muß zu ihm gehen und ihm sagen, wie die Sachen stehen."" Nun fragte ich sie, was hat er denn gegen Lassalle, was kann er gegen ihn sagen — car enfin, seine politische Stellung ist kein genügender Grund, ihn nicht anzunehmen, wenn er ihn besucht. Mama: „„nicht seine politische, aber seine **soziale** Stellung — die Kassettengeschichte (die Konnektion mit der Gräfin von Hatzfeldt) und so viel Anderes."" Ich sagte darauf nur, daß ich Nichts von ihnen verlange, als Dich anzunehmen und kennen zu lernen; worauf sie zu mir sagte: „„Du kannst v o n P a p a n i c h t v e r l a n g e n, n a m e n t l i c h i n d e r s e l b e n Z e i t, **wo die eine Tochter mit dem Grafen Kayserlingk verlobt ist,** e i n e n M a n n i n d i e F a m i l i e a u f z u n e h m e n, **von dem alle Welt so spricht.""** Ich: — „„Ihr nehmt ihn nicht in Eure Familie auf, sondern Ihr gebt nur Eure Einwilligung, daß ich aus dieser Familie heraustrete; wenn Ihr es verlangt, nun so will ich, so weh es mir auch thut, und Gott ist mein Zeuge, daß mir fast das Herz dabei bricht, so will ich Euch das Versprechen geben, nie wieder Eure Schwelle zu überschreiten.""

Sie antwortete darauf nicht, weinte mehr, und als sie sich etwas beruhigt hatte, hielt sie mir eine kleine strenge Rede, in der sie mir vorwarf, daß ich mich vom Augenblick zu sehr leiten ließe u. s. w. Aber da sie sah, daß ich fest war, so ging sie hinaus mit dem noch immer festen Entschluß, Papa Alles zu sagen. Der ist nun jetzt mit meinem Vetter

Dr. Arndt auf dem See, und Gott weiß, wie es wird, wenn er zurückkommt. **Jedenfalls bleibe ich felsenfest,** — Du kommst morgen um 2 Uhr — vielleicht noch früher, und dann setzen wir schnell und rasch durch; denn ich fühle, daß uns auch in dieser Hinsicht unsere Sterne günstig und zum Glück führen werden. Mama hat übrigens eingesehen, daß die Sache unwiderruflich ist, — und so wird es vielleicht, wenn auch nicht ohne Sturm und Heftigkeit, so doch schnell und dadurch glücklich enden. Wenn sie — meine Aeltern — sehen, daß sie Nichts gegen uns thun können — nun so weiß ich, daß sie vorziehen, gleich ja zu sagen, um keinen Eklat zu machen. Ist heute abends noch eine entscheidende Unterredung, so schreibe ich Dir noch morgen früh; hier sind die einzigen Sachen von Papa, die ich auftreiben kann. Es wird Dir lieber sein, als die Gedichte. **Ach, Herz, wie ich mich nach Dir sehne!** —

Der erste Advokat hier ist Amberny. — Du wolltest es ja wohl wissen?

Jetzt ist es 6½ Uhr, und **Du mein Herr und Gott** bist nun schon hier? O! Dieser Gedanke gibt mir wieder Stärke und Kraft — denn ich muß die Nähe und Allgewalt meines **Herrn und Gebieters** fühlen, um nicht zu weichen, um nicht auch Andern gegenüber zu sein, wie Dir — das Kind. Aber ich fühle Dich und Deine Liebe — und so fürchte ich Nichts mehr und bin jetzt und für immer **Dein Weib, Dein Kind, Deine Dich anbetende Sache!** O, wenn doch die Gräfin hier wäre! —

Sage mir nur auf einem kleinen Zettel, daß Du mich liebst! Denn ich, Ferdinand, **ich liebe Dich ja so sehr!** —

Es ist geschehen — sie haben gesprochen — — mein Vater hat erklärt: „„ich wäre seine Tochter nicht mehr!““ und was nun geschieht — Gott weiß; — er will, ich soll sein Haus nicht verlassen, ehe ich Dein Weib bin!

Ich kann““ — — — —*)

Noch hatte Lassalle den vorstehenden Brief nicht gelesen; da erscheint Helene selber. Sie ist in der größten Aufregung. Sie wirft sich verzweiflungsvoll, nachdem sie ihm ihr Leid geklagt, aufs Bett und ruft: „Ich bin das unglücklichste Geschöpf von der Erde. Hier hast Du Deine Sache: mach' mit mir, was Du willst!“

Lassalle benutzte indeß den aufgeregten Zustand Helenens nicht, sondern beruhigte sie mit den Worten, daß ja noch nicht alle Hoffnung, den Vater zur Einwilligung in die Heirath zu bewegen, vorüber sei. Besänftigt führte er sie in die Arme der ihre Tochter suchenden Mutter zurück.

Versetzen wir uns jetzt lebhaft in die Lage Helenens. Denn dieser Auftritt war für sie entscheidend und erschütterte ihre Standhaftigkeit.

---

*) Dieser Brief ist schon veröffentlicht worden in der „Denkschrift für die Todtenfeier des Jahres 1865. (Der große Arbeiter-Agitator Ferdinand Lassalle).“ — Frankfurt a. M. 1865. Im Selbstverlag des Verfassers. Druck von Reinhold Baist.

Im älterlichen Hause war bei der Rückkehr ihres Vaters und Vetters ein Sturm gegen sie losgebrochen. Nicht bloß ihre Aeltern, sondern auch die anwesenden Geschwister und Verwandten hatten sie mit Vorwürfen überhäuft. Ja ihr Vater hatte erklärt, sie sei seine Tochter nicht mehr, und hatte ihr verboten, vor ihrer Verehelichung das Haus zu verlassen. Helene war darauf geflüchtet, hatte sich Lassalle in die Arme geworfen und sich ihm ganz hingeben wollen; sie hatte sich bereit erklärt, mit ihm nach Italien zu entweichen.

Und wie hatte Lassalle sich dabei benommen? Er hatte ihren aufgeregten Zustand sich nicht zu Nutze gemacht, sondern im Gegentheil sie am Arm genommen, um sie in das Haus der Madame Rognon zu führen, wo er der Mutter die Tochter zurückgab. Diese eiskalte Ruhe Lassalle's verstimmte Helene; letztere mochte einen leisen Zweifel fühlen, ob er sie wohl so heiß liebte, wie sie geglaubt hatte, und jedenfalls nahm sie es ihm auch sehr übel, daß sie sich ihm umsonst zur Verfügung gestellt hatte. Eine solche Verschmähung verträgt keine Frau, sei sie nun Mädchen oder Weib; am Wenigsten vertrug selbige Fräulein Helene, weil sie, wie Lassalle sich in dem einen Briefe an Sophie von Hatzfeldt ausdrückt, viel „Natur" in sich hatte.

Noch am nämlichen Tage stattete Graf Kayserlingk und ein Familienanverwandter, Namens Dr. Arndt, der ein Mitarbeiter der vom deutschen Bundestage subventionirten Monumenta Germaniae war, Lassalle einen ernsten Besuch ab. Dr. Arndt, welcher dabei das Wort führte, ersuchte nämlich Lassalle, das Fräulein aufzugeben, nicht mehr an sie zu denken und alsbald Genf zu verlassen, wofern er sich großen Unannehmlichkeiten, die ihm zu bereiten Herr von Doenniges kraft der von letzterem eingenommenen diplomatischen Stellung die Macht besitze, nicht etwa unvorsichtigerweise aussetzen wolle. Indeß ließ sich Lassalle nicht einschüchtern. Er stand nicht einmal von seinem Vorhaben ab, Herrn von Doenniges einen Besuch zu machen. Auf zwei Briefe, in welchen er Herrn von Doenniges um eine Unterredung bat, empfing er jedoch keine Antwort.

Die Nacht vom 3. auf den 4. August verbrachte er schlaflos. Er befürchtete, durch die Zurücklieferung Helenens ins älterliche Haus einen dummen Streich begangen zu haben, war außer sich über die ungünstige Meinung, die man in der Familie Doenniges über ihn hatte, und sann auf Mittel, um den Widerstand, den er nicht vertragen konnte, zu brechen. Er sah ein, daß er Beihülfe haben mußte. Da er aber in dieser Sache der Gräfin Hatzfeldt nicht über den Weg trauen konnte, so beschloß er, den Oberst=Brigadier Rüstow, Ritter des militärischen Ordens von Savoyen, aus Zürich kommen zu lassen, dessen Zusammentreffen mit der Gräfin er scheint haben verhindern zu wollen. Für den Fall aber, daß er weiblicher Hülfe benöthigt wäre, wollte er gleichwohl nicht die Gräfin Hatzfeldt zuziehen, sondern sich an Emma Herwegh, die Frau des Dichters, wenden. Er schrieb darum am 4. August den folgenden Brief nach Zürich:

„Rüstow!
Wenn Du je einen Funken Freundschaft für mich gefühlt hast, so setze Dich augenblicklich auf, ohne auch nur den nächsten Zug zu versäumen, und eile hierher zu mir nach Genf! Es handelt sich um einen rein persönlichen Dienst, aber um Leben und Tod. Zum ersten Mal in meinem Leben brauche ich, der ich so Vielen geholfen, Andere. Möge nicht der Erste, an den ich mich wende, mir den Rücken kehren! Rücken kehren — das heißt hier auch nur der kleinste Aufschub! Sage auch Frau Emma (Herwegh), daß sie sich bereit hält, im Augenblick, wo sie eine telegraphische Depesche empfängt, hierher abzureisen. Sehr möglich, daß wir sie brauchen!

In fliegender Eile Dein

F. Lassalle."

Auf diesen Brief kam die Antwort:

Telegramm 403.

„Zürich, 5. August.

Mons. Ferd. Lassalle!
Reçu dix heures, pars huit heures. Demain midi à Genève.
Rüstow."*)

Lassalle setzte mit Bestimmtheit voraus, daß Sophie von Hatzfeldt, wenn sie nach Zürich käme und ihren Freund Rüstow nicht vorfände, wüthend werde, daß sie sofort Rüstow nach Genf nachreisen und dann ihre Wuth auslassen, nämlich heimlich oder offen Alles zu verderben suchen werde. Um dieser Eventualität vorzubeugen, schrieb Lassalle einen sehr freundschaftlichen Brief an die Gräfin, worin er sie bat, sofort zu kommen und nicht über Zürich zu reisen, fügte aber diesem Brief eine Nachschrift hinzu, worin er ihr sagte, sie solle noch nicht kommen. Dieses Schreiben war wörtlich so abgefaßt:

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt.

„Genf, 4. August.

Ich kann nicht anders, obgleich ich seit vierundzwanzig Stunden dagegen ankämpe, aber ich muß mich ausweinen an der Brust meines besten und einzigen Freundes. Ich bin so unglücklich, daß ich weine, seit fünfzehn Jahren zum ersten Male! Was mich dabei noch zermartert, ist das Verbrechen meiner Dummheit! Wie konnte ich so beschränkt sein, auf Helenens Wunsch nicht einzugehen, sie ihren Aeltern zurückzuliefern und loyal um sie zu werben! Ich hätte den Besitzstand benützen und sofort mit ihr entfliehen sollen! Jetzt ist das Unglück da! Sie ist unter vollständiger Sequestration und furchtbarster Mißhandlung. Ich weiß noch nicht, wie ich mich ihrer bemächtigen werde, ob durch List, durch Gewalt. Alles ist mir gleich. Sie wissen nicht, was

---

*) „Herrn Ferd. Lassalle. Um zehn Uhr erhalten, reise acht Uhr. Morgen mitttags in Genf. Rüstow."

sie leidet, das edle Geschöpf! Ich fühle mich so steinunglücklich, daß ich mich autorisirt fühle, Sie zu bitten, bloß zu meinem Troste sofort herzukommen. Sie sind ja doch die Einzige, die weiß, was es heißt, wenn ich Eiserner mich unter Thränen winde wie ein Wurm! Ob Sie mir werden helfen können, weiß ich nicht. Aber trösten, etwas beruhigen. Ich weiß zwar nicht einmal, ob Sie mich noch hier finden, und wenn Sie im Momente des Empfangs dieses Briefs abreisten (sic!). Denn alle Tage kann das Bild wechseln, d. h. Helene von Ihrem Vater, wozu er Lust hat, irgend wohin fortgeschickt werden. Aber das ist doch nur eine sehr entfernte Möglichkeit. Träte sie ein, so reise ich natürlich sofort ihr nach, aber im selben Augenblick telegraphire ich Ihnen nicht nur nach Wildbald, sondern Telegraphen-Büreau restante auch nach Basel und Bern, und lege hier noch in Genf poste restante einen Brief für Sie nieder, der Ihnen besagt, was aus mir geworden.

Gehen Sie nicht über Zürich. Rüstow finden Sie ohnehin nicht; denn ich habe ihm heute einen Brief geschrieben, auf den er sicher hier übermorgen eintrifft. Wohin bin ich gekommen! Ich, der allgemeine Rather und Helfer, bin rath- und hülflos und brauche Andere! Meine Dummheit richtet mich hin! Der Gewissensbiß*) frißt mich auf! Aber wenn ich mein Verbrechen nicht wieder gut mache, koste es was es wolle, und um jeden Preis, so will ich mein Haupt scheeren und Mönch werden.

Ach Gräfin! Warum sind Sie nicht hier? (sic!)

Genf, 4. August.

Pension Bovet aux Pacquis. F. Lassalle.
Rue Pacquis Nr. 27.

Nachschrift. **Kommen Sie noch nicht.** Alle Minuten kann sich der Schauplatz ändern. Halten Sie Sich nur bereit, auf die erste telegraphische Depesche an den Ort, den ich Ihnen bezeichne, zu kommen (sic)!

Wenn ich diese Sache nicht durchsetze — und ich zweifle sehr daran, so bin ich für immer gebrochen und fertig mit Allem. Noch viel mehr vielleicht, als des Mädchens Verlust, **zerbricht** mich meine **Gimpelei**. Wenn ich sie nicht durch Sieg ausgleichen kann, verachte ich mich selbst für immer auf das Schnödeste."

Nachdem Sophie von Hatzfeldt am 7. August den Brief Lassalle's empfangen und gelesen hatte, bewaffnete sie ihre Augen mit einer Brille, brannte eine frische Zigarre an und setzte sich an den Schreibtisch, um trotz der Nachschrift, die ihr das Kommen untersagte, Lassalle zu melden, daß sie binnen wenigen Tagen in Genf eintreffen werde. Sie schrieb ihm:

*) Lassalle verstand Gewissen nicht im theologischen Sinne.

„Ich bin am 10. oder 11. da, und solche Dinge verstehe ich besser als Sie, und habe auch leichteres Spiel als Sie, Verbindungen anzuknüpfen. Und Helene müßte wirklich zu einfältig sein, wenn sie nicht in kurzer Zeit Nachricht aus dem Haus bringen könnte, vorzüglich wenn ich ihr von draußen Gelegenheit biete. Also ich bitte Sie dringend, keinen Eklat, bis ich da bin." —

Ferner sandte Sophie von Hatzfeldt an Lassalle folgendes Telegramm:

Telegramm 216.
„Wildbad, 7. August, 3 Uhr nachmittags.

„Tranquillité! Nous réussirons, j'en suis sûre. Dix ou onze je suis à Genève.

Sophie." *)

Doch Lassalle gab ihr darauf die telegraphische Antwort:

Telegramm 272.
„Genf, 8. August, 6 Uhr nachmittags.

Restez. Le 13 vous serez à Carlsruhe, Erbprinz, où je suis ou arriverai le 14. Absolument nécessaire." **)

Nichtsdestoweniger kitzelte Sophien die Lust, nach Genf zu kommen und daselbst ihre Finger in die Pastete zu stecken, dermaßen, daß sie zwar am 9. nach Karlsruhe reiste, aber dennoch von dort an Lassalle telegraphirte, daß sie sofort nach Genf kommen werde.

Da sah Lassalle ein, daß er ernstlich und kräftig der alten Rivalin das Kommen verbieten müsse. Darum erhielt sie die Rückäußerung:

Telegramm 719.
„Genf, 9. August, 4 Uhr nachmittags.

R(üstow) doit rester ici. *Suivez mes ordres.* Desespéré
Ferdinand." ***)

Ungeachtet dieses Befehls, dem sie sich freilich nicht förmlich zu widersetzen wagte, gab Sophie von Hatzfeldt ihr Spiel noch nicht auf. Sie schrieb daher am 10. August einen ihrer Schreibebriefe, an dessen Schlusse die Worte standen:

„Leben Sie wohl, liebes gutes Kind, die Ungewißheit, in der ich hier bin über das, was mit Ihnen unterdessen vorgeht, *wirkt wie Gift auf mich.* Ich bin vollständig krank, wie gelähmt und so traurig, daß es nicht zu beschreiben ist. Länger wie bis zum 14. *kann* ich es wirklich

---

*) „Ruhiges Blut. Wir werden sicher siegen. Den 10. oder 11. bin ich in Genf. Sophie."

**) „Bleiben Sie. Sie werden am 13. zu Karlsruhe im Erbprinzen sein, wo ich am 14. bin oder eintreffe. Durchaus nothwendig."

***) „R(üstow) muß hier bleiben. *Befolgen Sie meine Befehle.* Außer sich Ferdinand." — Diese Antwort Lassalle's berechtigt uns zum Schlusse, daß noch eine andere Depesche oder ein Brief seitens der Gräfin an Lassalle abgesandt worden war, worin sie verlangte, daß Rüstow zu ihr oder sie zu ihm kommen müsse. Denn Lassalle telegraphirt: „Rüstow muß hier bleiben."

hier nicht aushalten, vorzüglich da ich ja gar Nichts hier für Sie thun kann. Es wäre gewiß besser, ich wäre mit Ihnen. Rüstow soll, wenn Sie es nicht können, mir sofort schreiben."

Obgleich sie keine Antwort erhielt, gab sie gleichwohl den Plan, nach Genf zu reisen, noch nicht auf, sondern setzte wieder einen Nasenkneiper auf, zündete eine frische Zigarre an und schrieb unterm 12. August an Lassalle unter Anderm wie folgt:

„Ich bilde mir ein, daß ich das Nöthige jetzt dort am Besten machen könnte; ich habe ja früher Proben abgelegt, daß ich mich nicht fürchte, und daß es mir für Sie an **gutem Willen** nicht fehlt, (sic!) das wissen Sie doch auch. Man kennt mich nicht in Genf, ist also nicht gleich aufmerksam und wird sich auch gegen mich bedenken, Mittel anzuwenden, (o Styl!) die man bei Ihnen nicht scheuen würde. Ueberdieß sind ja Rüstow und (Johann Philipp) Becker da, um zu beobachten und zu folgen, wenn nöthig. —

Sind Sie meiner Meinung, daß ich nützlich sein kann, so telegraphiren Sie sofort und sagen mir, ob ich dann nach Genf kommen, oder ob Sie mich besser, um alles Aufsehen zu vermeiden, in der Eisenbahn-Station vor Genf sprechen wollen. Die Eisenbahnzüge von hier nach Genf gehen so, daß ich, wenn ich um 3 Uhr morgens hier abfahre, den Abend 6½ Uhr in Genf bin, sonst muß man zwei Tage haben. Hier bin ich ja zu gar Nichts gut, als mich krank zu ängstigen, was Niemand Etwas hilft. Ich erwarte Ihre Entscheidung darüber."

Lassalle war mit dem „guten Willen" seiner „vieljährigen" Freundin mehr als zu viel bekannt, um als „liebes gutes Kind" denselben in dieser Beziehung einer neuen Probe auszusetzen. Indem er Helene von Doenniges heirathen wollte, suchte er doch nichts Anderes zu thun, als die enge Verbindung mit Sophien von Hatzfeldt aufzuheben und sich dauernd mit einem jungen Weibchen zu umgeben, das er erforderlichen Falls gegen die Stiefschwiegermutter in Schutz zu nehmen hatte. Darum mußte Sophie von Hatzfeldt in Karlsruhe warten, bis Lassalle selbst dort ankam.

Nach dieser kleinen Episode kehren wir nach Genf zurück, um zu sehen, wie sich dort die Sachen mittlerweise gestaltet haben.

Oben ist bereits berichtet worden, daß am 3. August Graf Kayserlingk und Dr. Arndt Lassalle einen Besuch abstatteten. Dieselben besuchten ihn nochmals am folgenden Tage, indem sie, wie Dr. Arndt versicherte, dießmal im Namen des Fräuleins kamen. Zur Beglaubigung zeigte Dr. Arndt Lassalle einen von Helenen geschriebenen Zettel vor, auf welchem zu lesen war: „Die Instruktion meines Vetters ist vollständig der Wahrheit gemäß. Das Kind." Worin bestand nun diese Instruktion? — Darin, daß Dr. Arndt die Mittheilung machte: das Fräulein sage sich vollständig von Lassalle los, sie habe ihrem Vater ihre Reue über das Vorgefallene ausgedrückt und sei bereits von Genf abgereist; worauf Lassalle antwortete, daß er, weit davon entfernt, an einen so schnellen Sinneswechsel zu glauben, vielmehr annehmen müsse, Helene habe,

wie sich schon aus der Unterschrift: „das Kind", schließen lasse, den Zettel unter äußerem Zwang geschrieben! Beim Abschied sagte Dr. Arndt zu Lassalle:

„Glauben Sie nicht etwa, daß wir ohne Gefühl sind, aber Sie werden begreifen, daß wir in unserer Stellung uns freuen müssen, daß Helene verhindert worden ist, die Familie zu entehren. Und Sie werden es begreiflich finden, daß wir nach den vorangegangenen Auftritten uns beeilen, das wiederhergestellte Glück und die wiederhergestellte Ehre der Familie zu genießen."

Rüstow traf am 6. August mittags bei Lassalle in Genf ein. Als beide einen Spaziergang machten, begegneten sie Helenen, die sie freundlich aus einem Wagen grüßte, in welchem sie mit einer andern Dame fuhr. Helene fuhr nämlich, was freilich Lassalle nicht wissen konnte, auf die Eisenbahn, um Genf zu verlassen. Wohin Helene ging, wird aus folgendem Briefe erhellen, den sie vor ihrer Abreise noch an Frau Arson nach Wabern schrieb:

Mademoiselle de Doenniges à Madame Arson.

„Samedi, le 6 août 1864.

Ma bonne, ma bien aimée, je pars — ou plutôt on me part dans quelques heures, — hélas! je n'ai plus la force de faire quoique ce soit. — Nous irons à Evian et puis à Baix ou Bex, je ne sais pas comment cela s'écrit. Oh! je souffre tellement. Je ne sais rien de mon aigle aimé! — Je ne sais où il est — o ma chère, c'est à en devenir folle. —

Voilà votre note, — je garde donc les 30 francs de plus, — et vous les retirerez de ces 50 francs qui sont pour moi à la poste de Berne. —

Envoyez-moi seulement les bottines, on me les donnera bien.— Mais si vous m'écrivez, ne prononcez pas son nom, ne faîtes pas même une allusion à Lui! ne me consolez non plus, — pour moi il n'y a plus de consolation, — et je sais que vous m'aimez plus que mes parents — oh! et je prie que Dieu vous en recompense!

Je ne sais pas ce qu'on fera de moi; je suis enfermée depuis jeudi matin, et je suis si malheureuse. Dîtes toutes mes amitiés à tous les bons amis là-bas, dîtes-leur de garder dans leurs nobles coeurs une bonne petite place à votre malheureuse et brisée, mais tout resignée Hélène.

Marguérite est fiancée au comte Kayserlingk."

Zu deutsch:

Fräulein von Doenniges an Frau Arson.

„Sonnabend, den 6. August 1864.

Meine gute, vielgeliebte Freundin, ich reise ab — oder besser: man schafft mich in einigen Stunden fort, — ach! ich habe nicht mehr die Kraft, irgend Etwas zu thun. — Wir gehen nach Evian und dann nach Bix oder Bex, ich weiß die Schreibart nicht genau. Wie ich doch leide!

Ich weiß Nichts von meinem geliebten Adler! Ich weiß nicht, wo er ist: — ach, theure Freundin, es ist zum Tollwerden.

Anbei folgt Ihre Rechnung. Wenn ich die 30 Francs drüber behalte, so wollen Sie dieselben von den 50 Francs in Abzug bringen, welche für mich auf der Berner Post liegen.

Schicken Sie mir die Stiefelchen, man wird sie mir schon geben. — Aber wenn Sie mir schreiben, so sprechen Sie seinen Namen nicht aus, spielen Sie nicht einmal darauf an! Auch trösten Sie mich nicht, — für mich gibt es keinen Trost mehr: — weiß ich doch, daß Sie mich mehr lieben als meine Aeltern. — Ich bete zu Gott, daß er es ihnen vergelten möge!

Ich weiß nicht, was man mit mir vornehmen wird; seit Donnerstag früh bin ich eingesperrt und bin ganz unglücklich. Empfehlen Sie mich bestens allen guten Freunden drunten und sagen Sie denselben, daß Sie in ihrem edlen Herzen ein freundliches Plätzchen bewahren Ihrer unglücklichen und gebrochenen, **aber ganz ins Schicksal ergebenen**

Helene.

Margarethe ist mit dem Grafen Kayserlingk verlobt."

Dieser Brief beweist, daß Helene die Heirath mit Lassalle bereits aufgegeben hatte, als sie auf der Eisenbahn von Genf fortgeschafft wurde. Denn sie erklärt sich am Schlusse in ihr Schicksal ergeben und nennt sich resignirt. Tags zuvor hatte Helene schon einen andern Brief an Frau Arson abgeschickt, in welchem außer sentimentalen Phrasen und dem Winke, vorsichtig beim Schreiben zu sein, weil alle ihre Briefe geöffnet werden, folgende Stelle, die wir in der Uebersetzung geben, enthalten ist:

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, was hier vorgefallen ist. Ich habe hierzu nicht die nöthigen Kräfte. — Kurz, es gab schreckliche Auftritte. — Mein Vater, mein guter Vater, meine Mutter, alle meine Brüder und Schwestern weinend auf den Knieen — — o Gemma, möge Gott Sie Alle, die Sie so freundlich gegen uns gewesen sind, davor bewahren, jene Leiden, welche ich habe durchmachen müssen, nur zu begreifen!"*)

Auch dieser Brief läßt auf Ergebung in ihr Schicksal schließen, wenngleich sie ihren Ferdinand darin nochmals ihren schönen Adler nennt und sogar sich den Tod wünscht.**) Uebrigens zeigt der Umstand, daß sie diese beiden Briefe schreiben konnte, wovon der am Freitag (5. Aug.) geschriebene ziemlich lang ist, zur Genüge, daß die Ueberwachung, in welcher sie gehalten wurde, nicht sehr streng war. Ferner geht daraus hervor, daß sie keine körperliche Mißhandlung zu erdulden hatte und absichtlich Lassalle

---

*) Anm. Das Original lautet: Je ne puis pa vous dire tout ce qui s'est passé ici, je n'ai pas les forces, — seulement il y avait des scènes affreuses, — mon père, mon pauvre père, ma mère, tous mes frères et soeurs en larmes à genoux — — oh! Gemma que Dieu vous préserve tous, qui avez été bons pour nous — de comprendre seulement ces souffrances par lesquelles j'ai dû passer!

**) Anm. Sie sagt: „Mein schönes Glück ist verflogen in den Traum meines Lebens, und ich habe jenen Gott, der mich für mein achttägiges Glück so grausam bestraft hat, um Nichts weiter, als um einen schnellen, nicht gar zu schmerzhaften Tod anzuflehen."

keine Nachricht gab. Frau Arson sandte die beiden Briefe als Einlage an Lassalle in einem Schreiben erst unterm 17. August. Wo er damals war, wird aus dem weitern Verlaufe unserer Darstellung ersichtlich werden. Am 9. August war Helene in Bex und schrieb von dort nach Berlin an den Rechtsanwalt Holthoff, um bei diesem Alles zu widerrufen, was sie ihm früher über ihr Verhältniß zu Lassalle mitgetheilt hatte.

Da Lassalle wegen des Widerstandes, auf den er bei Herrn von Doenniges stieß, die Campagne Vaucher, worin letzterer wohnte, überwachen ließ und selbst die Dienstboten zu bestechen suchte, so wandte sich Herr von Doenniges an die Genfer Behörde mit der Bitte um Schutz, nahm, weil er einen Ueberfall befürchtete, Polizei in seine Wohnung und ersuchte den Präsidenten der Justiz und Polizei, den Unruhstifter Lassalle, indem er diesen als einen agent provocateur und ein Instrument Bismarck's bezeichnete, aus Genf auszuweisen. Indeß wurde die Gefahr der Ausweisung von Lassalle abgewandt, aber das Ueberwachungs-System aufgegeben.

In den Worten, welche am 4. August abends Dr. Arndt zu Lassalle beim Abschiede gesagt hatte, glaubte dieser eine Ehrenbeleidigung finden zu müssen und ersuchte daher Rüstow, den Betreffenden aufzusuchen und ihn zur Rede zu stellen. Rüstow begab sich also am Sonntag (7. August) in die Campagne Vaucher; doch wollten hier die Dienstboten Nichts von einem Dr. Arndt wissen. Ueber Herrn von Doenniges wurde zu Rüstow gesagt, daß derselbe verreist sei, und als er nun Frau von Doenniges sprechen wollte, erfuhr er, daß diese nicht zu Hause sei. Nachdem der Ritter des militärischen Ordens von Savoyen seine Karte zurückgelassen hatte, sprach er nach einigen Stunden in der Campagne Vaucher wieder vor, wurde aber auch jetzt nicht bei Frau von Doenniges vorgelassen, sondern einfach durch den Hauslehrer benachrichtigt, daß Dr. Arndt seit zwei Tagen verreist sei. In der That war Dr. Arndt am 5. August nach Berlin abgereist, um den Walachen Janko von Rackowitza, den verlobten Bräutigam Helenens, nach Genf zu holen. Nun wurde beschlossen, den Grafen Kayserlingk aufzusuchen. Die Adresse desselben erfuhr Rüstow vom ungarischen General Klapka, mit welchem er beim Grafen einen Besuch abstattete. Aber auch Graf Kayserlingk war verreist. Rüstow mußte sich also begnügen, seine Karte zurückzulassen, auf welcher er schriftlich an den Grafen in einigen Worten die Bitte richtete, ihn ungesäumt von seiner Rückkehr zu benachrichtigen.

Vom 7. August (Sonntag) an war die ganze Familie Doenniges nebst ihren sämmtlichen Verwandten nicht mehr in Genf aufzufinden. An diesem Tage schrieb Lassalle dem Fräulein Doenniges nachstehenden Brief:

Lassalle an Helene von Doenniges.

„Sonntag, 7. August.

Helene!

Was ich leide, übersteigt alle und jede Gränzen! Doch davon ein Andermal. — Hier nur das Wichtigste:

1) Man hat Dir gesagt, daß Du wegen der Gesandteneigenschaft Deines Vaters unter Münchener Gesetz ständest und folglich noch minder-

jährig seiest. Das ist falsch! Du bist, so lange Du hier bist, mit 21 Jahren volljährig, trotz aller jener Einwendungen. Du kannst jeden Tag, jeden Augenblick mit vollem gesetzlichen Recht das Haus Deines Vaters verlassen, in welchem Du sequestrirt bist. Der bloße Umstand, daß Du keine Briefe von mir empfangen kannst, — ich habe fünf vergeblich an Dich geschrieben, — stellt eine Sequestration dar. Ich habe Dich selbst Deiner Mutter zurückgeführt, weil ich Dir einmal zugesagt hatte, zuvor alle Rücksichten und alle Wege der Güte zu erschöpfen. Sie sind erschöpft, fruchtlos erschöpft, und ich fordere Dich jetzt auf, Dein Recht in Anspruch zu nehmen und Dich unter meinen und des Gesetzes Schutz zu stellen.

2) Es ist unmöglich, daß es wahr sei, was man mir sagte: Du habest mich aufgegeben. Nur die Täuschung, daß Du noch minderjährig seiest, kann Dir eine solche Konzession entrissen haben. Es ist unmöglich, daß Deine Schwüre Meineide gewesen sind, daß Du die Schwäche bis auf diesen Punkt treibst. Du hast kein Recht, alle die Zusicherungen zu brechen, die wir so fest uns gegeben hatten. Du hast kein Recht, das Uebermaß von Rücksicht und Delikatesse, mit welchem ich Dich Deiner Mutter zurückgab, so schrecklich undankbar, so schändlich zu entgelten. Du hast kein Recht, mich zu kompromittiren, indem Du mich in freier Initiative in ein Unternehmen verwickelt hast, auf das ich mich nur unter der Betheuerung, daß Du felsenfest entschlossen seiest, einließ.

3) Willst Du mich gleichwohl Deinem Vater aufopfern, gut, so fordere ich wenigstens noch eine einzige Unterredung von Dir, um mein Loos aus Deinem eignen Munde zu vernehmen. Früher kann und werde ich Dich nicht aufgeben. Diese Unterredung — die letzte unseres Lebens — Du kannst und darfst sie nicht abschlagen.

Du hast mich namenlos unglücklich gemacht; ich liebe Dich jetzt mit einer Gluth, gegen welche alles Andere und Frühere bloßer Anfang war. **Seit Mittwoch-Nacht** liebe ich Dich bis zum Wahnsinn."

Lassalle, der in dieser Sache das Geld mit vollen Händen wegwarf, hatte telegraphisch Frau Arson in Wabern gebeten, nach Genf zu kommen, um dort die Rolle der Vermittlerin zu übernehmen. Indeß reiste Frau Arson sofort nach Empfang der Depesche nicht nach Genf, sondern nach einem in entgegengesetzter Richtung liegenden Orte ab, wohin angeblich eine dringende Angelegenheit sie rief. Vielleicht wollte sie sich überhaupt nicht in der Sache, in welcher Lassalle sie zu verwenden beabsichtigte, vor den Aeltern Helenens bloßstellen, oder, was noch wahrscheinlicher, sie wußte jetzt aus Helenens Briefe, der am 5. August geschrieben war und folglich bei ihr eingetroffen sein konnte, daß für Lassalle die Sache sehr ungünstig stand. Wir geben die Antwort, welche Lassalle aus Wabern erhielt, in der Uebersetzung. Sie lautet:

Jakob Lesley an Lassalle.

„Klein-Wabern bei Bern, den 6. August 1864.

Theuerster Herr!

Ich habe die Ehre, Sie zu benachrichtigen, daß Frau Arson die

Depesche gerade im Augenblick ihrer Abreise nach Interlaken erhielt, wohin sie in Folge des Empfangs ziemlich beunruhigender Nachrichten in Bezug auf die Krankheit ihrer Freundin sich begeben mußte. Beim Fortgehen beauftragte sie mich, Ihnen zu schreiben und Ihnen ihr lebhaftes Bedauern wegen dieser Widerwärtigkeit, welche sie auf einige Tage verhindern wird, ihre Freundin zu verlassen, auszudrücken Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen im Namen Aller die Versicherung zu erneuern, daß Sie unsere volle Sympathie besitzen; und in der Hoffnung, daß Ihre Wünsche binnen Kurzem sich erfüllen, bitte ich Sie, der Versicherung meiner freundschaftlichen Gesinnung Glauben zu schenken.

James Lesley."

Wer die Art der Entschuldigungen kennt, durch welche in gewissen Kreisen der Gesellschaft heiklige Sachen von der Hand gewiesen werden: der wird es nicht für unmöglich halten, daß Madam Arson nach Empfang der Lassalle'schen Depesche sofort abreiste, um jeder weiteren Verwickelung in die Liebesangelegenheit aus dem Wege zu gehen. Lassalle schrieb nun nochmals an Helene von Doenniges. Der betreffende Brief zeigt, daß Lassalle schon bedeutend an ihrer Treue und Standhaftigkeit zweifelte. Der unbefangene Leser wird sich hiervon überzeugen, wenn er das Schreiben selbst liest. Dasselbe war so verfaßt:

Lassalle an Helene von Doenniges.

„Genf, den 10. August.

Während andere, ausführlichere Briefe auf anderem Wege zu Dir zu bringen suchen, soll Dir Mr. Lesley diesen Brief bringen. Er muß kurz sein und ich kann Dir nur die Hauptpunkte so gedrängt als möglich schreiben.

1) Man hat Dir beigebracht, daß Du, wegen der Gesandten-Eigenschaft Deines Vater unter Münchener Recht stehend, auch hier noch minderjährig seiest. Dieses ist falsch. Man hat Dich getäuscht. So lange Du in Genf bist, bist Du trotz dessen majeure. Du kannst jeden Tag mit vollem gesetzlichen Recht das Haus Deines Vaters verlassen, in welchem Du sequestrirt bist. Der bloße Umstand, daß Du nicht nach Belieben ausgehen, Besuche von wem Du willst, Briefe von wem Du willst, empfangen kannst, konstituirt Sequestration im gesetzlichen Sinne. Ich habe Dich selbst Deiner Mutter zurückgeführt, um alle Mittel der Güte und Delikatesse zuvor zu erschöpfen. Sie sind erschöpft, und ich fordere Dich jetzt auf, Dein Recht zu gebrauchen. Nach Art. 372 cod. civ. bist Du Deinem Vater nicht mehr den geringsten Gehorsam rechtlich schuldig und so frei wie er.

2) Um Deine Freiheit faktisch zu erlangen, brauchst Du mir nur einen an Amberny gerichteten schriftlichen Auftrag — mit Deinem vollen Namen unterzeichnet — zu schicken, worin Du ihm erklärst: Du wollest das Haus Deines Vaters, in welchem Du wider Willen zurückgehalten würdest, keine Briefe nach Belieben empfangen, keine Besuche nach Belieben vornehmen könnest, verlassen und ersuchtest ihn, die zuständigen Behörden in Anspruch zu nehmen, um Dich zu befreien; Du wollest eine eigne Wohnung nehmen. Diesen Brief schickst Du mir oder, wenn dieß Dir leichter wird, an Mr. Amberny, Avocat, Rue du Marché 34.

3) Bist Du in Folge dessen befreit, so kannst Du hier Deine eigne Wohnung nehmen, nach Art. 148 cod. civ. jeden Monat Deinen acte respectueux machen, und nach drei Monaten bist Du meine gesetzliche Frau. Aber ich weiß einen noch viel kürzeren Weg, auf welchem Du 6 Tage, nachdem Du draußen bist, auf völlig gesetzlichem Wege meine Frau bist. Ich weiß einen Priester, welcher uns sofort, ohne jeden Akt und Wisch Papier, durch die untrennbaren Bande der Kirche vereint.

4) Alles liegt daran, daß Du Genf, den Boden des französischen Rechts, nicht verlässest. Denn erstens wirst Du in Deutschland wieder minorenn, und zweitens habe ich jetzt hier eine Welt von Freunden und Mitteln in Bewegung gesetzt. Ich würde zwar an jedem andern Ort den Kampf wieder aufnehmen, aber wer weiß, wie viele Wochen es dauern würde, bis ich an einem andern Ort so viel Mittel zusammengehäuft hätte. Widersetze Dich also mit äußerster Gewalt jeder Ortsveränderung.

5) Zwingt man Dich dennoch, so muß diese Gelegenheit gerade zu Deiner Befreiung benutzt werden. Alles kommt nur dann darauf an, daß Du mir so zeitlich wie möglich den schriftlichen Auftrag schickst, Deine Abreise, die gegen Deinen Willen sei, zu verhindern (mit Namensunterschrift) und Ort und Art der Abfahrt (Dampfschiff, Eisenbahn ꝛc.) angibst. Ich werde Dich dann mit meiner Freunde und resp. der Behörde Hülfe noch an der Eisenbahn und aus dem Arm Deines Vaters befreien.

6) Am 12. reise ich von hier nach Karlsruhe, natürlich nur um dort Demarchen zu machen, die in Bezug auf Dich stehen. Aber auch wenn ich abgereist bin, bin ich erst recht da. Ich lasse nämlich als Vertreter meinen Freund zurück, den Oberst W. Rüstow aus Zürich, dem Du in allen Dingen ohne Ausnahme wie mir selbst vertrauen, folgen und gehorchen sollst. Und sowie ich abgereist bin, wird Deine Haft viel weniger streng werden. Sowie Du also nach dem 12. dieses Monats Mittel findest, Briefe hinaus zu schicken, so schreibe an Oberst Rüstow. Das äussere Couvert adressire an Mr. Amberny, Avocat, Rue du Marché, no. 34. Jeder Anweisung Rüstows komme nach wie meiner eignen. Er vertritt mich ganz. —

7) Sollte es sich treffen, daß man Dich nach dem 12., wenn ich also nicht da bin, abreisen machen will, so schreibst Du an Amberny, benachrichtigst ihn davon, sowie von den Details der Abreise und gibst ihm den schriftlichen Auftrag, sie, weil sie gegen Deinen Willen und Du über 21 Jahre alt seiest, zu hindern. Ferner legst Du diesem Brief einen Brief an Oberst Rüstow bei, in welchem Du diesem dasselbe sagst und denselben Auftrag gibst. Diese Beiden werden Dich dann ebenso gut befreien wie ich.

8) Alles ist gelungen, wenn es erst gelingt, eine sichere Korrespondenz zwischen mir und Dir, oder Dir und Rüstow oder Amberny einzuleiten. Diesen Brief bekömmst Du durch Lesley. Einen andern versuche ich Dir morgen durch Mr. Vaucher zuzustellen, den Amberny für uns interessirt. Hoffentlich übernimmt er den Auftrag. Briefe, die Du durch Vaucher an

mich schreibst, kannst Du an mich adressiren. Briefe aber, die Du nach dem 12. — also nach meiner Abreise — an Rüstow schickst durch Vaucher, (der Nichts von letzterem wissen soll) adressirst Du bis auf weitere Ordre äußerlich an Amberny, innerlich an Rüstow.

9) Es ist unmöglich, daß es wahr sei, was man mir sagte: Du habest mich aufgegeben. Nur die Täuschung, daß Du minorenn seiest, kann Dir eine solche Konzession, eine solche List entrissen haben. Es ist unmöglich, daß alle Deine Schwüre Meineide gewesen seien: daß Du die Schwäche bis auf diesen Punkt treibst! Du hast kein Recht, alle die Zusicherungen zu brechen, die wir so fest uns gegeben! Du hast kein Recht, das Uebermaß von Rücksicht und Delikatesse, mit welchem ich Dich Deiner Mutter zurückgab, so schändlich zu vergelten! **Du hast kein Recht, mich zu kompromittiren,** indem Du mich in freier Initiative in ein Unternehmen verwickelt hast, auf das ich mich nur unter der Betheuerung, daß Du felsenfest entschlossen seiest, einließ. Erst in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag ist mir meine Liebe zu Dir wie durch eine Offenbarung zum Bewußtsein gekommen! Erst das Leiden hat die Rinde relativen Phlegma's, welche das Glück um mich zu legen pflegt, gesprengt, und meine Liebe ist herausgesprungen in ihrer riesengroßen Schreckensgestalt! Ich will die Brutalität Deiner Aeltern segnen, wenn ich Dich erringe. Denn erst diese unendlichen Leiden, die mich um Deinetwillen verzehren, haben mir das Bewußtsein gegeben, was Du mir wirklich bist!

Helene! Wenn Du mir treulos sein könntest — uneingedenk Deiner Schwüre mir entsagen könntest, Du würdest nicht werth sein, was ich für Dich leide. Beruhige mich durch eine Zeile! Der Gedanke, daß Du mich aufgibst, bringt mich dem Wahnsinn nahe! Auch Lesley sagt: dann löge Alles, und Nichts in der Welt verdiente mehr, daß man daran glaube!

Helene! Rasend und mit Schmerzen der Verzweiflung geliebtes Weib! Gib mir eine Zeile, daß Du fest bleibst. Deine Briefe an die Arson — die in Interlaken ist — sind mir nicht zugekommen."

Also meldete Lassalle Helenen, daß ihm seine Liebe „erst in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag wie durch eine Offenbarung zum Bewußtsein gekommen", daß „erst das Leiden die Rinde relativen Phlegma's, welche das Glück um ihn zu legen pflege, gesprengt" habe, und daß bei dieser merkwürdigen Entpuppung seine „Liebe herausgesprungen sei in ihrer riesengroßen Schreckensgestalt." — Hieraus hätte Helene, wenn sie den Brief erhielt, folgern können, daß Lassalle vor dieser Nacht ein verhältnißmäßig kalter Liebhaber gewesen, und daß die Schwüre, die sie sich vor der Nacht vom 3. auf den 4. August gegenseitig gegeben, auf Seiten Lassalle's doch nicht so ganz und gar aus der Tiefe des Herzens gekommen seien. Daß aber jener eigenthümliche Durchbruch der Liebe in den Gewissensbissen verletzter Eitelkeit bestand, das gibt Lassalle selbst deutlich in der Nachschrift des Briefes an Sophie von Hatzfeldt, den er am 4. August, also an dem

auf jene Offenbarungsnacht folgenden Tage, schrieb, in den oben mitgetheilten Worten kund:

„Noch viel mehr vielleicht, als des Mädchens Verlust, **zerbricht mich meine Gimpelei.** Wenn ich sie nicht durch Sieg ausgleichen kann, verachte ich mich selbst für immer auf das Schnödeste!"

Ferner scheint jetzt, am 10. August schon, Lassalle entschlossen gewesen zu sein, zum Katholizismus überzutreten und sich von einem katholischen Priester mit Helenen trauen zu lassen. Demnach war er bereit, um des Besitzes eines Mädchens willen, dessen Heirath, um sich nicht schauderhaft kompromittirt zu haben, er eifrig betrieb, die elende Posse eines Religionswechsels aufzuführen und zu diesem Behufe für einige Tage den religiösen Heuchler zu spielen. Wie dieser Gedanke zur Ausführung gebracht werden sollte, werden wir bald sehen.

Den Brief vom 10. August sollte Herr Lesley, den Lassalle herbeigerufen hatte, Helenen ins Haus als Familienfreund schmuggeln. Durch diesen Herrn erfuhr Lassalle endlich mit Gewißheit, daß Helene von Genf abgereist war. Auch vernahm er von ihm, weil selbiger mit Frau Arson in Wabern gesprochen hatte, daß Helene an die genannte Dame zwei Briefe zu schreiben günstige Gelegenheit gehabt, aber trotzdem nicht auf diesem Wege einige Zeilen an ihren geliebten Adler gerichtet hatte. Die Waberner Dame wird von Lassalle im Briefe vom 10. August piquirt einfach „die Arson" genannt. Er scheint mit ihr unzufrieden gewesen zu sein.

Ein anderer Brief, zwei Tage später von Lassalle geschrieben, lautet:

Lassalle an Helene von Doenniges.

„Freitag, 12. August.

Beiliegenden Brief schrieb ich Sonntag abends. Montag hieß es, Du seiest abgereist, was mich verhinderte, ihn Dir, wie ich wollte, rekommandirt zu schicken. Seit Mittwoch ist es mehr als gewiß, daß Du fort bist. Aber man wird Dir diesen Brief nachschicken, oder Du wirst ihn finden bei Deiner Rückkunft.

Ich schicke Dir also den Brief, obgleich ich weiß, daß Dein Vater ihn gleichfalls lesen wird, wenn er überhaupt in Deine Hände kommt. Mag er ihn lesen, wenn er nur wenigstens auch von Dir gelesen wird. — Ich wiederhole Dir also Alles, was ich Dir in beiliegendem Brief gesagt habe. Die Unterredung, die ich darin fordere, mußt Du in allem und jedem Falle bewilligen.

Ich reise heut oder morgen ganz früh nach Karlsruhe. Denn der Weg, Dich zu gewinnen, geht über Deutschland. Antworte mir nach Karlsruhe poste restante; bestimmst Du mir die Unterredung, so fliege ich so schnell wie möglich zurück.

Nur Deiner eignen mündlichen Erklärung werde ich glauben, daß Du mich aufgibst, nicht einmal einer schriftlichen!

Hältst Du aber fest an mir, wie ich überzeugt bin, so soll keine Macht der Erde uns trennen. Zu einer Heirath kann man Dich nicht zwingen. Du als fille majeure — was Du trotz aller Gesandten-Eigenschaften

Deines Vaters hier bist, hast Du sogar das Recht, jeden Augenblick sein Haus zu verlassen. Schleppt man Dich auch nach Deutschland, so kann man Dich immerhin, obwohl Du dort mineure bist, nicht zu einer Heirath zwingen, wenn Du im entscheidenden Moment Dein „Nein“ sprichst.

Behalte also Muth! Auch wenn ich Dir fern bin, bin ich Dir ewig nah. Wenn Du mir Treue bewahrst, so soll es keiner Macht gelingen, uns aus einander zu reißen. Ich denke Nichts mehr, thue Nichts mehr, was nicht auch in Beziehung auf Dich steht. Triumphire! Meine Liebe zu Dir übersteigt Alles, was Dichtung und Sage jemals von Liebe gesungen haben.

Halte fest — et je me charge du reste.“

Demnach hatte sich jetzt Lassalle fest vorgenommen, nach Deutschland zu reisen, da er auf diese Weise zufolge einer von ihm angestellten Berechnung Helene erobern zu können vermeinte. Zudem vermuthete er, daß das „rasend geliebte Weib“ gleichfalls in Deutschland sei und sich wahrscheinlich in München aufhalte. Indem er den Ritter des militärischen Verdienstordens von Savoyen als seinen Stellvertreter einsetzte, stellte er ihm vor dem Notar die nachstehende General-Vollmacht aus:

„12 août.

L'an mil huit cent soixante-quatre le douze août par devant Me. Jean François Henri Rivoire et Me. Jean Marc Albert Wessel, tous deux notaires à Genève soussignés

A comparu Monsieur Ferdinand Lassalle, fils de feu Henri, rentier, originaire de Breslau, domicilié à Berlin, résident temporairement à Genève, rue du Môle, no 6.

Lequel a par les présentes fait et constitué pour mandataire général et spécial Monsieur Rüstow.

A qui il donne charge et pouvoir de pour lui et en son nom faire toutes démarches et formalités préalables en vue du mariage projeté entre le constituant et Mademoiselle Hélène de Doenniges, rentière domiciliée à Genève, fille de Monsieur le Docteur de Doenniges, Chargé d'affaires de S. M. le roi de Bavière près la Confédération Suisse, établi à Genève; en conséquence faire procéder à toutes publications et annonces, adresser toutes réquisitions et autorisations à tous officiers compétents, faire toutes déclarations, donner tous consentements, produire tous titres et pièces, faire dresser tous procès-verbaux, en retirer tous extraits et expéditions.

Se faire délivrer tous actes de naissance, de baptême, de confirmation et de décès; faire dresser tous actes de notoriété et tous certificats.

Faire constater l'absence d'opposition au mariage dont il s'agit, s'il y a lieu; en cas contraire, pour-suivre la main levée de tout empêchement, refus et opposition.

Former et provoquer par tous moyens légaux toutes oppositions au mariage qui pourrait être projeté entre madite Demoiselle de

Doenniges et toute personne autre que le constituant, faire rectifier et mentionner ces oppositions partout où besoin serait.

Aux effets ci-dessus, citer et comparaître devant tous juges et tribunaux, présenter toutes demandes et défenses, former tous recours, appels et interventions, constituer tous avocats, plaider, obtenir tous jugements et arrêts, les faire notifier et exécuter par toutes voies de droit, donner tous acquiescements, prendre tous engagements.

Signer tous actes, régistres et requêtes, élire domicile, substituer en tout ou partie des présents pouvoirs, et généralement faire dans le but ci-dessus indiqué tout ce pui peut être requis ou utile, quoique non prévu spécialement.

Promettant d'avoir le tout pour agréable, de le ratifier au besoin, d'exécuter les engagements pris par son mandataire constitué, et de lui rembourser les avances qu'il pourra faire pour l'exécution du présent mandat.

Dont acte, fait et passé à Genève rue de la Tour de l'Isle 2, en l'étude. — Et après lecture faite du tout, mondit F. Lassalle, comparant, a signé avec les notaires le présent brevet repertorié par Me. Rivoire.

Wessel, not. Ferdinand Lassalle.

J. F. Rivoire, not.

Enrégistré à Genève le douze août 1864,
V. 1. no. 1465, reçu un franc, sans renvoi.
Mercier.

Fünftes Kapitel.

Der Weg über Deutschland zu Helenen.

Lassalle verließ Genf am 13. August und übernachtete auf dem Wege nach Deutschland in Olten (zwischen Bern und Basel), wo er eine Zusammenkunft mit dem Dichter Georg Herwegh hatte. Wie man sich erinnern wird, hatte er Sophie von Hatzfeldt nach Karlsruhe beordert, und selbige erwarterte ihn daselbst seit dem 9. August. Er traf am 14. nachmittags ein. Tags darauf schrieb er an Rüstow:

Lassalle an Rüstow.

„Karlsruhe, Montag, 15. August.

Lieber Freund!

Gestern hier angekommen! Noch keine Depesche von Dir! Ihr wißt also noch immer nichts Neues.

Hofstetten ist hier. Ich reise morgen mit ihm nach München ab.
Humbert*) sah ich gestern in Basel. Helene ist nicht in Basel gewesen. Sie hat also die Schweiz noch nicht verlassen. Humbert ist nun nach Bern und wird wohl zur Zeit schon an Philipp Becker rapportirt haben, ob er was von ihr ermittelt.
Wenn nicht, so schicke ihn oder Lombard, oder, wenn's nöthig ist, Beide das ganze Seeufer entlang, auch auf der französischen Seite, sie zu suchen.
Die Gräfin wird nach Wabern zur Arson reisen, die Briefe Helenens dort lesen und durch die Arson, mit dieser nach Genf gehend, die Mutter zu sprechen suchen und dieser dann höchst eindringlich die Wahrheit sagen.
Verzweiflung immer im Herzen.

Dein

Ferdinand.

Ich wohne in München, Hotel Oberpollinger.
Die Gräfin wird vielleicht durch die Arson Mittel haben, Helenen einen Brief von mir zu bestellen. Wenn sie also einen solchen von Dir fordert oder durch Philipp Becker fordern läßt (oder etwa von Bern oder anderwärts aus brieflich ihn verlangt; Deine Adresse habe ich ihr für diesen Fall gegeben), so schicke ihr sofort den großen Brief, der durch Amberny früher gehen sollte, oder den kleinen, der durch Lesley gehen sollte, lieber aber den ersten Amberny'schen.

F. L."

In Karlsruhe erschöpfte die Gräfin Hatzfeldt ihre „wilde Beredtsamkeit", um Lassalle von seinen Heirathsgedanken abzubringen. Sie stellte ihm vor, daß sie seine beste Freundin sei und fast wie eine Mutter an ihm gehandelt habe, daß Helene ein unwürdiges Spiel mit ihm treibe und jedenfalls bloß auf einige Tage eine sinnliche Neigung zu ihm gefühlt habe, ferner, daß Lassalle sich selbst täusche, wenn er glaube, daß er in Helene verliebt sei, und dergleichen mehr. Vergebens. Lassalle hatte sich zu tief in die Angelegenheit verwickelt, um ohne Weiteres davon abzustehen. Er wollte den Widerstand der Familie besiegen, den Stolz des Herrn von Doenniges beugen und den baierischen Gesandten zwingen, ihm mit der Tochter eine Unterredung zu gestatten. Bei einer Zusammenkunft mit Helenen hoffte er, vermittelst seiner männlichen Schönheit und rhetorischen Kunst als Sieger über seinen Rivalen, den Walachen Janko von Rackowitza, hervorzugehen. Weil er aber entschlossen war, Helene um jeden Preis zu heirathen, gedachte er zur katholischen Kirche überzutreten und durch einen katholischen Priester, auch wider den Willen der Aeltern seiner Verlobten, mit dieser sich kopuliren zu lassen. In dieser Beziehung erinnerte er sich, daß in der Arbeiter-Agitation der Bischof Freiherr von Ketteler zu Mainz den Versuch gemacht hatte, die soziale

*) Humbert und Lombard waren von Lassalle beauftragt, die Spur Helenens ausfindig zu machen.

Frage zu Gunsten der heiligen, allein selig machenden Kirche auszubeuten. Lassalle war diesem Versuche nicht entgegengetreten, sondern hatte sich im Gegentheil über die ultramontane Kuttenbundesgenossenschaft dermaßen gefreut, daß er in seiner Ronsdorfer Rede, gedruckt unter dem Titel: „Die Agitation des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins und das Versprechen des Königs von Preußen“, (Berlin, 1864, 8⁰) sogar (Seite 26 und 28) die Worte gebraucht hatte:

„Vor Kurzem hat sich Niemand anders, als ein Fürst der Kirche, der Bischof von Mainz, Freiherr von Ketteler, in seinem Gewissen (?) gedrungen gesehen, seinerseits das Wort in der Arbeiterfrage zu ergreifen. Es ist dieses ein Mann, der am Rhein fast (?) für einen Heiligen (!) gilt, ein Mann der sich seit langen Jahren mit gelehrten Forschungen abgegeben. Er hat ein Buch veröffentlicht unter dem Titel: „„Die Arbeiterfrage und das Christenthum““, und hier hat er sich Punkt für Punkt für alle meine ökonomischen Sätze und Thesen den Fortschrittlern gegenüber (sic!) ausgesprochen...... Meine Freunde, ich gehöre, wie Euch bekannt ist, nicht zu den Frommen. Mit Recht aber muß ich den höchsten Werth darauf legen, daß ein Bischof trotz der Milde und Rücksichtnahme, die ihm in seiner Stellung natürlich (?) ist, sich dennoch in seinem Gewissen (?) genöthigt sieht, sich mit derselben Schärfe, wie ich in meiner rücksichtsloseren Stellung als Volkstribun gethan habe, auszusprechen und die Fortschrittspartei wegen ihrer so hartnäckigen Ableugnung des von mir nachgewiesenen ökonomischen Gesetzes geradezu des absichtlichen Betruges zu beschuldigen. Urtheilt, bis zu welcher Sonnenklarheit ich jene Beweise beigebracht haben muß, um einen Kirchenfürsten zu dieser Sprache zu veranlassen!“

Die Gräfin von Hatzfeldt war eine so fromme Katholikin, wie es eine emanzipirte Dame mit einer interessanten Vergangenheit und noch nicht ganz den Freuden dieser Welt abgestorbenen Gegenwart immerhin sein konnte. Sie gehörte dem hohen Adel an und durfte daher seitens des Bischofs, der ja nicht ungalant gegen vornehme Damen sein soll, auf einen guten Empfang rechnen. Sie besaß Darstellungsgabe und vermochte nöthigenfalls einen Strom Thränen zu vergießen. Sie schien also Lassalle die geeignete Person zu sein, um mit dem Bischofe über den Uebertritt zum Katholizismus und über die Unterstützung der am baierischen Hofe einflußreichen Ultramontanen zu unterhandeln. Ob die Gräfin beauftragt wurde, der allein selig machenden Kirche sonstwie in Bezug auf die Arbeiterfrage Eröffnungen zu machen, muß dahin gestellt bleiben.

Noch am nämlichen Tage, an welchem sie nach Mainz abgereist war, lieferte Sophie von Hatzfeldt Lassalle über ihren Besuch des Bischofs folgenden schriftlichen Bericht.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle.

„Mainz, 16. August 1864.

Liebes Kind!

Ich bin um drei ein halb Uhr hier angekommen und um fünf Uhr

fuhr ich zum beabsichtigten Besuch. Ich wurde sogleich vorgelassen und brachte längere Zeit dort zu.

Ich gebe hier Bericht über den Lauf der Unterredung. Positives in Ihrem Sinne habe ich leider nicht erreichen können, aber ich selbst hielt dieß ja, wie ich es Ihnen im Voraus sagte, auch nicht für gut möglich (sic!). Indessen war der Eindruck, den mir die Unterredung machte, ein höchst günstiger, sogar sehr wohlthuender.

Ich habe einen Mann von hohem Verstand und feinstem Urtheil gefunden, aber noch weit mehr als das: einen Mann, der, ohne jemals im Allergeringsten von dem, seinem Beruf, seiner Stellung Angemessenen abzuweichen, dennoch ganz frei ist von jener Scheinheiligkeit (sic!), die immer nur richten will und so abschreckend wirkt. Er hat das Verständniß menschlicher Schwächen, Wohlwollen und Milde, und ich glaube, daß man in ihm immer weit mehr den Tröster als den Richter finden würde. Daß er ohne Vorurtheile ist, bewies mir die richtige Beurtheilung und Anerkennung, die er für Sie hat, und insoweit fand ich also den Boden für meine Bestrebungen günstig.

Ich will Ihnen nun — zwar zusammenhangslos bei der mir so karg zugemessenen Zeit — einige Details mittheilen, wenn auch nicht immer ganz wörtlich wiedergebend, doch überall streng den Sinn beibehaltend.

Ich fing also damit an, Ihren Auftrag in Ihren eignen Worten auszurichten, und ich erhielt die Antwort: diese Worte entsprächen so sehr Ihrer streng konsequenten Denkungsart, daß Sie sie gesprochen haben müßten. Daß Ihr angekündigter Entschluß zunächst auf rein formellen und äußerlichen Gründen beruhe, konnte ihm natürlich nicht zweifelhaft sein; und ich war ihm wie Ihnen die Wahrheit schuldig, und bestritt dieß in keiner Weise.

Ich setzte ihm nun die Sachlage auseinander und um Was es sich handle. Nach langen bittenden Vorstellungen meinerseits — denn ich sprach, wie Sie denken können, mit meinem ganzen Herzen — und nach Anfragen seinerseits, in welcher Form ich mir ein Eingreifen möglich dächte, sagte er: „Ja wenn das Mädchen Katholikin ist und sich selbst an die Kirche wendete um Schutz, um Erhaltung der Heiligkeit des Sakraments, zu dessen wahrer Weihe die Uebereinstimmung der Seelen erforderlich ist, um Sicherstellung ihres durch eine aufgezwungene Lage gefährdeten Seelenheiles: dann würde eine Einmischung vielleicht gerechtfertigt sein.“ — Was Ihre Person anbeträfe, so wären Sie ja noch nicht katholisch.

Er äußerte sich über Sie in sehr anerkennender, wohlwollender Weise und versicherte, er nähme das lebhafteste Interesse an Ihrem ernsten, wahren, wissenschaftlichen Streben, billige Ihre sozialen Bestrebungen, Ihr Wirken; und wenn er an der Möglichkeit der praktischen Realisirung Ihrer Theorie auf dem eingeschlagenen Wege zweifle (sic!), so sei es nur, weil jedes Prinzip, und sei es noch so richtig und von den eminentesten Fähigkeiten vertreten, wenn es der allein unwandelbaren (?) Basis entbehre, nicht Stand hielte, sobald der Sturm der Lei=

denschaft darüber hinwehe. Jedenfalls aber hätten Sie die so sehr wichtige Aufgabe, Irrthümer und Lügen aufzudecken und auszurotten, mit großem Erfolg und Verdienst gelöst und müßten diesem Wirken ferner erhalten bleiben. Wenn er Etwas für Sie thun könnte, würde er es gern thun, um einen der allgemeinen Sache so unentbehrlichen Mann zu erhalten.

Ich schilderte ihm die wiederholten Versprechen, welche Ihnen das Mädchen gegeben, Ihr so rücksichtsvolles, ehrenhaftes Benehmen gegen Helene, die Art, wie Sie Selbst sie der Familie zurückgegeben, das völlig unerklärliche, von vornherein brutal beleidigende Verfahren der Familie Doenniges. Er sprach die vollkommenste Billigung Ihres durchaus ehrenhaften Benehmens aus, welches Sie auch niemals bereuen dürften, denn es sei das einzige, für Sie passende gewesen. Er billigte auch Ihren Plan, in der beabsichtigten loyalen Weise in München Ihr gutes Recht zu suchen.

Da ich sehr aufgeregt war und unter immer wieder hervorstürzenden Thränen (sic!) sprach, so äußerte er mir, er könne gar nicht begreifen, wie ich die Sache so schwarz ansehen könne, das Betragen des Vaters sei höchst tadelnswerth, könne aber nicht von Dauer sein, und mit Ruhe und Ausdauer sei das Ziel wol zu erreichen.

Ich hätte Ihnen so gern (sic!) ein positives gutes Resultat gemeldet, aber Sie sehen: war auch die Aufnahme, wie der Wille, günstig, so waren doch die in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten zu groß.

Ich reise morgen ganz früh nach Bern, wo ich abends eintreffe, gehe gleich nach Wabern zu Madame Arson und Madame Lesley, ziehe dort alle nöthigen Erkundigungen, vorzüglich über die Briefe, die von Helenen dort angekommen sein sollen, ein und werde Alles aufbieten, Madame Arson zu bewegen, daß sie mit mir nach Genf reist, um mir behülflich zu sein, Helene selbst zu sprechen; und ich hoffe endlich, zuverlässige Kunde aus der so streng abgeschlossenen Festung zu erlangen.

Nun leben Sie wohl, mein liebes, mein gutes Kind. Ich bin innerlich wie äußerlich halb todt. Immer noch steht Ihr bleiches, wehmüthiges Gesicht, wie ich es noch aus dem Waggon sah, vor mir. Wenn Sie mich hart in meinen Ermahnungen gefunden haben (sic!), so wissen Sie doch, daß mein Herz dabei weit trostloser geblutet hat, als das Ihre. Ich kann sagen, daß ich für Sie das Gefühl habe, als wären Sie an mein innerstes Sein mit einem materiellen Band gebunden, das, zerschnitten, die völlige Verblutung für mich zur Folge haben muß.*)

Also für mich, wie für Sie Selbst, etwas Vorsicht, Ruhe und Schonung Ihrer Gesundheit.

Sophie."

*) Dieses von der Entbindung hergenommene Bild ist gewiß originell und charakteristisch.

Indem Lassalle sich an den Bischof von Mainz wandte, setzte er wohl voraus, daß Helene katholisch sei. Er erfuhr jedoch nach einigen Tagen, daß selbige dem protestantischen Glauben angehörte. Somit war der beim Mainzer Bischof unternommene Schritt in jeder Beziehung ein falscher. Die Gräfin Hatzfeldt konnte jetzt nicht mehr von der Reise nach Genf zurückgehalten werden. Es handelte sich also bloß noch darum, ihr nicht das mindeste Mißtrauen mehr zu bezeigen. Lassalle mochte sich einigermaßen, nachdem er sie in Karlsruhe gesprochen und in Mainz verwendet hatte, der Hoffnung hingeben, daß die Gräfin sich ins Unvermeidliche fügen und keine Intrigue gegen seine beabsichtigte Verheirathung ins Werk setzen werde. Zudem glaubte er, daß er selber in München die endgültige Entscheidung in der Sache herbeiführen und daß selbige schon sehr bald erfolgen müsse. Er wollte sich nämlich zunächst an den Minister des Auswärtigen, Freiherrn von Schrenk, mit der Bitte um Hülfe wenden. Sollte er aber hier nicht ganz reüssiren, so hatte er bereits einleitende Schritte gethan, um bei dem von München gerade abwesenden baierischen Könige selbst vorzukommen.

Die nächsten Vorgänge in München werden wir aus nachstehendem Brief kennen lernen.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt.

„München, 18. August.

Gräfin! Kein Verdammter in so entsetzlicher Höllenpein!!!

Ihren Brief (von Mainz) erhalten. —

1) Auch nach baierischem Gesetz ist sie mit 21 Jahren majorenn. Gleichwohl ist auch dann noch, da sie nicht emanzipirt ist, Einwilligung des Vaters nöthig, die aber, wenn verweigert, durch die Gerichte ertheilt werden kann, und wie mir Dr. Haenle sagte, auch ertheilt werden würde. Haenle nimmt sich meiner Sache mit aller Energie an. Er will die Klage auf Einwilligung in meinem Namen anstellen, macht sich zwar keine Illusion, daß auf dem Rechtswege Nichts praktisch zu erreichen sei, meint aber auch den Vater durch Furcht vor dem Skandal einzuschüchtern, will ihm einen Brief schreiben, worin er ihm dieses Alles vorstellt &c.

Ich komme soeben vom Minister des Auswärtigen zurück, Baron von Schrenk, mit dem ich eine fast zweistündige Unterredung gehabt. Er fand mich Herrn von Doenniges gegenüber ganz im Recht und ging z. B. soweit, zu sagen: Ich würde Ihnen unter solchen Umständen meine Tochter nicht verweigern, obgleich ich begreife, daß es nicht angenehm wäre, einen Schwiegersohn von so überwiegend politischer Bedeutung zu haben..... In Summa: er war ganz für mich, war sich nur nicht darüber einig, was er thun solle und könne; ein gütlicher Brief würde nicht nützen; befehlen könne er nicht. Er verabredete mit mir, daß ich morgen um 12 Uhr mit Haenle zu ihm kommen solle, um dann gemeinschaftlich mit uns festzustellen, was er thun könne.

3) Anbei ein Brief von Holthoff. Er hat einen Brief Helenens vom 9. aus Bex erhalten, worin sie Alles widerruft, was sie ihm ge-

schrieben. Er legt aber gar keinen Werth darauf, schiebt es bloß auf rohe Gewalt, erklärt es für ein Diktat des Vaters. In einem andern Briefe von ihm, den ich soeben erhalte, spricht er dieß noch stärker aus, sagt, daß dem Briefe Helenens an ihn sogar die gewöhnlichsten Höflichkeitsformen fehlten, er im rohesten Geschäftsstyl geschrieben sei &c. Er hat wohl Recht! Aber der Gedanke ist dennoch furchtbar! Ich leide jetzt noch entsetzlicher als bisher. Meine Ahnung hat sich bestätigt. Aber ich **muß** sie trotzdem gewinnen!

4) Von Rüstow langt eine Depesche an. Er hat Helenen irgend einen Brief — ich weiß nicht, ob einen ganz kurzen lakonischen, den ich ihm ließ, oder den langen beweglichen, sogenannten Amberny'schen Brief — endlich insinuirt und von ihr Antwort bekommen, die er mit „„ganz schlecht"" bezeichnet, was in unserer Verabredung heißt, daß sie mich aufgibt. Das heißt natürlich nicht mehr, als auch der Brief an Holthoff, hat schwerlich, hat keinenfalls einen größern Werth. Ach! es wäre furchtbar, auch noch an einer Unwürdigen zu Grunde gehen zu müssen! Und ich selbst trüge die Schuld ihrer Unwürdigkeit! Furchtbare, furchtbare Verwicklung!

5) Die Hauptsache ist jetzt, daß Sie die Arson aufpacken, mit ihr nach Genf gehen und Helene, vor allen Dingen Helene selbst wieder fest machen. (Denn daß Helene wieder in Genf ist, ergibt sich aus Rüstows Depesche zwar indirekt, aber doch mit Sicherheit.) Sie müssen also vor allen Dingen Helene bei der Arson sprechen und mit Ihrer ganzen wilden Beredtsamkeit (sic!) in sie dringen. Sie müssen sie vor allen Dingen enttäuschen, denn die Arme ist vor allen Dingen **getäuscht**, sie hält sich für minorenn, und wer weiß, was man ihr noch Alles eingeredet haben wird, auch über mich &c. Sie müssen ihr auch den sogenannten Amberny'schen Brief (Rüstow hat ihn und weiß, welcher Brief mit diesem Namen gemeint ist) insinuiren. Sie muß ihn auch in Ihrer Gegenwart mit allen seinen Einlagen durchlesen. Sie müssen dieselben erst gelesen haben, ehe Sie mit Helenen sprechen, um zu wissen, wie Sie sie zu nehmen haben (sic!). Stellen Sie mir nur Helene wieder her, dann verzweifle ich noch nicht. Die Arson muß Ihnen eine Unterredung in ihrem Zimmer mit ihr verschaffen. Diese Unterredung rettet Alles. Wenden Sie Ihre ganze Beredtsamkeit auf, daß die Arson mit Ihnen nach Genf geht und Ihnen diese Unterredung mit Helenen verschafft.

Ehe Sie Bern verlassen, telegraphiren Sie mir hierher und melden Ihre Abreise, sowie das Hotel, das Sie in Genf beziehen werden, damit ich weiß, wohin ich schreiben und telegraphiren soll.

Wie die Dinge laufen, und da Helene dort ist, bleibe ich wohl noch mehrere Tage hier, wenn ich hier Etwas thun kann. Hölle im Herzen.

Ihr

F. Lassalle."

Lassalle wollte die Gräfin Hatzfeldt nicht allein nach Genf reisen lassen, sondern zur größern Sicherheit sollte Madame Arson dieselbe begleiten. Auf dem Zimmer von Madame Arson sollte auch die Unterredung Sophiens mit Helenen stattfinden. Indeß zog die Gräfin Hatzfeldt vor, allein nach Genf zu gehen und Madame Arson in einigen Tagen nachkommen zu lassen. Dieß wird sich aus folgendem Schreiben ergeben:

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle.

„Bern, 19. August.

Liebes gutes Kind!

Ich komme soeben 9 Uhr abends von Wabern, wo ich Alle anwesend gefunden. Man ist voll der größten Sympathie für Sie und voll Bewunderung über Ihr Benehmen. Sie hätten Sich wie der ächte Ehrenmann benommen, und das könne und dürfe Sie nie gereuen. Madame Arson hat mir mehrmals aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß sie zu Allem bereit sei, Ihnen nützlich zu sein, aber auch nur Ihretwegen; Sie möchten sie nicht verkennen, weil sie Ihnen nicht früher Nachrichten gegeben; sie hätte auf alle Briefe an Helene keine Antwort erhalten; die beiden Briefe, die sie zu Anfang von Helenen erhalten, habe sie Ihnen nach München geschickt; der dritte, von dem man Ihnen gesagt, sei gar nicht von Helenen. Es herrscht hier eine tiefe Entrüstung gegen die Familie von Doenniges, Helene nicht ausgenommen. Madame Arson ist wüthend, daß es in ihrem Hause geschehen, und sie wird in einigen Tagen nach Genf kommen, um dort mit Helenen und der Mutter auf das Eindringlichste zu reden. Mr. Lesley wird auch kommen. Mir hat man gerathen, nach Genf gleich zu gehen, und glaubt, daß es mir sicher gelingen werde, Helene jetzt schon selbst zu sprechen, ebenso, daß es keinem Zweifel unterliege, daß es erlangt werden wird, daß Sie eine Unterredung mit ihr bekommen, aber Sie möchten Sich jetzt nicht zu sehr beeilen, nach Genf zu kommen (sic!), sondern erst vorarbeiten lassen. Der Walache, den man hat kommen lassen, ist ein junger Mensch, jünger wie Helene, der seine Examen noch nicht einmal beendet hat: was der ganzen Sache keinen schönern Anstrich gibt.

Also, mein liebes Kind, etwas Ruhe und Geduld! Das Schwierigste ist geschehen, sie ist aufgefunden, und man kann an sie herankommen. Bestehen Sie in München nur auf Ihrem Recht, daß nach einem so positiven Eheversprechen es Ihnen nicht verweigert werden darf, aus dem eignen Munde des Mädchens ihre wahre und ungezwungene Willensmeinung zu hören. Malen Sie mit grellen Farben das ganz ehrlose Benehmen der Familie gegenüber Ihrer so loyalen Haltung, damit eine Stimmung dort erzeugt werde, die den Vater bang um seinen Posten macht. Drohen Sie nöthigenfalls mit allen Mitteln der Oeffentlichkeit, um dadurch vielleicht zu den Ohren zu gelangen, indem Sie es für unbedingte Pflicht hielten, sie mit jedem Mittel vor Gewalt zu schützen, bis Sie ihre freie Willensmeinung wüßten, und dieß sei nur auf diese einzige Weise möglich, daß Sie sie sehen. Die Leute hier sind alle der Meinung,

daß Ihnen bei der ersten persönlichen Zusammenkunft Helene wieder um den Hals fällt (sic!), aber sehr sonderbarer Weise, ohne daß ich ein Wort davon gesagt (sic!), sprachen sie einstimmig die Ansicht aus, daß sie eine andere Heirath jetzt gleich für gar nicht schlimm für Sie halten würden. Uebrigens soll von einer plötzlichen Heirath nicht die Rede sein.

Soeben erhalte ich Ihr Telegramm. Ich werde hier auf den Brief warten, aber es thut mir leid (sic!). Ich glaube, es wäre sehr nützlich, wenn ich gleich in Genf wäre, sowohl weil nur ich gewisse Schritte thun kann, und dann (als auch), damit nicht etwa Dinge geschehen, die meinen Anschauungen entgegen (sic!). — Ich hätte den angekündigten Brief fünf Stunden später in Genf gehabt. Aber ich mag doch nicht gegen Ihren Willen handeln.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind! Ich falle fast um vor Müdigkeit.

Ihre Freundin."

Ich hoffe, nicht lange hier zu bleiben. Ich glaube schleunigen Aufenthalt und Rücksprache von mir mit Helenen in Genf sehr vortheilhaft. Helene ist protestantisch. S. H."

Das erwähnte Telegramm lautet:

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt.

„München, 19. August.

Morgen vormittags haben Sie den Brief. Dann schnellstens **mit Madame** nach Genf. Vor Abreise mir Genfer Hotel telegraphiren. Schreibe heute Ihnen Genf poste restante und wichtig."

Somit reiste Sophie von Hatzfeldt erst am 20. August nach Genf, aber sie ging allein. Um Lassalle zu beeinflussen, veranstaltete sie, daß am Tage nach ihrer Abreise Mr. Lesley nachstehendes Telegramm nach München schickte:

Telegramm 2357.

„Bern, 21. August, 12 Uhr 15 Minuten.

Herrn F. Lassalle.

Tout est combiné avec et par la comtesse. Ne venez pas sans ses ordres. Lesley."*)

Der von Lassalle an die Gräfin Hatzfeldt am 19. August geschriebene Brief folgt weiter unten. Wir geben zuvörderst drei Briefe, die er an diesem Tage nach Genf absandte.

Lassalle an Rüstow.

„München, Freitag, den 19. August.

Deinen Brief vom 17. empfangen. Begreife nicht, daß Du mir nicht telegraphirtest, als Du Helenens Rückkunft erfuhrst, die Du, wie sich

*) Alles ist mit der Gräfin und durch sie kombinirt worden. Kommen Sie nicht ohne ihre Befehle. Lesley."

zeigt, schon am 17., schon am 16. wußtest. Unbegreiflich, denn wenn dafür auch keine Formel verabredet war, so war doch selbstredend, daß dieses Faktum im Momente telegraphirt werden mußte. Unendliche Qualen und viele Depeschen hättest Du mir erspart.

Tödtlich hat mich Deine gestrige Depesche „„ganz schlecht““ getroffen! Und dennoch beweist sie gar Nichts. Denn Helene ist getäuscht und gebrochen. Und überdieß wirst Du ihr nur den dritten, ganz inhaltslosen Brief zugestellt haben, nicht den Amberny'schen Brief, nicht einmal den Lesley'schen. Einen von beiden suche ihr sofort zuzustellen, und wenn der Weg ganz sicher ist, den Amberny'schen.*)

Der Brief, den Du ihr zustelltest, scheint durch die A. gegangen zu sein.**) Dieser Weg *scheint* wohl sicher. (Möglich, daß der Vater den Brief erhielt und ihr die Antwort aufzwang; möglich auch, daß sie ganz *gebrochen* ist.) Hast Du nur einen ganz sichern Weg, ihr den Amberny'schen Brief zu geben, so thue es. Ob und auf welchem Wege sie antworten kann, ist egal. Wenn sie den Brief nur erst gelesen hat! Das ist das Wichtigste; das Andere findet sich. Ist Dein Weg nicht *ganz* sicher, so versuche es mit dem Lesley'schen. Gleich wichtig wie der Amberny'sche Brief ist, aber *neben ihm* — er dient nur zu seiner Verständigung — der beiliegende Brief, den ich Dir hier für Helene schicke, lies ihn. Du erfährst einige Fakta daraus, z. B. daß Helene auch nach baierischem Recht großjährig und daß ich zwei Stunden mit dem hiesigen Minister des Auswärtigen gestern gesprochen. Er ist ganz für mich, will Alles thun, was er nur kann. Heute wieder Konferenz. —

Beiliegenden Brief an Helene insinuire ihr *also sofort*, sowie Du nur sicher weißt, daß sie ihn empfängt, mit dem Amberny'schen.

Da Helene wieder in Genf ist, war es sehr unrecht, daß Du durch Klapka den Kayserlingk von Deiner Anwesenheit benachrichtigen ließest. Du bist ja dadurch verrathen, und wirst nochmals abreisen und Wohnung wechseln müssen, um sicher zu sein. Dann aber telegraphische Anzeige an mich hierher.

Willst Du erproben, ob der Weg sicher ist, so schreibe Selbst Helenen: „„Ich habe zwei sehr wichtige Briefe für Sie, (Amberny'schen und den beiliegenden,) die Sie schlechterdings allein lesen müssen: Ist dieser Weg sicher, kann ich Ihnen auf ihm diese beiden Briefe schicken, die keinenfalls in falsche Hände fallen dürfen?““ — Dann wirst Du ja sehen. Du kennst ja ihre Hand. Wenn Du Dessen nicht sicher bist, so ist allerdings Nichts hiermit gewonnen.

Ich habe heut' zwei Brifee Helenens an die Arson vom 5. und 6.

---

*) Weiter unten wird sich ergeben, daß Helene den Amberny'schen Brief, auf welchen Lassalle das größte Gewicht legte, weil selbiger „beweglich“ geschrieben sei, erhalten hatte.

**) Auch diese Voraussetzung Lassalle's war falsch. Denn Rüstow hatte Helenen in eigner Person den Brief überreicht.

August bekommen. Sie ist schon da ganz gebrochen, aber doch ebenso treu. Sie ruft den Tod herbei in der erschütterndsten Weise!

Dein sehr unglücklicher
F. Lassalle."

Der als Einlage mitgeschickte Brief an Helene, von welchem im Briefe an Rüstow gesprochen wird, ist des Inhalts:

Lassalle an Fräulein von Doenniges.

„München, 19. August.

Helene!

Meine unbeschreiblichen Qualen schildere ich Dir ein ander Mal. Hier nur so viel:

1) Man hat Dich getäuscht. Du bist majorenn. Nicht nur nach Genfer Gesetz, auch nach baierischem mit 21 Jahren. Nach Genfer Gesetz kannst Du jeden Augenblick das Haus Deines Vaters verlassen, eigne Wohnung nehmen (Hotel 2c.), die drei actes respectueux machen und nach drei Monaten von dem ersten an mich heirathen. Rüstow, Amberny, die Genfer Behörden, die alle benachrichtigt sind, werden Dich während dieser drei Monate schützen. Uebrigens gibt es einen kürzern Weg. An demselben Tage, wo Du das Haus Deines Vaters verlässest, bringt Dich Rüstow sicher nach Italien, mich hintelegraphirend. In fünf Tagen sind wir durch den ersten besten Priester dort katholisch getauft und getraut.

2) Aber auch nach baierischem Recht ist, da Du majorenn bist, die Einwilligung Deines Vaters zur Ehe nicht unerläßlich, sondern kann durch die Gerichte gegeben werden, und Haenle hier hat mir sein Wort darauf gegeben, daß ich sie erhalte. Eine Welt ist bereits von allen Seiten für mich in Bewegung. Sehr nützlich wäre es auch, wenn Du mir eine schriftliche Vollmacht, einen bloßen Brief für Advokat Haenle in München schicktest, worin Du ihn beauftragst, von den baierischen Gerichten die Einwilligung zu Deiner Ehe mit mir zu erlangen.

3) Dein Brief an Holthoff aus Bex beweist Nichts. Er ist erzwungen. Rüstow telegraphirt mir, daß Du nach einem Brief von Dir an mich, den er hat, mich aufgibst. Dieß ist ebenso erzwungen. Nur Folge der moralischen und physischen Gewalt und der Täuschung, die man gegen Dich verübt. Es heißt also Nichts — und dennoch starb ich tausend Tode bei dieser Nachricht.

4) Ich habe gestern 2 Stunden mit dem hiesigen Minister des Auswärtigen, Baron von Schrenk, gesprochen, der ganz und gar auf meiner Seite und empört ist. Er hat mir versprochen, Alles zu thun, was nur irgend möglich. Heute soll ich wieder zu ihm kommen, wo die bestimmten Schritte zwischen uns festgestellt werden sollen.

Ist es möglich, so werden selbst noch mächtigere Mittel in Bewegung gesetzt werden, was bereits vorbereitet wird. Himmel und Hölle werde ich in Bewegung setzen, Dich zu erringen. (Das Kürzeste, Glatteste, Schnellste bleibt immer das faktische Verlassen des Hauses Deines Vaters und die

Flucht mit Rüstow nach Italien, oder mit mir selbst, wenn Du vorziehst, so lange zu warten, bis ich hier Alles gethan habe und wieder zurück bin.)

5) Ich habe Riesenkräfte und ich werde sie vertausendfachen, um Dich zu erkämpfen. Kein Mensch kann Dich mir entreißen, wenn Du fest und treu bleibst. Seit ich daran zweifle, bin ich der Elendeste aller Menschen. Ich leide stündlich tausendfachen Tod. Und doch, es ist unmöglich! Du kannst mich nicht verrathen, einen Mann wie mich, einen Mann, der Dich so rasend liebt. Ich bin mit Demantketten an Dich geschmiedet. Ich leide tausendmal mehr, als Prometheus am Felsen. Aber wenn Du meineidig wirst nach so vielen Eiden und solcher Liebe gegenüber, so wäre die Menschennatur entehrt, man müßte verzweifeln an jeder Wahrheit, jeder Treue; Lüge wäre Alles, was existirt. Dieß sagen Alle, die diese blutige Geschichte kennen.

6) Deine Briefe an die Arson habe ich — sie war verreist, in Interlaken, sonst würdest Du früher von mir gehört haben, — erst heute hier in München empfangen. Welche fatalistische Komplikation!

7) Schreibe mir nur ein einziges Wort, ob Du fest und treu bleibst, und ich bin gestählt vom Wirbel bis zur Zeh. Kein Mensch soll Dich mir gegen Deinen Willen rauben. Schreibe mir auch, ob Du die Kammerzofe für treu hältst. F. L."

Rüstow's Depeschen an Lassalle waren nicht klar, nicht ausführlich genug gewesen. Von Ungewißheit gequält, telegraphirte Lassalle daher nach Genf:

„War Henri's ganz schlechter Brief schon Antwort auf Amb—schen? oder vor Lesung desselben geschrieben? Durch die Lesung Nichts verbessert? Rücktelegraphiren. Sterbe stündlich tausendmal. — Hier nicht übel. — Sophie kommt spätestens Sonntag oder Montag in Genf.

Julian."

Wie man sieht, war Lassalle mit Rüstow übereingekommen, sich in telegraphischen Depeschen Julian zu nennen. Helene wurde mit Henri bezeichnet.

Lassalle telegraphirte am 18. August an Rüstow:

„Briefe kopiren. Original augenblicklich hierher, Hotel Oberpollinger Muth nicht verlieren, festhalten. Wo ist Henri?

Telegraphisch mir anzeigen, wenn er bekannt."

Zwei andere Telegramme folgten dem vorstehenden noch am nämlichen Tage nach. Das eine davon lautete:

„War von Henri beantworteter Brief durch Brandamante (die Kammerzofe Helenens) bestellt? Vielleicht in unrichtige Hände gefallen und Antwort erzwungen. Wenn Weg nicht absolut zweifellos, wage nicht Amberny'schen Brief, sondern erwarte hierzu Sophiens Ankunft. Rücktelegraphiren."

Von Rüstow traf am nächsten Tage folgende Depesche ein:

Telegramm Nr. 10,879.

„Genf, 19. August 1864.

Ferdinand Lassalle. München, Hotel Oberpollinger.

Mitternacht zwei Münchener Depeschen erhalten. Habe persönlich Amberny'schen Brief an Henri abgegeben. Henri's Brief mit meinigem

seit gestern nach München unterwegs, weitläufige Aufklärung. Wann kommt Sophie? Wilhelm."

Hierauf antwortete Lassalle:

Telegramm Nr. 690.

„München, 19. August 1864.

Colonel Rüstow. Genève, 68, rue des Pacquis, parterre.

Weitläufige Aufklärungen! Wie? Schlecht? Mittelmäßig? Hoffnungslos? Deute doch an! Ich liege auf glühendem Rost. Sophie in wenig Tagen da. Julian."

Ohne die von Rüstow telegraphisch angemeldeten Briefe, welche unterwegs waren, abzuwarten, schrieb Lassalle an Rüstow sofort einen neuen ausführlichen Brief, der von seiner großen Aufregung Zeugniß ablegt. Er will selbst auf die Gefahr hin, sich durch den eklatanten Schritt, den er von München aus gegen Herrn von Doenniges unternimmt, lächerlich zu machen, nicht vom Versuche, Helenen zu erobern, abstehen. Das betreffende Schreiben lautet:

Lassalle an Rüstow.

„München, 19. August, 5 Uhr nachmittags.

Theurer Freund!

Du liebst mich so, thust so viel für mich und tödtest mich wirklich mit Deinen Nichtdepeschen, wie mit Deinen Depeschen. Schon daß Du mir Helenens Rückkunft nicht sofort telegraphirtest, war furchtbar: aber durch Deine jetzt erhaltene Depesche — ich habe sie bereits telegraphisch beantwortet — „„Habe persönlich Ambern̈y'schen Brief an Henri gegeben. Henri's Brief mit meinigem unterwegs, weitläufige Aufklärung"" — durch diese Depesche hast Du mich getödtet! Ich frage mich: Ist Helenen's „„ganz schlechter"" schon die Antwort auf den Amberny'schen? Oder ist er nur Antwort auf das dritte kurze Billet? Dann hätte es nicht viel zu bedeuten. Darum habe ich Dich gestern abends telegraphisch deßhalb befragt und bekomme in Deiner Antwortsdepesche keine Antwort darauf!!! Ist das erhört?! Alles hängt ja für mich davon ab, dieses zu wissen; denn ist ihr „„ganz schlechter"" Brief schon eine Antwort auf den Amberny'schen, so steht die Sache traurig, furchtbar traurig für mich, obwohl ich auch dann die Hoffnung nicht aufgebe.

Ist er aber bloß Antwort auf das dritte Billet, so hat die Sache weniger auf sich. Diese Dir telegraphisch gestellten Fragen hast Du nicht beantwortet. Ich zermartere mich umsonst, es zu errathen, die Indizien sind widersprechend.

Daß Du ihr den Amberny'schen persönlich übergeben, scheint (wie hast Du sie überhaupt so schnell persönlich sprechen können?) dafür zu sprechen, daß Du ihr den Amberny'schen Brief erst nach ihrem „„ganz schlechten" Brief übergeben hast. Umgekehrt scheinen die Worte: „„Henri's Brief seit gestern mit meinigem unterwegs; weitläufige Aufklärungen—"" zu zeigen, daß ihr „„ganz schlechter"" Brief, von dem Du mir gestern telegraphirtest und den Du nach München laut Depesche senden solltest,

eben der einzige sei, den Du von ihr erhalten, und eben die Antwort auf den Amberny'schen — ein Gedanke, der schlimmer ist, als Feuertod und Folter!

Das Wort: „„Weitläufige Aufklärungen““ scheint einerseits anzudeuten, daß sie seit dem Gespräch mit Dir und dem Amberny'schen Brief ihren „„ganz schlechten Brief““ erklärt und revozirt habe. Und umgekehrt scheint es auch wieder nur anzudeuten, daß sie ihn aufrecht erhalte und ihre Untreue beschönige.

O wie machst Du mich leiden!

Wenn dieses Weib von mir läßt, für das ich so namenlos märtyrere, so ist Alles geschändet, was Mensch heißt! Ein Felsenherz, das so liebt, so treu aushält, wie das meinige, so zu zerreißen! —

Nun höre von hier: Ich ging gestern zum Minister des Auswärtigen, Baron von Schrenk, und sprach mit ihm nicht weniger als zwei Stunden. Obgleich ich innerlich den tiefsten Schmerz empfinde, bin ich doch im Handeln wieder ganz ich selbst und war es mit Schrenk dreimal. Ich fand von vorneherein bei ihm die zuvorkommendste Aufnahme. Er verwickelte mich in ein politisches Gespräch über die ganze Situation, die haute politique, die Revolution, meine Organisationspläne 2c. 2c. Ich ließ mich, furchtbar leidend, darauf ein und lebhaft ein.

Er versicherte mir, in der Sache mit Doenniges thun zu wollen, was er könne. Heute sollte ich wiederkommen, um festzustellen, was zu thun sei. Wir konferirten wieder über eine Stunde; er war wirklich auch entrüstet über die Gewalt, die man gegen Helene und mich übe, erklärte mir, Doenniges' Widerstreben gar nicht zu begreifen, und daß er in demselben Falle mir keine Hindernisse in den Weg legen würde trotz meiner politischen Richtung 2c., und wir kamen endlich zu folgendem Konklusum:

Er gibt dem hiesigen Advokaten Haenle, der sich sehr für mich interessirt, ein offiziöses Kommissariat, mit mir nach Genf zu gehen und die Sache mit Herrn von Doenniges à l'amiable*) beizulegen. Er gibt ihm dasselbe in der Form eines Briefes an Herrn von Doenniges, worin er diesem erklärt: er habe Haenle ersucht, sich nach Genf zu begeben und die Sache à l'amiable mit ihm (Doenniges) beizulegen, was ihm in mehr als einer Hinsicht wünschenswerth sei 2c. 2c. Für den Fall, daß die gütliche Beilegung nicht zu Stande käme, gebe er (der Minister) ihm (Doenniges) auf, mir Helene in meiner Gegenwart vor einem Notar zu sistiren, damit sie vor demselben und nach den Mittheilungen, die ich ihr zu machen, frei ihren Willen erkläre, ob sie mich ehelichen wolle oder nicht, und im Falle des Nein hierdurch mindestens jeder Schein von Gewalt beseitigt sei, der inconvenable**) sei für einen Gesandten, und ich über die Freiheit ihres Willens, und daß sie nicht ein Opfer brutaler Gewalt sei, beruhigt sein könne.

Es ist jetzt verabredet, und morgen schickt der Minister den Brief an Haenle. Auch soll ich morgen nochmals zu ihm kommen.

Du begreifst auch, daß, wenn in Helenen nur ein Funken von Wahr=

---

*) Auf dem Wege der Güte.
**) Unpassend.

heit, Willen und Treue ist, mit diesem Schritt Alles hinreichend gewonnen ist. Denn wenn auch der alte Doenniges so eigensinnig sein sollte, nicht nachzugeben, und die Feder des Ministers nicht energisch genug spricht, um die Widerstandsgedanken in ihm zu beugen — vor dem Notar muß er sie mir sistiren, sonst kostet ihm die Sache seine Stelle. Und einmal vor dem Notar kann Helene nicht nur ihr lautes: „Ich will ihn heirathen", erklären und mir alle möglichen notariellen Vollmachten geben, für sie zu handeln und ihr Recht wahrzunehmen; sondern sie kann — damit wir den ganzen Rechtsquark ersparen — einfach darauf meinen Arm nehmen, mit mir das Haus des Notars verlassen, eine andere Wohnung nehmen (Hotel) oder zur Gräfin gehen, oder am Einfachsten sofort mit mir nach Italien reisen, so daß wir in drei Tagen Mann und Frau sind. Alle Genfer Behörden stehen jetzt auf unserer Seite und würden uns, statt irgendwas gegen uns zu thun, in allen diesen Fällen sogar schützen, und Alles ist jetzt so leicht und sicher, wie bon jour*) zu sagen.

Ja, es kann jetzt nicht einmal der geringste Tadel auf Helene zurückfallen. Denn nach allen Vorgängen hat dieser Schritt eine andere Gestalt, als vor denselben. Jetzt ist es berechtigter Bruch furchtbaren, furchtbaren Gewaltmißbrauchs, welchen zu brechen sogar die höchste Behörde in Baiern feierlich einschritt! Jetzt würde Alles für sie gesagt, was sonst gegen sie gesagt worden wäre.

Kurz, gehe ich jetzt zu Grunde, so ist es nicht mehr an der brutalen Gewalt, die ich gebrochen habe, sondern — wenn sie mir eben vor dem Notar „„Nein"" erklärt statt „„Ja"" und mit mir zu gehen — an dem gränzenlosen Verrath, an dem unerhörtesten Wankelmuth und Leichtsinn eines Weibes, das ich weit über alles Maß des Erlaubten hinaus liebe! Es wäre wirklich das Gränzenloseste von Allem, wenn ich deßhalb den Minister des Aeußern vermocht habe, ein Kommissariat zu ertheilen und sie mir vor dem Notar sistiren zu lassen, damit sie mir auch noch das furchtbare Ridicule**) gibt, mich mit einem „„Nein"" abzuweisen. Inzwischen, wenn sie mir den Dolch in die Brust stoßen will, — je n'ai rien à dire!***) Wenigstens falle ich nicht durch den Uebermuth eines brutalen Mannes. — Ich kann sie übrigens unter keinen Umständen für so vollendet schlecht, so gränzenlos schlecht halten.

Wichtig ist aber, daß sie von der Sache im Voraus weiß, sich sammeln, sich fassen, einen festen Entschluß fassen kann; daß sie nicht unvorbereitet, nicht mit falscher und halber Darstellung von der Sache überfallen wird. — Es ist also von der höchsten Wichtigkeit, daß Du ihr diesen meinen gegenwärtigen Brief an Dich, der ebenso gut ein Brief an sie ist, auf ganz sicherem Wege — über diese Sicherheit darf natürlich kein Zweifel obwalten — insinuirst. Kannst Du ihn vorher von der Gräfin lesen lassen, so ist es gut. Denn obgleich ich der Gräfin, die zur Zeit, wo Du dieses erhältst, schon in Genf angekommen sein wird, den

*) Guten Tag, guten Morgen.
**) Mich furchtbar lächerlich macht.
***) Ich habe Nichts dagegen.

Hauptinhalt noch außerdem brieflich mittheile, so werde ich es aus Mangel an Zeit doch vielleicht nicht ausführlich thun können. Kannst Du ihn also, ehe Du ihn Helenen zustellst, vorher noch schnell von der Gräfin lesen lassen, so ist es besser. Keinenfalls aber darfst Du deßwegen eine Gelegenheit vorüberfliegen lassen, ihn an Helene gelangen zu lassen, sondern wenn diese irgend sicher da ist, so besorge ihn ihr ohne Zeitverlust. Die Gräfin erhält doch noch einen ziemlich hinreichenden Brief von mir, und Du kannst ihr das, was Du hier gelesen, erzählen.

Helene schärfe ich aufs Strengste ein, ja Nichts von diesem ministeriellen Auftrag an Haenle zu verrathen. Er muß dem alten Doenniges ins Haus platzen, wie eine Bombe, ohne daß er auch nur die geringste Ahnung davon hat. Sonst hätte mir Helene, wie durch ihre unzeitige Mittheilung das erste Mal, Alles verdorben zum zweiten Male, und ich könnte wieder von Vorn anfangen.

Ferner: Helene soll Dir sogleich auf diesen Brief antworten,

a) ob sie bereit ist, mir vor dem Notar ihr „„Ja““ zu erklären und mir alle erforderlichen Vollmachten zu geben;

b) ob sie ferner bereit ist, sofort mit mir das Haus des Notars zu verlassen, eine eigne Wohnung zu nehmen oder zur Gräfin zu ziehen und sich unter deren, meinen und des Gesetzes Schutz zu stellen;

c) ob sie ferner bereit ist, sofort, höchstens die Nacht noch im Hotel bei der Gräfin schlafend, am andern Tag oder auch augenblicklich vom Notar weg mit mir nach Italien zu gehen, um in drei Tagen meine Frau zu sein.

Ferner triffst Du sofort für diesen Fall alle nöthigen Reisevorbereitungen.

Gut wäre es auch, wenn Du einen Paß auf „„Helene von Doenniges aus Genf 21½ oder 22 Jahre alt““ besorgen könntest. Wenn Helene Dir ein Briefchen von zehn Worten gibt, worin sie darum ersucht, besorge Du ihn jedenfalls.

Ferner: Sowie Du Helenens Antwort auf diesen Brief hast, so telegraphirst Du mir sofort, je nachdem die Antwort ausfällt. „„Einverstanden mit rechtlich““, (das heißt, daß sie bloß mit a — sieh' oben — einverstanden ist,) oder „„einverstanden mit faktisch““, (das heißt, daß sie auch mit b einverstanden,) oder „„gänzlich einverstanden““, (das heißt, daß sie auch mit c einverstanden ist). Oder endlich — furchtbarer Gedanke — „„einverstanden mit Nichts.““

Diese Depesche nun telegraphirst Du mir

1) nach München, Hotel Oberpollinger,

2) nach Lindau, Bahnhofs-Büreau restante (zum Unterschied vom Telegraphen-Büreau in der Stadt),

3) nach Olten, Bahnhofs-Büreau restante,

4) nach Bern, Bahnhofs-Büreau restante.

Dieses ist nöthig, damit sie mich noch irgendwo trifft, ehe ich Genf erreiche. Denn hier trifft sie mich schwerlich mehr.

Morgen (Sonnabend) erhalten wir den Brief des Ministers. Dennoch

will ich erst Montag von hier abreisen — ich, der ich bis jetzt so eilte! — um der Gräfin Zeit zu lassen, vorher, ehe die Entscheidungsstunde kommt, Helene zu Ehre, Pflicht und Gewissen zurückzurufen! So muß ich jetzt noch absichtlich Zeit verlieren! Soweit hat sie mich gebracht!

Wenn ich in der Schweiz bin, telegraphire ich Dir von irgend einer Station aus, ob Du mich und zu welcher Stunde in Genf oder schon in Nyon (im letztern Falle mit der Gräfin) auf dem Bahnhof erwarten sollst, damit wir dann sofort nochmals großen Kriegsrath halten.

Dein

F. Lassalle."

In dem Verhältniß Lassalle's zu Sophien von Hatzfeldt war jetzt eine merkliche Veränderung eingetreten. So lange als er der Liebe Helenens sicher gewesen war, hatte er seine alte Freundin Sophie vom Schauplatze der Ereignisse fern gehalten und sich beeilt, die Heirathsangelegenheit vor ihrer Ankunft ins Reine zu bringen. Außerdem war er mit ihr in Karlsruhe zusammengetroffen, und hier hatte sie wieder über ihn etwas von jener Autorität gewonnen, die sie jahrelang durch Benutzung seiner Schwächen behauptet hatte. Lassalle mußte sich nun ins Unvermeidliche fügen, indem er sich damit tröstete, daß die Sache, auch wenn Sophie intriguirte, nicht mehr rückgängig zu machen war. Zudem hatte ihm die Gräfin Hatzfeldt durch die Reise zum Bischof von Mainz gewissermaßen ein Unterpfand gegeben, daß sie an der glücklichen Lösung ernstlich mitarbeiten wollte, obschon das Resultat der Mainzer Reise keineswegs glücklich ausgefallen war. Auch hatte ihr Bericht über die Zusammenkunft mit dem Bischof Ketteler, weil sie die hohe Meinung hervorhob, welche der Bischof von Lassalle hege, auf die Lassalle'sche Eitelkeit einen guten Eindruck zu machen nicht verfehlt. Denn durch Schmeicheleien ließ sich Lassalle leicht blenden und gewinnen. Hätte er freilich den unterwegs befindlichen Brief Rüstows abgewartet, worin dieser abmahnte, die Freundin in Genf zu verwenden, so hätte er vielleicht nicht die Gräfin Sophie mit einer Mission bei dem Fräulein Helene betraut. Worin diese Mission bestand, geht theils aus dem schon Mitgetheilten hervor, theils aber und ganz besonders erhellt sie aus nachstehendem Briefe.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt.

„München, 19. August, Freitag nachts.

Gute Gräfin!

Ich gebe Ihnen hier einen nur gedrängten Auszug eines viel ausführlicheren Briefes, den ich heute Rüstow geschrieben und den er Helenen, für die er mit bestimmt ist, insinuiren, vorher aber, falls Nichts dadurch versäumt ist, von Ihnen lesen lassen soll. Wenn nicht, wird Ihnen auch dieser gedrängte Auszug genügen. Ich war gestern ohne Weiteres zwei Stunden und heute über eine Stunde bei dem hiesigen Minister des Auswärtigen, Baron von Schrenk. Ich fand in ihm eine günstige Stimmung. Er war, sowie er meine Identität mit mir selber erfuhr, sehr entgegenkommend. Er verwickelte mich in ein politisches Gespräch, auf das ich mich lebhaft einließ. — Er versprach Alles zu thun, was er könne.

Dieß gestern — und irre ich nicht, habe ich Ihnen das auch gestern schon gemeldet. Heute wurde nun folgendes praktische Konklusum zwischen uns vereinbart:

Er gibt dem hiesigen Advokaten Dr. Haenle ein offiziöses Kommissariat, d. h. einen Brief an Doenniges, worin er diesem sagt: er habe Haenle ersucht, sich zu ihm nach Genf zu begeben, um die Sache à l'amiable mit ihm beizulegen, da ihm gütliche Beilegung höchst wünschenswerth sei 2c. 2c. Für den Fall, daß diese gütliche Beilegung nicht gelänge, verlange er von ihm, daß er seine Tochter in meiner Gegenwart vor einem Genfer Notar sistire, damit sie mir vor diesem frei erkläre, ob sie auf ihrem Willen beharre, mich zu ehelichen, oder nicht, damit ich, falls nicht, durch diese freie Erklärung wenigstens beruhigt, und jeder Schein einer inkonvenablen Gewalt beseitigt sei.

Dennoch hoffe ich keineswegs, daß diese Demarche den Widerstand des alten Doenniges, seinen Willen brechen wird. Aber Sie begreifen, daß demnach Alles dadurch gewonnen wäre, wenn Helene fest ist. Denn vor dem Notar sistiren muß mir Doenniges seine Tochter, sonst riskirt er seine Stelle. Mir aber vor dem Notar gegenübergestellt, kann sie nicht nur ihr lautes „„Ja““ erklären und mir alle möglichen General-, und Spezial-Vollmachten geben, für sie aufzutreten und zu handeln, sondern sie kann, majeure nach dortigem wie hiesigem Recht, sofort auch Arm in Arm mit mir das Haus des Notars verlassen, sich in einem Hotel oder bei Ihnen installiren, sich unter Ihren, meinen und des Gesetzes Schutz begeben und gar nicht wieder den Fuß in das väterliche Haus zurücksetzen. Alle Genfer Behörden sind jetzt auf unserer Seite und würden sie, statt sie zu hindern, nur schützen. Sie kann endlich sofort mit Ihnen und mir nach Italien reisen und in drei Tagen, katholisch getauft und getraut, mein Weib sein.

Alles, Alles, Alles hängt also ab von dem Ausgang dieser Einen Stunde, die über mein Leben entscheidet. Jetzt würde sogar nicht einmal ein inkonvenabler Schein auf Helene zurückfallen, wie früher an jenem Mittwoch abends. Denn jetzt nach jenen Vorgängen, nach der furchtbarsten gegen sie verübten Gewalt, nachdem sich sogar das oberste Ministerium in München in Bewegung gesetzt hat, um durch eine so auffällige Demarche diese Gewalt zu brechen und ihr ihre Freiheit wiederzugeben, nach allem Diesen kann sie auch in den Augen der Welt das ohne den geringsten Vorwurf thun, was damals ganz anders war.

Wenn sie umgekehrt vor dem Notar „„Nein““ erklärt, so ist das gränzenloseste Ridicule die Folge dieses mit solcher Mühe errungenen offiziösen Kommissariats, so ist jede weitere Hülfe für mich vernichtet, kurz, so hat mir die Undankbare und Treulose selbst den Dolch in diese treue Brust gerannt! Ich falle dann mit ihrem und durch ihren Willen, ein furchtbares Denkmal davon, daß ein Mann sich nie an ein Weib ketten soll. Ich falle dann durch den entsetzlichsten Verrath, die schnödeste Felonie, welche die allsehende Sonne je geschaut hat.

Alles, Alles, Alles hängt also an dem Gewicht dieser Einen Stunde!

Ihnen fällt also die wichtigste, folgenschwerste Aufgabe zu: Helene, ehe dieser moment suprême naht, wieder *fest* zu machen.

Gegenwärtig scheint es sehr, *sehr* schlimm mit ihr zu stehen. Ihre Briefe an die Arson vom 5. und 6. August zeigen zwar schon, daß ihre Widerstandskraft gebrochen ist (sic!), athmen aber noch die größte Liebe und Treue! Sie ruft in der rührendsten Weise den Tod herbei. Rüstow's gestrige Depesche (vom 18.) sagt aber schon, was ich Ihnen nach Bern gemeldet („„ganz schlecht""). Da tröstete ich mich noch mit dem Gedanken, daß dieser Brief Helenens, den Rüstow mit „„ganz schlecht"" bezeichnete, nur die Antwort auf einen ganz kleinen trockenen Zettel gewesen wäre, den ich ihm hinterlassen, nicht auf den langen, so beweglichen, sogenannten Amberny'schen Brief. Ich telegraphirte ihm sofort um Aufschluß hierüber, und später nochmals den Auftrag, den Amberny'schen Brief vom Stapel zu lassen. Darauf bekomme ich folgende, heut (19. August 11 Uhr 25 Minuten) von ihm aufgegebene Depesche: „„Mitternacht, zwei Münchener Depeschen erhalten, habe *persönlich* Amberny'schen Brief an Henri gegeben. Henri's Brief mit meinigem seit gestern nach München unterwegs, weitläufige Aufklärung. Wann kommt Sophie?""

Sie sehen, daß aus dieser Depesche nicht klug, sondern nur toll zu werden ist. War also Helenens „„ganz schlechter"" Brief schon eine Antwort auf meinen Amberny'schen, oder, ehe sie diesen gelesen hatte, auf den kürzern Zettel? Es scheint das Erstere, und das wäre vernichtend, vernichtend!

Ist also der Brief Helenens, der mit dem von Rüstow unterwegs ist, eben der „„ganz schlechte?"" Oder ist seit diesem der sogenannte Amberny'sche Brief von Rüstow ihr abgegeben, und Antwort eingetroffen, und bezieht sich darauf das Wort: „„weitläufige Aufklärung?"" Kurz, es ist um rasend zu werden.

O, wenn Helene nur eine Vorstellung hätte von dem zehntausendsten Theile meiner Leiden, nie, nie käme ihr der verbrecherische Gedanke, mir treulos zu werden! Nein, *so erbärmlich könnte sie dann nicht sein!*

So traurig es wäre, wenn Helenens „„ganz schlechter"" Brief schon die Antwort auf den Amberny'schen wäre, so gäbe *ich auch dann noch nicht alle Hoffnung auf.*

Sondern meine Hoffnung steht dann auf Sie. Lassen Sie Helene durch die Arson Sich holen. Lesen Sie ihr *diesen* Brief vor. Beschreiben Sie ihr, was Sie in Karlsruhe gesehen,*) *dringen in Sie mit aller wilden Beredtsamkeit Ihrer Zunge* (sic)!

An Ihrer Zunge, Gräfin, hängt meine Existenz!

---

*) Nach Herrn von Hoffstetten's Aussage hatte Lassalle in Karlsruhe geweint wie ein Kind. An den neuerdings zum Hofrath avancirten jüdischen Advokaten Dr. Haenle war Lassalle durch Hoffstetten gewiesen worden. Letzterer hatte auch Lassalle angerathen, das Haus Oberpollinger, ein Haus dritten Ranges, in München zu beziehen, damit wo möglich jedes Aufsehen in der zu Klatschereien geneigten baierischen Hauptstadt vermieden werde.

Wie aber, wenn es Ihnen nicht gelungen wäre, die Arson mit Sich nach Genf zu führen!

Dann reisen Sie nochmals nach Wabern zurück, erzählen ihr die Intervention des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, die ihr Muth und Lust machen, und ihr Vertrauen beleben wird, schildern ihr den bevorstehenden moment suprême vor dem Notar, und wie Alles daran liege, daß Helene vorher aufgeklärt, gesammelt, entschlossen sei und nicht unvorbereitet überfallen werde. Das wird die Arson begreifen und um dieses entscheidenden Moments willen mit Ihnen gehn. Oder, halten Sie es für besser, nicht Genf zu verlassen, so schreiben Sie der Arson französisch Alles das ausführlich, was ich Ihnen soeben gesagt habe, und beschwören Sie sie, sofort zu Ihnen nach Genf zu kommen. Diesen Brief schicken Sie ihr aber dann nicht durch die Post, sondern durch einen Expressen von Genf aus, aber einen intelligenten Mann, dem Sie die Wohnuug beschreiben. (Johann Philipp) Becker selbst, oder ein ganz zuverlässiger Freund von ihm, oder Mr. Lesley, wenn er noch in Genf, wird die Güte haben, die Reise für mich zu machen.

Wie hat denn Rüstow die Helene gesprochen? Können Sie es auf demselben Wege? Lassen Sie Rüstow gleich zu Sich kommen und Sich von ihm Alles, wie es mit Helenen steht, und ob sich bei ihr durch den Amberny'schen Brief Etwas verbessert, oder ob ihr „„ganz schlechter"" Brief schon die Antwort auf ihn war, und was die „„weitläufigen Erklärungen"" bedeuten, und was seitdem etwa noch —mir unbekannt— vorgegangen, ausführlich und bestimmt schildern. Ich reise wahrscheinlich Montag früh 6 Uhr von hier ab und bin dann Dinstag abends in Genf. Ich könnte schon Sonntag reisen, verliere aber absichtlich den Tag, um Ihnen einen Tag mehr Vorsprung zum Sprechen mit Helenen zu geben. Ich erwarte in Folge meiner heutigen Depesche morgen telegraphische Anzeige von Ihnen, in welchem Hotel (Hôtel des Bergues oder wo sonst) Sie in Genf sein werden. Von der Schweiz telegraphire ich Ihnen dann noch, ob wir direkt nach Genf kommen, oder ob Sie (und Rüstow) in Nyon auf der Eisenbahn=Station bleiben sollen, um dort nöthigenfalls zu übernachten und vor unserm Einrücken in Genf Kriegsrath zu halten.

Depeschen von Ihnen treffen mich bis Sonntag abends und nachts sicher hier.

Von Montag früh müssen Sie jede Depesche nach 4 Orten aufgeben, nämlich: nach hier, Hotel Oberpollinger, weil ich doch möglicherweise noch hier bin; 2) nach Lindau, Bahnhofs=Büreau restante; 3) nach Olten, Bahnhofs=Büreau restante; 4) nach Bern, Bahnhofs=Büreau restante.

Nun leben Sie wohl! Es gibt keine Gerechtigkeit, wenn ich dieses Weib nicht erlange. Denn so hat sich noch nie ein Mensch für ein Weib abgequält, abgehärmt, abgezehrt!

Schon die physische Arbeit — ich habe heute vielleicht 60 Briefseiten geschrieben — Alles in Todesangst — würde aufreiben, geschweige diese furchtbare Pein.

Mehr todt als lebendig, Ihr

F. L."

Nachstehend lassen wir nun die telegraphischen Depeschen folgen, die so lange als Lassalle noch in München blieb, entweder bei ihm eintrafen oder von ihm abgesandt wurden.

Telegramm Nr. 2388.

„Bern, den 20. August 1 Uhr.

Herrn Lassalle in München.

Reise gleich Genf. Hotel Metropole; schreibe heute Brief; jedenfalls abwarten; dort bleiben.

Sophie."

Antwort:

Telegramm Nr. 735.

„München, 20. August.

An Gräfin Hatzfeldt in Genf.

Darf ich nicht vor Ankunft Ihres Berichtes abreisen? Montag oder Dinstag? Habe wichtige Demarche in Händen. Briefinhalt ja mündlich mittheilbar; nur nöthig, daß Sie vor meiner Ankunft Henri eindringlich gesprochen haben. Telegraphische Antwort. Ferdinand".

Telegramm Nr. 10,537.

„Genf, 20. August 1864.

Ferdinand Lassalle. München, Hotel Oberpollinger.

Henri's Brief vor Lesung des Deinigen geschrieben, nach Lesung aber folgte mündliche Bestätigung. Will noch hoffen. Schreib Henri, würdest frühere Briefe nur persönlich zurückgeben. Wilhelm."

Antwort: Telegramm Nr. 728.

„München, 20. August 1864.

Hältst Du Henri's Willen für innerlich geändert oder bloß gebrochen? Telegraphische Antwort. Am 18. abgesandter Brief noch nicht da. Gestern Dir und Henri gemeinschaftlich geschrieben. Abendbrief gib Henri nicht, wenn Du im Geringsten Verrath seines wichtigen Inhalts befürchtest, sondern erwarte dann zuvor Dir abgesandten Brief vom 20.

Julian."

Telegramme 10,080.

„Klein-Wabern, le 17 août 1864.

Mons. Ferd. Lassalle.

J'arrive d'un voyage, aucunes nouvelles récentes, je vous envoie lettres. Gemma Arson."

Antwort: Madame Arson.

„19 août.

Lettre reçue. Soyez benie, faites ce que Comtesse vous priera, après qu'elle aura reçu ma lettre d'hier qu'elle doit attendre à Berne. Vous bénirai toujours."*)

---

*) Zu Deutsch: „Kleinwabern, den 17. August 1864. Herrn Ferd. Lassalle. Ich lange von einer Reise an, keine frischen Nachrichten, ich schicke Ihnen Briefe. Gemma Arson."

Antwort: „An Frau Arson. Brief empfangen. Seien Sie gesegnet. Thun Sie,

Nachdem die Gräfin Hatzfeldt in Genf eingetroffen war, bekehrte sie ihren Freund Rüstow zu ihrer Ansicht, daß Lassalle nicht nach Genf kommen dürfe. Dieser dagegen, welcher der Gräfin nicht ganz traute, wollte sich nicht fern halten lassen, sondern selbst am Platze sein, um die Entscheidung herbeizuführen. Es wurden nun in Folge hiervon folgende Depeschen ausgetauscht:

Rüstow an Lassalle.
Telegramm Nr. 12, 428

„Genf, 21. August 1864,

Ferdinand Lassalle. München, Hotel Oberpollinger. Sophie eben Brief erhalten, ich noch nicht. Wir sagen Dir: sistire Deine Notar-Maßregeln. Jetzt geradezu gefährlich. Alles hängt an Henri. Erwarte dort unsre Briefe. Laß Sophie absolut nothwendige Zeit. Kaltes Blut.

Wilhelm."

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle.
Telegramm Nr. 12,087.

„Genf, 21. August.

München bleiben, bis ich telegraphire. Hier schaden. Heinrich noch nicht gesehen. Brief heute. Sophie."

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt.
Telegramm Nr. 734.

„München, den 21. August.

Abreise nicht länger als Dinstag, spätestens Mittwoch verschieben. Beauftragter*) — siehe Brief nach Genf, poste restante — drängt. Eilen Sie, Haupt-Terrain zu verbessern, eventuelle Verbesserung sofort telegraphiren, damit dann noch Dinstag ohne Ihren Brief reise.

Ferdinand."

Rüstow an Lassalle.
Telegramm Nr. 12,166.

An Ferdinand Lassalle. Hotel Oberpollinger, München. — Heute beim Wallachen. Brief unterwegs an Dich, Furcht ist da, keine Besserung.

Wilhelm."

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt.
Telegramm Nr. 762.

„München, den 21. August.

Muß Dinstags mittags absolut reisen. Bin Mittwoch früh 10 Bern, Bernerhof, um 2 weiter nach Genf. Inhalt des Genfer Briefs mir nochmals nach Bern, Bernerhof, Hôtel restante, schreiben, weil ihn vielleicht verfehle. Wir können auch in Genf einen Tag inkognito sein und Anwesenheit also nicht schaden! Telegraphische Antwort.

Ferdinand."

---

worum Sie Gräfin ersuchen wird, nachdem sie meinen gestrigen Brief, den sie in Bern abwarten soll, empfangen hat. Werde Sie stets segnen."

Die Briefe, welche Lassalle zugeschickt erhielt, waren jene von Helenen an Frau Arson unterm 5. und 6. August geschriebenen. Der begleitende Brief der Arson bietet wenig Interesse.

*) Dr. Haenle.

Sophie von Hatzfeldt und Rüstow an Lassalle.
Telegramm Nr. 12,639.

„Genf, 22. August 1864.

An Ferdinand Lassalle. München, Hotel Oberpollinger. — Ueber Verhältnisse im Irrthum. Henri schlimmer, unverschämter als irgend denkbar. Hat Sophien frech aus freiem Willen jede Antwort verweigert, überhaupt von Zwang nicht die Rede. Maßregel notarieller Vorladung, um vermeintlichen Zwang zu beseitigen, kann jetzt nur zu entschieden erklärtem Nein Henri's führen. Also damit bis zuletzt zurückhalten. Vater pocht noch auf seine Stelle, gibt Henri Vorwand, sich für diese Stellung zu opfern; diesen Vorwand entziehen. Vater Furcht einjagen, jetzt Hauptsache. Also das Wichtigste Brief vom Chef des Vaters an ihn folgenden Inhalts: Beim Chef angelangte Denunziation gegen Vater kompromittire dessen Stellung, schriftliche Beweise lägen vor, vollständiges Recht Julians, unglaubliches Benehmen Henri's; leider seien schon Dinge geschehen, die mit öffentlicher Stellung kaum vereinbar; Chef fordere entschieden vom Vater, Lösung in Julian vollkommen genugthuender Weise zu befördern, Skandal zu vermeiden, der nur (sic!) auf Vater und Henri zurückfalle. Haenle's schleunige Herkunft vortrefflich und unerläßlich. Sobald Du den Brief erlangt, schleunigst mit Haenle herkommen.

Sophie. Wilhelm."

Erst vor zwei Tagen hatte Rüstow an Lassalle telegraphirt: „Schreib Henri, würdest frühere Briefe nur persönlich zurückgeben." Lassalle war diesem Wunsche nachgekommen. Dieses vor zwei Tagen abgefaßte Telegramm hatte zur Voraussetzung, daß Lassalle's Anwesenheit in Genf nothwendig sei. Plötzlich aber (nach der Ankunft Sophiens) ändert Rüstow seine Ansicht und ersucht Lassalle, in München zu warten. Das am 22. August gemeinschaftlich mit Sophien von Rüstow abgesandte lange Telegramm stand also zu Rüstows früherem Telegramme im eklatanten Widerspruche, denn Lassalle sollte durch dasselbe in München zurückgehalten werden. Ferner stand es im Widerspruche zu sich selber, insofern es am Anfang das Verschieben der notariellen Maßregel für völlig nothwendig erklärte, dagegen am Ende „Haenle's schleunige Herkunft vortrefflich und unerläßlich" nannte. Zwischen den Zeilen war zu lesen, daß Haenle einstweilen ohne Lassalle kommen sollte; doch stand hintennach der gute Rath: „Sobald Du den Brief erlangt, schleunigst mit Haenle herkommen." Gegen eine solche konfuse Rathgeberei hatte Lassalle allen Grund auf der Hut zu sein und seine Abreise zu beschleunigen. Es kam hinzu, daß durch die Zusendung dieses langen Telegramms, worin Helenens Wille für vollständig frei erklärt ward, eine große Unvorsichtigkeit begangen wurde. Denn die telegraphischen Depeschen wurden in Baiern alle der Regierung mitgetheilt und von dieser gelesen. Was mußte nun der Minister des Auswärtigen, der soeben das offiziöse Kommissariat angeordnet hatte, von der Sache denken, wenn er erfuhr, daß er (der Chef des schweizerischen Gesandten) als Mittel benutzt werden sollte, um Herrn von Doenniges einzuschüchtern, weil Helenen kein Zwang angethan sei?

Lassalle war wüthend und rüstete sich auf der Stelle zur Abreise nach Genf. Seine telegraphische Antwort lautete:

Lassalle an Gräfin Hatzfeldt.
Telegramm Nr. 814.

„München, 22. August.

Comtesse Hatzfeldt. Hôtel Métropole. Genève. — Meisterhafte Depesche! Redaktion von unvergleichlicher Vorsicht! Sublimer Verstand! Außerdem nun mich über zwei Tage umsonst zurückgehalten! Meine Absicht ohnehin längst diese, und Brief halb und halb dazu hinreichend. Wir treffen Mittwoch früh 10 Uhr Bern, abends 7 Uhr Genf ein. Erst mich allein sprechen. Julian."

Diese Depesche blieb natürlich nicht ohne Erwiderung. Letztere nebst zwei andern Depeschen folgt nachstehend.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle.
Telegramm Nr. 12,956.

„Genf, 22. August 1864.

Herrn Lassalle. München, Hotel Oberpollinger. — Durchaus nicht jetzt Notarmaßregel. Wollen Sie entschiedenes Nein von Henri selbst am Arm des Wallachen? Alles wäre ganz verloren. Ruhe, Zeitgewinn. Einschüchterungen geben Hoffnungen des Gelingens. Heute noch einmal Depesche ausführlich. Dort bleiben. Sophie."

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt.
Telegramm Nr. 788.

„München, 22. August.

An Gräfin Hatzfeldt in Genf, Hotel Metropole. — Kann Notarschritt dort sistiren, unmöglich aber Abreise über Dinstag hinausschieben. Steht nicht bei mir.

Ferdinand."

Sophie von Hatzfeldt und Rüstow an Lassalle.

„Genf, 22. August.

An F. Lassalle. Glaube uns dieses Eine Mal (sic!). Kannst von hiesiger Lage keinen Begriff haben.

Sophie und Wilhelm."

Somit erschien nun bald Lassalle selbst an Ort und Stelle, um die Entscheidung herbeizuführen. Ehe wir jedoch gegenwärtiges Kapitel schließen, müssen wir noch einige Briefe nachtragen, die Lassalle in München empfing oder schrieb. Zuvörderst müssen wir die Briefe des Berliner Rechtsanwalts Holthoff kennen lernen, weil sie dazu beitrugen, Lassalle in dem Glauben zu bestärken, daß er Helene wieder gewinnen könne. Sie lauteten:

Die drei Briefe Holthoff's an Lassalle.

„Berlin, den 15. August.

1) „Lieber Freund!

Am Freitag abends bin ich auf einige Tage von hier verreist und kehre soeben, Montag nachmittags, zurück, um vier Briefe zu finden, die

mich im höchsten Grade bekümmern; drei von Ihnen, der letzte mit einem Couvert vom 11. Ich thue für jetzt Nichts, bevor ich nicht eine weitere Antwort von Ihnen habe. Der vierte von Helenen, ohne Datum in Bex am 9. auf die Post gegeben — nun erst datirt! — 8. August im Gebirge auf der Reise — meldete im strengsten Geschäftsstyl, ohne auch nur die gewöhnlichsten Höflichkeitsformen, daß sie Alles zurücknehme, was sie mir anfangs August aus Bern geschrieben. Der Brief ist augenscheinlich unter dem äußersten Druck abgefaßt, mit rothen Lettern, die mir wie aus ihrem Herzen getropft erscheinen.

Das arme Kind! Warum konnte ihr diese Tragödie nicht erspart werden! Ich glaube, Sie müssen in Ruhe abwarten, so unmöglich Ihnen auch das erscheinen mag. Es wird die Zeit kommen, und nicht einmal Wochen können darüber vergehen, wo Sie die Partie in der Hand haben.

An eine plötzliche Heirath mit dem Wallachen ist nicht zu denken. Er ist nicht in der unabhängigen Stellung, einen solchen Schritt thun zu können. Sie werden zum Ziel kommen, dafür bürgt mir Ihre Energie. Ihr

Holthoff."

2) „Berlin, den 17. August.

Lieber Freund!

Als ich Montag mittags nach zweitägiger Abwesenheit ankam, fand ich drei Briefe von Ihnen, einen von Helenen vor.

Der letzte, datirt: den 8. auf der Reise im Gebirge, zur Post gegeben in Bex, meldet mir in der sterilsten, jeder Courtoisie entbehrenden Form, daß sie Alles, was sie mir anfangs August aus Bern geschrieben, freiwillig und aus Ueberzeugung widerrufe.

Es ist offenbar das Diktat des Vaters, und nach Ihren Mittheilungen habe ich auch den Schlüssel für die Möglichkeit eines solchen Schritts. Was soll das arme Kind der rohen Gewalt gegenüber thun, als nachgeben mit der Reservation, die Fesseln abzuschütteln, sowie der Moment gekommen ist? Und er wird kommen. Sie müssen aber Geduld haben.

Dem Vater habe ich nicht geschrieben, weil ich nicht weiß, ob Sie es nach dem Brief von Helenen noch gerathen finden. Die Besorgniß einer übereilten Heirath mit dem Wallachen liegt nicht vor. Er ist nicht so unabhängig, daß er einen solchen Schritt thun könnte. Meine Meinung ist daher — da Sie auch, wie ich leider erwarte, in München Nichts erreichen werden — ruhig Ihre Stunde abzuwarten, die nicht lange ausbleiben kann.

Sie sind wohl Mann genug dazu, Sich zur Wehr zu setzen und Sieger zu bleiben, wäre es nicht anders, mit verstümmelten Gliedern. Ihr

Holthoff."

„Berlin, den 20. August.

3) Lieber Lassalle!

Der alte D(oenniges) ist Nichts weiter, als ein vollständiger Egoist. Einzig und allein die Besorgniß, durch die Heirath in seiner Stellung kompromitirt

zu werden, ist — nach meiner Ueberzeugung — der Grund, warum der Herr Gesandte einen so unverschämten Lärm schlägt. Dagegen kann nun allenfalls vielleicht sein vorgesetzter Minister — von Schrenk — helfen. Vor Allem aber scheint es mir nöthig, daß Sie Sich über die Stimmung Helenens vergewissern. Ich zweifle zwar nicht daran, daß ihr der Brief an mich abgepreßt war. Sie hat aus List oder der Gewalt weichend geschrieben.

Möglich ist es aber immerhin, daß sie sich in einen wahren Taumel der Kindesliebe hat hineinschrecken lassen. Mein Rath ist, daß Sie, die angeknüpfte Verbindung benutzend, ihr einen Brief in die Hand spielen und von ihr selbst eine Erklärung ihrer Handlungsweise zu erhalten suchen.

Nach Genf würde ich an Ihrer Stelle nicht gehen. Auch können Sie vor der Hand wohl nur auf briefliche Mittheilung rechnen, und darum ist Ihre persönliche Anwesenheit nicht nöthig.

Daß Helene in Genf ist, wissen Sie gewiß? Mit ihren Verwandten hier fehlt mir zur Zeit jede Verbindung.

Zunächst müssen Sie wissen, was denkt, was will sie.

Geben Sie baldige Nachricht

Ihrem

Holthoff."

Der Brief, welchen Rüstow von Helenen für Lassalle empfangen hatte, lautete:

„Sr. Wohlgeboren Herrn Lassalle!

Nachdem ich mich von ganzem Herzen und in tiefster Reue über die von mir unternommenen Schritte wieder mit meinem verlobten Bräutigam Herrn Janko von Rackowitz ausgesöhnt und dessen Liebe und Verzeihung wieder gewonnen habe; nachdem ich davon auch Ihrem Rechtsanwalt Herrn Holthoff in Berlin Nachricht gegeben habe, bevor ich dessen abmahnenden Brief (sic) erhielt, — erkläre ich Ihnen freiwillig und aus voller Ueberzeugung, daß von einer Verbindung zwischen uns nie die Rede sein kann, daß ich mich von Ihnen in jeder Beziehung lossage und fest entschlossen bin, meinem verlobten Bräutigam ewige Liebe und Treue zu widmen.

Helene von Doenniges."

Wie oben mitgetheilt wurde, hatte Rüstow angerathen, Lassalle sollte an Helene schreiben, daß er ihr ihre Briefe nur persönlich zurückgeben werde. Hierdurch hatte Rüstow Helene zu einer Zusammenkunft mit Lassalle bewegen zu können geglaubt. Dieß veranlaßte den nunmehr halbwegs enttäuschten Lassalle zu nachstehender Antwort:

Lassalle an Rüstow.

„München, 20 August.

O Freund, armer Freund! Welche traurigen Depeschen mußt Du mir erlassen! Ist solcher Verrath je dagewesen? Habe gerade ich das verdient, das treueste Herz dieser Erde!

Höre!

1) Hier hast Du den Brief, den Du für Helene forderst, daß ich ihr ihre Briefe jedenfalls nie anders als persönlich zurückgeben würde.

Ist das Deine ganze Hoffnung— wie schwach ist sie!

2) Gestern schrieb ich Dir einen Dir und Helenen gemeinsamen Brief. Du darfst ihn aber Helenen nur lassen, wenn Du ganz sicher bist, daß Helene nicht verräth, was drin steht, und ihn ausliefert. Bist du nicht ganz sicher, so darfst Du ihn ihr keinenfalls lassen, sondern höchstens vorlesen. Und fürchtest Du, sie werde verrathen, so darfst Du ihn ihr auch nicht einmal vorlesen, denn des Ministers Demarche, Haenle's Ankunft mit des Ministers Brief, darf keinenfalls dem alten Doennigers verrathen werden, Sie muß ihn überraschen wie ein Blitz aus heitrer Luft, sonst verpufft sie wirkungslos.

Bist Du also nicht ganz sicher, daß Helene — jetzt ist Alles zu befürchten — nicht verräth, so theile ihr auch nicht einmal den Inhalt des Briefes mit.

Den hier beiliegenden aber gib ihr jedenfalls.

3) Deinen und Helenens Brief habe ich — Sonnabend nachmittags $4^1/_2$ Uhr — noch immer nicht erhalten, obschon Du ihn am 18. abgeschickt, und es ist heut der 20.

4) Heute bekommen wir des Ministers Brief, und ich hätte, wenn ich gewollt hätte, schon morgen (Sonntag) oder jedenfalls Montag reisen können und müssen, habe aber, damit Du und die Gräfin noch Zeit haben, die Abreise auf Dinstag (früh 6 Uhr) verschoben; denn Du begreifst, daß durch Haenle's Mission noch viel mehr verdorben wird, wenn Helene ihm wirklich erklärt: Ich will ihn nicht mehr.

Jetzt bekomme ich sogar aber noch folgende Depesche der Gräfin: Ich Reise gleich Genf; Hotel Metropole; schreibe heute Briefe; jedenfalls abwarten; dort bleiben. 20. August, 1 Uhr.

Dieß scheint mir zu zeigen, daß auch sie erst das bei Helene verlorene Terrain wiederherstellen will. Ich werde also die Abreise bis zu Mittwoch früh 6 Uhr (denn ihr Brief von heut kann erst Dinstag früh 9 Uhr hier sein), obwohl höchst ungern, verschieben. Es ist um so schwieriger, als Haenle, der später keine freie Zeit mehr hat, gegen Verschiebung ist.

Erlebst Du nur irgend ein Zeichen von Besserung in Helenens Gesinnung für mich, so telegraphire mir sofort: „„Besserung da, komme gleich!““ Damit ich dann, je nachdem Deine Depesche eintrifft, noch Dinstag oder Montag abreise

Und glaubst Du, daß Hopfen und Malz an ihr verloren, so telegraphire mir: „„Zeitverlust überflüssig.““ Ich komme dann auch gleich mit Haenle!

Ich Unglücklicher! Ich hätte nicht verdient, auf eine so Unwürdige zu treffen.

F. Lassalle.“

Für Helene war dieser Brief eingelegt:

Lassalle an Fräulein von Doenniges.

„München, 20. August.

Helene!

Ich schreibe Dir den Tod im Herzen. Rüstow's Depesche hat mich tödtlich getroffen. Du, Du verräthst mich! Es ist unmöglich! Noch, noch kann ich an so viel Felonie, so furchtbaren Verrath nicht glauben. Man hat Deinen Willen vielleicht momentan gebeugt, gebrochen, Dich Dir Selbst entfremdet; aber es ist nicht denkbar, daß dieß Dein wahrer, Dein bleibender Wille sei. Du kannst nicht jede Scham, jede Liebe, jede Treue, jede Wahrheit von Dir geworfen haben bis zu diesem äußersten Grade! Du würdest in Verruf gebracht und entehrt haben Alles, was Menschenantlitz trägt— Lüge wäre jedes bessere Gefühl, und wenn Du gelogen hast, wenn Du fähig bist, diesen letzten Grad der Verworfenheit zu erreichen, so heilige Eide zu brechen und das treueste Herz zu zerstören — unter der Sonne gäbe es Nichts mehr, woran irgend ein Mensch noch glauben dürfte!

Du hast mich mit dem Willen erfüllt, nach Deinen Besitz zu ringen; Du hast gefordert, zuerst alle konvenablen Mittel zu erschöpfen, statt Dich von Wabern zu entführen; Du hast mir die heiligsten Eide mündlich und brieflich geschworen; Du hast mir noch in Deinem letzten Schreiben erklärt, daß Du Nichts, Nichts bist, als mein liebendes Weib und keine Gewalt der Erde Dich abhalten soll, diesen Entschluß auszuführen.— — Und nachdem Du dieses treue Herz, das, wenn es sich einmal ergibt, sich für immer ergeben hat, gewaltsam an Dich gezogen — schleuderst Du mich, nachdem der Kampf kaum begonnen, nach vierzehn Tagen hohnlachend in den Abgrund, verräthst und zerstörst mich? Ja, es wäre Dir gelungen, was nie einem Schicksal gelang, Du hättest den härtesten Mann, der allen äußern Stürmen stand ohne zu zucken, zertrümmert, zerbrochen!

Diesen Verrath könnte ich nicht überwinden! Ich wäre von Innen heraus getödtet! Es ist nicht möglich, daß Du so ehrlos, so schamlos, so pflichtlos, so ganz und gar schändlich und unwürdig bist! Du würdest meinen furchtbarsten Haß und die Verachtung einer Welt verdienen!

Helene! Es ist nicht **Dein** Entschuß, den Du Rüstow mitgetheilt hast. Durch Mißbrauch guter Gefühle hat man ihn in Dir hervorgerufen! Du würdest ihn— höre, o höre mein Wort!— wenn Du jetzt an ihm festhieltest, beweinen Dein Lebelang!

Helene, treu meinem Wort „je me charge du reste“ sitze ich hier und thue alle Schritte, den Widerstand Deines Vaters zu brechen. Bereits habe ich treffliche Mittel in der Hand, die gewiß nicht wirkungslos bleiben. Und führten **sie** nicht zum Ziel, noch besitze ich tausend und tausend Mittel und will alle Hindernisse zu Staub zerreiben, wenn Du treu bleibst; denn weder meine Kraft, noch meine Liebe zu Dir hat Gränzen: Je me charge toujours du reste! Die Bataille ist ja kaum engagirt, Kleinmüthige!

Und während ich hier sitze und Unmögliches bereits erreicht habe, verräthst Du mich dort auf die Schmeichelworte eines andern Mannes!

Helene! Mein Schicksal steht in Deiner Hand! Aber wenn Du mich zerbrichst durch diesen bübischen Verrath, den ich nicht überwinde, so möge mein Loos auf Dich zurückfallen und mein Fluch Dich bis zum Grabe verfolgen! Es ist der Fluch des treuesten, von Dir tückisch gebrochenen Herzens, mit dem Du das schändlichste Spiel getrieben. Er trifft sicher!

Nach Rüstow's Depesche willst Du Deine Briefe zurück. Du würdest sie jedenfalls niemals anders bekommen, als von mir nach einer persönlichen Unterredung. Denn jedenfalls noch einmal will und muß ich Dich persönlich und allein sprechen. Ich will und muß das Todesurtheil aus Deinem eignen Munde hören. Nur so werde ich glauben, was sonst unmöglich scheint!

Ich betreibe hier weiter die Schritte, Dich von hier aus zu erringen, und komme dann nach Genf!

Mein Loos über Dich, Helene!

F. Lassalle."

Vorstehender Brief wurde nicht an Helene abgegeben, obwohl er allein noch im Stande gewesen wäre, auf sie Eindruck zu machen. Zwar hatte Lassalle an Rüstow geschrieben: „Den hier beifolgenden aber gib ihr jedenfalls;" und die eindringliche Sprache des Briefes sollte Helene für ihre vor dem Notar abzugebende Willenserklärung vorbereiten: allein auf Rüstow machte jetzt die Gräfin Hatzfeldt ihren verderblichen Einfluß geltend und verhinderte den zum Gelingen des offiziösen Kommissariats Dr. Haenle's nöthigen Schritt. Wenn somit, wie wir sehen werden, einestheils die Gräfin Hatzfeldt mit ihrer wilden Beredtsamkeit Helene nicht bearbeitete, während anderntheils das einzige Schreiben, welches auf die Geliebte hätte einwirken können, nicht überreicht wurde: so mußte, da ohnehin die Sache sehr ungünstig stand, Alles fehl schlagen und Lassalle zur Verzweiflung getrieben werden.

An Rüstow sandte Lassalle noch einen Brief ab, aus dessen Eingange wir eine Stelle auslassen, durch die Rüstow, um in Lassalle's Namen von Helenen Besitz zu ergreifen, zu Etwas ermächtigt wird, das nicht mit den gewöhnlichen Ansichten von reiner Liebe im Einklange steht, außerdem auch wegen des Preßgesetzes nicht druckfähig ist. Lassalle hatte jetzt schon Helenens Absagebrief erhalten, gab aber deßhalb noch nicht alle Hoffnung auf. Sein Brief an Rüstow ist psychologisch wichtig, weil er uns zeigt, was für einen Eindruck der Absagebrief auf ihn gemacht hatte.

Außerdem ist der betreffende Brief auch noch deßhalb bemerkenswerth, weil Lassalle von Holthoff den Verdacht der Doppelzüngigkeit und Intrigue, den das Absageschreiben Helenens auf denselben geworfen hat, abzuwälzen sucht. Hören wir also Lassalle schriftlich sprechen:

Lassalle an Rüstow.

„Sonntag, 21. August abends.

Lieber Freund!

Ich bekomme eben Deinen Brief vom 19.*)

Ich approbire Alles, wenn es nur sicher hilft. Entführung: mit List, mit Gewalt. Ja selbst, daß Du — — — — —

Jedes Mittel, das sicher hilft, ist mir nicht nur recht, sondern auch absolut gleich.

Lege Dich daher auf die großen Mittel. Nur müssen sie freilich ganz sicher sein, damit sie nicht bloß verderben, was ich hier erlangt habe.

Holthoff thust du Unrecht. Er hat den „„abmahnenden"" Brief nicht geschrieben, den Helene in jenem Brief (dem Absagebrief) ihm unterschiebt. Er ist vielmehr entrüstet über die Familie und thut, was er kann: das ist aber freilich so gut wie gar Nichts.

Sophie schreibt, Madame Arson habe ihr alles Mögliche versprochen; und die Gräfin scheint sich darauf zu verlassen.

Den Brief des Ministers haben wir in der Hand und wären schon heut abgereist, wenn die Gräfin mich nicht durch ihre Depeschen zurückhielte. Sie telegraphirt mir, ich solle durchaus hier bleiben, könne dort nur schaden.

Aber Dinstag mittags muß ich absolut — Haenle's wegen — von hier abreisen, bin Mittwoch 10 Uhr 34 Minuten im Bernerhof zu Bern und frage dort nach Briefen und Depeschen Hôtel restante, und lange dann mit dem um 2 Uhr abgehenden Zuge (7 Uhr) in Genf an.

Ist es absolut nothwendig, so kann von Bern aus Dr. Haenle auf ein bis zwei Tage ins Berner Oberland gehen, das er gern sehen will, und ich Mittwoch abends allein und inkognito im Hotel Metropole in Genf eintreffen.

Darüber erwarte ich also, wie ich schon heut der Gräfin telegraphisch angedeutet, Briefe oder Depeschen im Bernerhof.

Alles handelt sich darum, Helene wieder zu gewinnen. Mit dem Alten würde ich sicher fertig werden. Alles handelt sich darum also, daß die Gräfin mit Helenen spricht. Die wird sie schon verarbeiten! Und ebenso darum ihr meine neuesten Briefe — auch noch den alten silberpapiernen — soweit mitzutheilen, als nicht aus denselben die hiesige Demarche hervorgeht. Denn in dem jetzigen Augenblick hat man sie in einen solchen Taumel von Kindesliebe hineingesprochen, daß ich sie sogar für fähig halte, die hiesige Demarche dem Alten zu verrathen, und dann kann er sich gegen sie gardiren und sie ist verloren.

Wohl aber muß man Helenen mittheilen, daß die Hülfe von hier nahe sei und ihr so wieder Muth machen.

Denn Hoffnungslosigkeit erklärt die Hälfte ihres Zustandes.

---

*) Die von Rüstow nach München geschriebenen Briefe werden wir im folgenden Kapitel kennen lernen. Der hier genannte Brief war am 18. geschrieben, aber wahrscheinlich erst am 19. abgegangen.

Der Alte hat Dir gegenüber jeu serré gespielt — aber ein ganz verlogenes Spiel. In den Briefen Helenens an die Arson heißt es: „On ouvre toutes mes lettres, — — je suis enfermée depuis jeudi matin — — je pars on plutôt on me part etc.“ Das ist Sequestration pure et simple. Zugleich ruft sie in der erschütterndsten Weise den Tod herbei — ist aber schon gebrochen. Warum setzte ich sie Kämpfen aus? Ich bin der Esel! Dabei bleibt es.

Du hast Dich bei Doenniges sehr gut benommen. Vor allen Dingen stelle eine Briefverbindung her.

Dein trostloser

F. Lassalle.“

Nun folgten die bereits mitgetheilten telegraphischen Depeschen, worin Rüstow mit der inzwischen nach Genf gelangten Sophie von Hatzfeldt Lassalle zu bewegen sucht, nicht an Ort und Stelle zu kommen, sondern der Gräfin das Feld allein zu überlassen. Rüstow und Sophie telegraphirten an Lassalle: „Glaube uns nur dieses Eine Mal!“ Allein er glaubte nicht.

Lassalle reiste am 23. August von München ab. Unterwegs sandte er folgende Depesche nach Genf:

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt.

Telegramm Nr. 2190.

„Olten, 24. August, 7 Uhr 20 M. vormittags.

Gräfin Hatzfeldt in Genf. Passiren eben Olten, um 7 Uhr in Genf, zwei gute Zimmer für mich und Begleiter; will Sie und Wilhelm zuerst allein sprechen.

Ferdinand.“

Sechstes Kapitel.

Die Vorgänge in Genf während Lassalle's Münchener Abwesenheit.

Die Abwesenheit Lassalle's von Genf dauerte elf Tage. Es muß uns daran gelegen sein, genau zu kennen, was sich mittlerweile daselbst zutrug. Als Lassalle Genf verließ, wußte er positiv, daß Helene verreist war. Indem er jedoch die Möglichkeit voraussetzte, daß sie nebst der Familie bald zurückkehrte, setzte er Rüstow zu seinem Bevollmächtigten ein und ließ durch denselben die Situation scharf überwachen. Die Rüstow ertheilte Vollmacht ist uns bereits ihrem Wortlaut nach bekannt. Wir wissen auch, daß Dr. Arndt nach Berlin gereist war, um den verlobten

Bräutigam Helenens, den Walachen Janko von Rackowitz, herbei zu holen, damit zwischen diesem und Helenen eine Aussöhnung erfolge und der Bruch mit Lassalle vollständig und unheilbar werde. Dr. Arndt kam mit dem Bräutigam in Wallis an, wo Helene und Janko sich einander Erklärungen gaben, sich verständigten und schließlich, da alte Liebe nicht rostet, einander entzückt in die Arme fielen. Nun kam die Familie Doenniges, Helene mit eingeschlossen, zurück nach Genf. Begreiflicherweise kam auch der Bräutigam und Dr. Arndt mit herbei, die beide im Hause des Herrn von Doenniges, in der Campagne Vaucher, sich niederließen. Warum hätte Helene auch, wie sie in ihrem glühenden Briefe vom 26. Juli aus Wabern an Lassalle nach Rigi geschrieben, „mit kalter Hand ein treues Herz, das ihr mit wahrer Liebe ergeben war, tödten“ und „mit krassem Egoismus einen schönen Jugendtraum, der — verwirklicht — das Glück, das Lebensglück eines edlen Menschen machen“ konnte, vernichten sollen?! Während also Lassalle bei dem Bischof von Mainz und bei dem baierischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Helene aus der vermeintlichen brutalen Gewalt ihres Vaters zu befreien Schritte that, schwelgte Helene in den Freuden erneuter Liebe mit Janko von Rackowitz.

Um Rüstow bei Helenen einzuführen, hatte Lassalle folgendes Schreiben bei seiner Abreise ihm zugestellt:

Lassalle an Helene von Doenniges.

„Genf, 12. August.

Helene!

Der Uebersender dieser Zeilen ist mein Freund, der Oberst Rüstow, der mich g a n z v e r t r i t t und dessen Anweisungen Du nachzukommen hast, wie meinen eignen. Er hat überdieß zwei wichtige Briefe von mir für Dich, wird Dir aber zuerst nur diesen Zettel zukommen lassen.

F. Lassalle.

Sowie Rüstow Deine schriftliche Antwort hat, daß Du diesen Brief richtig erhalten, empfängst Du die beiden Briefe von ihm, die ich ihm zu diesem Zweck gelassen. Erst den einen, dann den zweiten, nachdem er wieder über jenen schriftliche Empfangsanzeige von Dir hat. — Antworte Rüstow ausführlich, sodaß er schon aus dem Inhalt erkennen kann, daß der Brief w i r k l i c h von Dir kömmt. Mit ihm kannst Du A l l e s ohne jede gêne besprechen, er ist mein alter ego!

F. L.“

Rüstow schrieb demzufolge, indem er die Lassalle'schen Schreiben zu besorgen beflissen war, an das Fräulein:

Rüstow an Helene von Doenniges.

„Ich bitte Sie, m e i n e G n ä d i g s t e, mir eine Zeile Antwort für Lassalle zugehen zu lassen. Er ist in Verzweiflung. Sei die Antwort, welche sie wolle. G e w i ß h e i t ist am Ende weniger tödtlich, als die Qual der U n g e w i ß h e i t. Er glaubt an Sie. Sagen Sie mir, ob er ein Recht dazu hat.

Für den Fall, meine Gnädige, daß es Ihnen unmöglich wäre, durch die Ueberbringerin Antwort an mich gelangen zu lassen, bitte ich Sie, es in einem Brief unter der Adresse

A B C 12

poste restante Genève

zu thun; ich werde morgen, Donnerstag mittags, auf der Post nachfragen, dann wieder übermorgen. Ich mag die wichtigen Briefe, deren auch Mr. Lesley einen hat, nicht eher zukommen lassen, als bis ich sicher bin, daß Sie überhaupt antworten können.

Rüstow."

Kaum war die Familie Doenniges nach Genf zurückgekehrt, als Rüstow, der strenge Wache hielt, davon benachrichtigt wurde. Da er seine Karte beim Grafen Kayserlingk abgegeben hatte, besuchte ihn dieser. Ebenso kam zu ihm Dr. Arndt, dessen Angelegenheit — er sollte Lassalle beleidigt haben — bald beigelegt wurde. Dr. Arndt legte nämlich in die Hände Klapkas eine Erklärung, welche Lassalle zur vollständigen Genugthuung gereichen mußte.

Rüstow erstattete Lassalle über seine Thätigkeit nachstehende Berichte.

Rüstow an Lassalle.

„Genf, 15. August.

Lieber Lassalle!

Ich komme soeben von der Insel Rousseau, wo ich ein Rendez-vous mit Madame N. N. hatte — um 4 Uhr, also bei hellem Tage. Welchem Verdacht ich mich aussetze, Gott, der in das Inwendige der Menschen sieht, weiß es allein und kann begreifen, welche Opferfähigkeit ich beweise!

Die allgemeinen Mittheilungen der N. N. stimmen mit dem Sonstigen überein — im Speziellen behauptet sie zu wissen, daß Helene nicht mit der ganzen Gesellschaft am Mittwoch zurückkommen, sondern 14 Tage länger ausbleiben wird — und sie behauptet ferner zu wissen, wo Helene sei. Lesley, der heut morgen bei mir war, sagt: Madame Arson wollte Freitag, den 12., nach Wabern zurückkommen. Sie ist nicht gekommen, sondern statt ihrer ein Telegramm, welches sagt, sie verreise und wisse nicht, wann sie wiederkomme. Lesley sagt, sie könne nirgend anderswo hingehen, als zu Helenen. Da sie (Madame Arson) aber nicht über Bern gekommen, sei zu schließen, daß Helene weder in Chambery, noch in Basel sei. Einige Andeutungen der Madame N. N. weisen darauf hin, daß sie im südlichen Theile des Kantons Bern oder im Kanton Freiburg ist.

Mein Plan, den Du nach dem Vorigen begreifen wirst, ist: den ganzen Mittwoch hier zu warten, um erst sicher zu wissen, ob Helene hierher mit zurückkommt oder nicht. Wenn nicht, will ich dann am Donnerstag dorthin abgehen, wohin es Madame N. N. mir zeigt. Bis Mittwoch abends habe ich ihr Geheimniß jedenfalls, ich will nur nicht zu scharf draufgehen, um nicht unnütz Geld fortzuwerfen. Lesley, der eben bei mir war, bleibt bis Mittwoch abends hier, wird bis dahin Briefe

haben und glaubt, daß wir darnach kontroliren können — desto besser. Ich schreibe Dir Alles, dieses der Präparation halber, damit Du meine etwaigen Depeschen besser verstehst. Falls ich weggehe, nehme ich die N. N. als Geisel ein Stück mit, außerdem irgend einen passenden Kerl.

Bei Amberny war ich heut nachmittags; er hatte nichts Neues. Deine Vollmacht habe ich heute morgen abgeholt und in der Tasche.

Viele Grüße! Ich warte noch mit dem Schluß. Vielleicht kommt noch Etwas.

Du mußt bei allen meinen Briefen Dieß ins Auge fassen: daß ich Dir möglichst genau mittheilen will, was vorgeht, damit Du nicht überrascht wirst. Du mußt nur Das herauslesen, was darin steht; immer bedenken, daß mit den Thatsachen Schlüsse verbunden sind, die möglicherweise falsch sein können.

Lach' mich nicht aus wegen dieser weisen Bemerkung — oder, wenn Du lachen kannst — desto besser.

Rüstow."

Ein anderer Bericht Rüstows lautet:

Rüstow an Lassalle.

„Genf, 17. August.

Lieber Freund!

Du wunderst Dich vielleicht, daß ich nicht telegraphire. Indessen mit gutem Gewissen hätte ich noch keine unserer Formeln anwenden können. Es scheint mir darauf anzukommen, das Du nicht unnütz beunruhigt werdest.

Während ich schon gestern abends mit Sicherheit eine Antwort von Helenen erwartete, kommt heute morgen die A. mit unserm Billet zurück und sagt, sie könne es zwar übergeben, aber wie werde sie die Antwort empfangen können? Helene sei beständig mit dem Mr. le baron (Janko von Rackowitz) zusammen. Ich habe nun dem Billet noch einige Zeilen beigefügt, in welchen ich Helene bitte, für den Fall, daß sie der Ueberbringerin die Antwort nicht übergeben könne, einige Zeilen poste restante unter meiner Adresse und in Chiffern auf die Post zu werfen.

Lesley will im Laufe des heutigen Tages in die Campagne Vaucher gehen. Ich habe ihm für diesen Fall den Brief im Bleipapiere übergeben. Der Amberny'sche Brief darf nicht ohne die vollständigste Sicherheit abgegeben werden.

Die Arson ist nach einer Depesche, die Lesley heute empfangen hat, in Wabern zurück.

Die Langsamkeit unsrer Operationen ist scheußlich ennuyant, und dennoch muß man die Sache vertragen, um nicht durch Brusquerie Alles zu verderben.

Kayserlingk war gestern bei Klapka und wollte von diesem zu mir kommen, ist aber noch nicht gekommen; ich suche ihn nicht, sondern erwarte seine Anzeige, daß er hier ist. Klapka ist gestern nachmittags nach Turin verreist und kommt in etwa zehn Tagen wieder.

Fällt noch irgend etwas Erwähnenswerthes vor, so schreibe ich noch einmal oder telegraphire. Deine Depesche habe ich gestern, Deinen Brief (aus Karlsruhe vom 15. August) heute früh erhalten.

Rüstow."

Tags darauf, nachdem Rüstow vorstehenden Brief an Lassalle abgeschickt hatte, gelang es ihm, im Doenniges'schen Hause einen Besuch abzustatten. Dieß glückte deßwegen, weil einestheils der Vater jetzt seiner Tochter sicher zu sein glaubte, und weil anderntheils die sozialen Gründe, aus denen Herr von Doenniges Lassalle das Betreten seiner Wohnung verweigert hatte, bei Rüstow nicht vorzuliegen schienen. Rüstow beschreibt die Zusammenkunft mit Herrn von Doenniges so:

Rüstow an Lassalle.

„Genf, 18. August.

Lieber Freund!

Nachdem ich Dir telegraphirt habe und in Erwartung Deiner Antwort schreibe ich Dir. Gestern waren Kayserlingk, der von Klapka meine Adresse erhalten, und dann Arndt bei mir. Letzterer theilte mir mit, — die Kleinigkeiten übergehe ich heut — daß der alte Doenniges sehr erfreut sein werde, wenn ich ihm einen Besuch mache. Ich konnte dieß nicht ablehnen. Die ganze Familie ist in der That verreist gewesen, und Kayserlingk und Arndt sind gekommen, sobald sie zurück waren. Mit Arndt traf gestern unglücklicherweise Lesley zusammen, so daß ich dem Letztern abrieth, in das Haus des Doenniges zu gehen. Ich selbst hatte die Bestimmung einer Stunde verlangt, — in Folge der Antwort begab ich mich heut um $9^{1}/_{4}$ Uhr in die Campagne Vaucher und kehrte erst um 11 Uhr zurück, um sogleich aufs Telegraphenamt zu gehen.

Der alte Doenniges sagte mir nun, daß er auf keinen Fall seine Zustimmung zur Verheirathung Helenens mit Dir geben könne. Unter andern Umständen würde er möglicherweise bloß seine Zustimmung versagt haben, im Uebrigen Helenen überlassend, zu handeln, wie sie wolle. Aber Helene sei verlobt seit vier oder fünf Monaten mit Herrn von Rackowitz. Er, Doenniges, sei dagegen gewesen, allein Helene selbst wäre in ihn gedrungen. Nun habe er den jungen Mann kommen lassen, die Verlobung sei feierlich vollzogen, und er fühle sich durch seine Ehre gebunden, dieß Engagement aufrecht zu erhalten, falls Rackowitz nicht von selbst zurücktrete, was er nicht gethan.

Ich machte ihn darauf aufmerksam, dieses sei sein Standpunkt. Ich müßte den Deinigen auseinandersetzen. Du habest Helenens Wort, und sie habe Dein Wort. Du seist durch Dein Wort gebunden, ganz abgesehen von dem ihrigen. Du müßtest vorläufig in der Voraussetzung handeln, nach Allem, was vorgegangen, daß Helene nicht frei sei; sie stehe unter moralischem und physischem Zwang. Du wärest verpflichtet, so lange Du dieß annehmen müßtest, auch das Aeußerste zu wagen, Du dürfest

ein Weib, das für Dich den Schritt in der Pension Bovet gethan, nicht so leichtsinnig preisgeben.

Darauf protestirte Doenniges feierlich: es herrsche kein Zwang, Helene sei frei, von Mißhandlungen ꝛc. sei kein Wort wahr. Er habe eine ruhige Auseinandersetzung mit ihr gehabt, und sie sei ihm schließlich um den Hals gefallen und habe ihm die größte Reue bezeugt. Uebrigens habe er Helenen gesagt, so ohnehin bloß abbrechen, ohne sich Dir gegenüber zu erklären, das gehe nicht; sie müsse die Suppe ausessen, die sie eingebrockt: sie müsse Dir schreiben.

Ich fragte darauf, ob Helene frei sei, so frei, daß ich ihr einen Brief von Dir übergeben, und daß sie diesen ungehindert lesen dürfe. Er sagte ja. Helene wurde gerufen; sie übergab mir zunächst den unglücklichen Brief (den Absagebrief) an Dich, den ihr Vater, ohne ihn zu lesen, in meiner Gegenwart versiegelte. Gemäß Deiner Autorisation habe ich ihn erbrochen, um zu sehen, ob ich Dir, ehe ich telegraphirte, nicht einen Funken Hoffnung machen könnte.

Ich übergab ihr darauf Deinen (Amberny'schen), also den Hauptbrief — sie zog sich zurück, um denselben genau zu lesen, während ich mit dem Alten allein blieb. Nach einer halben Stunde kam sie zurück; ich spähte, eine Bewegung in ihr, irgend ein Zeichen in ihren Augen zu entdecken. Ich entdeckte — Nichts. Sie sagte mir, nur mit der gêne, die unter den Umständen, und da ich sie scharf und forschend ansah, das Mindeste war, was sie leisten mußte: Sagen Sie Herrn Lassalle, ich habe seinen Brief gelesen; es ist aber Alles vollkommen so, wie es in dem Briefe steht, den ich Ihnen für Herrn Lassalle übergeben. — Ich sagte ihr darauf noch, ich wäre bereit, jeden ihrer Aufträge auszuführen. — Sie zog sich mit einer Verbeugung zurück.

Nimm mir nicht übel — ich weiß nicht, was ich von dieser Dame denken soll. Vorläufig kann ich nichts Anderes, als mit offenen Maul vor dieser Verbindung von Thatsachen stillstehen.

Lieber, armer Kerl, die Aktien stehen schändlich schlecht. Es wird Dir nichts Anderes übrig bleiben, als daß Du suchst, noch einmal mit Helenen zusammenzukommen, und dann — unbarmherzig Deine „„Sache““ als Sache behandelst. Das ist das Einzige. — Mein Eindruck von heute ist der, daß ich mir gar kein Gewissen daraus machen würde, wenn die Gelegenheit sich böte, auf Dein Konto ebenso zu verfahren.*)

Der Alte brachte im Laufe des Gespächs auch Dein Judenthum zum Vorschein. Als ich ihm sagte, daß Du ja nicht das Mindeste dawider hättest, einen andern Glauben anzunehmen, sagte er, das wisse er wohl, aber eben diesen plötzlichen Religionswechsel, unter solchen Umständen,

---

*) Siehe oben die Ermächtigung Lassalle's im Briefe an Rüstow vom 21. August (5. Kapitel), die wir durch eine mit Gedankenstrichen bezeichnete Auslassung angedeutet haben.

könne er nicht mit seinen Ueberzeugungen vereinigen; worauf ich ihm bemerkte, er selber habe ja eine Jüdin geheirathet, welche vorher zum Christenthum übergetreten sei.

Eben erhalte ich Deine Depeiche. Freilich war sie (Helene) in Bex; das weiß ich seit 3 Tagen auch: warum wußten wir es nicht eher? Vielleicht — —

Nun noch eine tröstliche Antwort. Die Heirath mit Rackowitza, das weiß ich positiv, steht noch in weitem Felde. Der Vater von Rackowitz verlangt, daß der junge Mann erst Dr. juris werde, ehe er heirathen darf. Du hast also Zeit zu Ueberfällen.

Arndt ist laut seiner Karte: Docteur en philosophie et colloborateur aux: Monumenta Germaniae historica.

Komische Szenen kamen natürlich in diesen Unterredungen auch vor. Unter Anderm spielte der „„kleine Gesandte““ zu meiner unwillkürlichen Erheiterung mehrfach eine Rolle. —

Denkst Du nicht, daß sich bei dieser Fähigkeit zu wechseln die Momente von Kaltbad, Wabern, Pension Bovet wiederholen können? Dann ergreife sie.

Eine Spezialität ist vielleicht noch von Interesse für Dich. Helene erschien im rothen Hemde. Schön ist sie, aber — man muß bei ihr zugreifen, wenn man sie hat, und nicht auf ihre Festigkeit, auf Ihren Willen rechnen. Deine theoretisch sogenannte Sache mußtest Du in aller Realität zu Deiner Sache machen, um sicher zu sein, — sicher des Einen wenigstens, was Du gehabt hast.

Lieber Lassalle — mit Schmerzen wartete ich auf das Telegramm, welches, obwohl es schon um 5 Uhr aufgegeben, erst um 8¹/₄ hier angekommen, eben jetzt um 8³/₄ in meine Hände gelangte. Helene ist, wie Du aus dem Vorherigen siehst, hier. Du erhältst von mir ganz genaue Nachricht. Aber ich sage Dir, es gibt nur ein einziges Mittel; dasselbe, was Dir einst Heinrich Heine in Paris sagte, sage ich Dir. Im Vertrauen (dieß ist also nur für Deinen Gebrauch) sage ich Dir, daß ich erfahren habe, man suche es fertig zu bringen, Helene bis zum 20. September zu verheirathen. Rackowitz soll sich in Heidelberg den Dr. juris kaufen.

Verlaß Dich darauf, daß ich wache und arbeite, und durch Nichts mich abhalten lasse, immer neue Wege zu finden. Doch Du siehst, der Brief Helenens mit Allem, was dran hängt und was ich Dir erzähle, könnte Einen rasend machen.

Dein

W. R.“

Rüstow hatte Lassalle außerdem telegraphirt: „Endlich Beweis. Ganz schlecht. Brief Henri's für Dich bei mir. Wohin senden?“ — Aber nicht hiermit zufrieden, schrieb er am Abend des nämlichen Tages einen zweiten Brief nach München, nämlich:

Rüstow an Lassalle.

„18. August.

Lieber Freund!

Ich habe Dir heut morgen telegraphirt. Meinst Du nicht auch, Du sollest an Helene schreiben? Sag' ihr namentlich, keinenfalls würdest Du ihre Briefe zurückgeben, ohne daß Du diese Forderung aus ihrem Munde hättest; keineswegs würdest Du aufhören, an ihre Unfreiheit zu glauben, so lange sie Dir das nicht persönlich erklären könne.

Ich will jetzt einmal mit dem jungen Mann, dem Rackowitz, sprechen. Vielleicht findest Du es dumm; indessen ich habe leider gesehen, daß ich mich wirklich auf keinen Menschen verlassen kann. Den Amberny'schen Brief hätte Helene noch nicht, wenn ich ihn ihr nicht selbst gab. Ich werde dem Rackowitz sagen: er selbst müsse darauf dringen, daß Helene eine persönliche Auseinandersetzung mit Dir habe.

Von der Intervention der Gräfin verspreche ich mir Nichts (sic!). Obwohl ich in meiner Unterredung mit dem alten Doenniges jede Erwähnung von Damen abschnitt, die mit der Sache Nichts zuthun hätten, konnte es mir doch nicht entgehen, daß in der Familie Doenniges ein förmlicher irraisonnirter Haß gegen die Gräfin besteht (sic!). Direkt wird sie Nichts ausrichten können; bliebe indirekte Wirkung.

„Die Angelegenheit mit dem Dr. Arndt ist in einer Weise beendet, die Dir völlige Satisfaktion gibt. Er hat Klapka und mir erklärt, daß er nicht daran gedacht habe, Dich beleidigen zu wollen. Er glaube selbst andere Worte gebraucht zu haben, als die von Dir angegebenen. Indessen er wolle darauf keinen Werth legen, jedenfalls stehe fest, daß er nicht im Entferntesten einen für Dich beleidigenden Sinn in diese Worte gelegt habe. Speziell sagte er mir noch, daß der alte Doenniges beständig davon gesprochen habe, wie er die Engagements gegen Rackowitz nicht aufgeben könne, ohne der Ehre seiner Familie zu nahe zu treten, und daß dieß ihm besonders vorgeschwebt habe. Außerdem habe er Dich im Weggehen für den Fall, daß ihm ein zu weitgehendes Wort entfallen, um Verzeihung gebeten. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich sagen, daß der Doktor sich bei dieser Geschichte anständig benommen hat; auch Das, was wir ihm, (unter Anderm in der von mir aufgesetzten species facti) imputirten, fällt jetzt, wenn es nicht ganz sein sollte, doch größtentheils dahin.

Du, armer Freund, bist auf die Gewalt, auf den Raub der Sabinerinnen angewiesen. Mein Streben geht dahin, in irgend einer Weise Dich mit Helenen persönlich zusammenzubringen. Was soll man noch auf Anderes hoffen, wenn sie schriftlich gegen jedes Band mit Dir unter Hervorhebung, daß sie frei, protestirt?

Sobald ich mein Ziel erreicht sehe, werde ich dieß schleunig telegraphiren.

Wie steht es mit den Dingen in München?

Eine Frage noch: Der Doenniges behauptete, als Helene

von Deiner Absicht, in die Schweiz zu kommen, gehört, habe sie Dir geschrieben oder sagen lassen, Du möchtest nicht kommen. Ist das wahr? Ich erinnere mich nicht mehr, ob Du mir von diesem Punkt gesprochen.

Eine Beschleunigung der Ehe scheint wirklich beabsichtigt zu sein. Aber jedenfalls ist bis jetzt noch kein offizieller Schritt geschehen. In diesen Tagen und bis morgen incl. ist wegen der Staatsrathswahl mit keinem Menschen hier Etwas anzufangen. Ich schreibe Dir mit einer gewissen Trockenheit, um Dich nicht mit banalen Phrasen zu plagen, die einem großen Unglück gegenüber eklig sind und die doch oft gerade das Einzige sind, was man außer dem Handeln einem großen Unglück bieten kann.

Lebe wohl. Von der Gräfin eben einen Brief. Hoffentlich auf ein Wiedersehen, welches nicht zu trostlos ist.

W. R."

Sehr beachtenswerth ist die von Rüstow aufgeworfene Frage: ob es wahr sei, daß Helene an Lassalle geschrieben oder ihm habe sagen lassen, er möge nicht in die Schweiz zu ihr kommen. In den Briefen Lassalle's an Rüstow findet sich hierauf keine Antwort. Doch kann Rechtsanwalt Holthoff in Berlin, weil er zwischen beiden Liebenden den Vermittler gespielt, den genauen Sachverhalt wissen. Ferner scheint aus dem einen Briefe Rüstows an Lassalle die Stelle ausgemärzt zu sein, welche auf Holthoff Bezug hat und auf welche Lassalle an Rüstow schreibt, er (Rüstow) thue Holthoff Unrecht: — es müßte denn sein, daß ein Brief Rüstows verloren gegangen oder sonstwie abhanden gekommen wäre. In der That soll Lassalle in seiner Aufregung eine Reisetasche, worin sich Geld und Papiere befanden, verloren haben. Aber selbige soll nach längerem Suchen wieder aufgefunden worden sein. Am folgenden Tage nach Absendung der beiden oben mitgetheilten Briefe (vom 18.) schrieb Rüstow nochmals an Lassalle, indem er auf die großen Mittel, auf den Raub der Sabinerinnen, zurückkam:

Rüstow an Lassalle.

„Genf, den 19. August.

Lieber Freund!

Ich habe Dir in der That jeden Tag geschrieben. Heut erhalte ich einen Brief, den ich am 15. nach Karlsruhe absendete, über Bern zurück. Ich lege ihn hier bei, obwohl er für die Sache jetzt ohne Werth ist.

Du hast jetzt meinen Brief von gestern. Er wird Dir mehr sagen, als Alles, was bisher gesprochen worden ist. Ich versichere Dich, die Sache ist sehr faul. Willst Du, daß ich noch zu den großen Mitteln auf meine Weise greife und approbirst Du sie? Ich würde dann Helene einfach fragen, ob sie entführt sein will. Denn darauf kommt Alles an. Mit Güte ist gewiß Nichts zu machen. Haben und Besitzen muß die Parole sein.

Dein

Rüstow."

Da Rüstow sich vorgenommen hatte, mit Herrn von Rackowitz eine Zusammenkunft herbeizuführen, so bat er denselben unterm 19. August schriftlich um eine Unterredung. Er erhielt folgende Antwort:

Janko von Rackowitz an Rüstow.

„Genf, 20. August.

Hochgeehrter Herr!

Auf Ihr geehrtes Schreiben erlaube ich mir die Antwort, daß es mich freuen wird, wenn Sie die Güte haben wollen, mich morgen zwischen $8^1/_2$ und 10 Uhr aufzusuchen.

Ergebenst

J. von Rackowitza."

Bei dieser Zusammenkunft nun suchte Rüstow den Bräutigam zu überzeugen, daß Lassalle Anspruch darauf habe, sein (Lassalle's) Verhältniß auf anständige Weise gelöst und die Heirath des Rackowitz nicht überstürzt zu sehen. Vor Allem aber beabsichtigte er, Rackowitz zu dem Glauben zu verleiten, daß Lassalle noch eine Zusammenkunft mit dem Fräulein haben müsse, um aus dem Munde derselben zu vernehmen, daß ihr in keiner Weise moralischer oder physischer Zwang angethan worden sei. Rüstow wollte den Raub der Sabinerinnen vorbereiten. Allein Rackowitz war schwer durch die plausibeln Gründe Rüstows zu überzeugen. Er sagte: wenn Helene so schnell von Lassalle auf ihn (Rackowitz) übergesprungen sei, so dürfe man sich hierüber um so weniger wundern, als sie ja kurz vorher ebenso rasch von ihm, dem Bräutigam, auf Lassalle übergesprnngen sei. Als sie ihm (Rackowitz) von Wabern nach Berlin den Absagebrief geschrieben, sei er zwar sehr schmerzlich berührt worden, habe sich aber in sein Schicksal ergeben. Möge Lassalle eine gleiche Resignation jetzt an den Tag legen. — Kurz, die Unterredung Rüstows mit Rackowitz, weil dieser Lunte roch, führte nicht zu dem gewünschten Resultate. Folglich konnte der Raub nicht ausgeführt werden. Inzwischen verschlimmerte sich die Sache in Genf durch das Auftreten einer neuen Erscheinung, welcher wir das nächste Kapitel widmen.

Siebentes Kapitel.

Weib gegen Weib.

Wenn die Sachlage ohnehin schon sehr ungünstig für Lassalle war, so konnte es sicher nicht zur Verbesserung derselben dienen, daß am 20. August abends Sophie von Hatzfeldt in Genf ihren Einzug hielt. Wir haben gesehen, daß es Lassalle gelungen war, die Einmischung der emanzipirten Dame eine Zeitlang zu verhindern; aber sein Plan, die Gräfin

in Bern zurückzuhalten oder sie doch nur unter der Kontrolle von Madame Arson nach Genf reisen zu lassen, war an dem Eigenwillen und der Pfiffigkeit Sophiens gescheitert. Es wäre viel besser und praktischer gewesen, Lassalle hätte von Vornherein offen mit der Gräfin gebrochen, anstatt sie am Erscheinen in Genf auf eine Weise zu verhindern, die sie merkte. Sowie Sophie in Genf war, suchte sie sich dadurch an Lassalle zu rächen, daß sie die Rollen umkehrte, indem jetzt sie ihn von Genf fern halten wollte. Wir kennen bereits die zu diesem Zwecke an Lassalle gerichteten Telegramme und wissen auch, daß sie, um seine Abreise von München zu verzögern, ihm telegraphisch das Eintreffen eines ihrer Schreibebriefe ankündigte. Wahrscheinlich war jenes lange, von Sophien und Wilhelm unterzeichnete Telegramm, dessen sublimen Verstgnd und meisterhafte Redaktion Lassalle voll wüthenden Hohnes hochpries, nur in der Absicht von Sophien nach München gesandt worden, um bei dem baierischen Ministerium des Auswärtigen Bedenken zu erregen, Lassalle zu kompromittiren und somit das offiziöse Kommissariat rückgängig zu machen. Jedenfalls suchte die Gräfin Lassalle's Pläne zu durchkreuzen.

Rüstow, der nach der Ankunft seiner Freundin Sophie auf einmal wie umgewandelt war, hatte, die Sachlage sehr richtig erfassend, noch in seinem Brief vom 18. August Lassalle vor der Einmischung der Gräfin eindringlich gewarnt. Denn bei seiner Unterredung mit Herrn von Doenniges hatte er herausgefunden, daß der Makel, welcher Lassalles Namen durch die Verbindung mit der Gräfin Hatzfeldt angeheftet war, als die eigentliche Ursache der Verweigerung der Heirath und aller hiermit in Verbindung stehenden Schritte der Familie Doenniges betrachtet werden mußte. Nicht die politische Stellung Lassalle's, sondern seine gesellschaftliche Beziehung zur Gräfin, war zufolge Helenens Briefe vom 3. August schuld an der Bemäkelung, welche Frau von Doenniges an einem Freier zu machen hatte, „von dem alle Welt so spricht.“ Hiermit völlig übereinstimmend schrieb Rüstow unterm 18. August nach München (siehe oben):

„Von der Intervention der Gräfin verspreche ich mir Nichts. Obwohl ich in meiner Unterredung mit dem alten Doenniges jede Erwähnung von Namen abschnitt, die Nichts mit der Sache zu thun hätten, konnte es mir doch nicht entgehen, daß in der Familie Doenniges ein förmlicher irraisonnirter Haß gegen die Gräfin besteht. Direkt wird sie Nichts ausrichten können; bliebe indirekte Wirkung.“

Also mußte Herr von Doenniges doch auf die Gräfin deutlich angespielt und sich dabei nicht sehr schmeichelhaft für Sophie ausgedrückt haben: weßhalb Rüstow, anstatt die Vertheidigung oder gar Verherrlichung der Gräfin zu versuchen, es für klug hielt, das Gespräch hierüber abzubrechen und selbiges auf andere Gegenstände zu lenken.

Auf den Brief, den Helene unterm 1. August 1864 an Sophie geschrieben hatte, antwortete letztere nicht umgehend, weil ihr wegen ihres Widerwillens gegen die Heirath Lassalle's die Antwort schwer fiel und sie sich wohl erst etwas sammeln und bedenken mußte. Sie will nun auf das oben im dritten Kapitel (Seite 34 — 35) enthaltene Brautschreiben

Helenens folgenden anständigen und gesetzten Brief, der den „erst nachträglich aufgefundenen" Papieren Lassalle's entlehnt sein soll, abgefaßt und abgeschickt haben:

Sophie von Hatzfeldt an Fräulein von Doenniges.

„Wildbad, den 7. August.

Lassen Sie mich vor Allem, liebes Fräulein, Ihnen sagen, wie sehr mich Ihr so lieber Brief gefreut, wie tief mich das schöne Gefühl gerührt hat, das Sie antrieb, mir so bald zu schreiben. Es ist ein sicheres Zeichen, daß Sie den Mann, den Ihr Herz gewählt, auch ganz verstehen, und die beste Bürgschaft für Ihr beiderseitiges Glück. Daß meine wärmsten Segenswünsche Sie beide auf Ihrem Lebenswege begleiten werden, so lange ich lebe, daß Niemand sich Ihres Glückes inniger freuen wird, als ich — brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Seit langen Jahren war ich Ferdinand's vielleicht einziger, jedenfalls sein bester Freund. (Warum nicht Freundin, sondern trotz des Unterrockes generis masculini?) Es waren Jahre der Leiden, des Kampfes, der Gefahren, in denen er mir, so wie ich ihm, treu und fest zur Seite gestanden habe (hat). Wir waren durch die Verhältnisse (welche zwingende Verhältnisse!) fast ganz (also doch nicht ganz!) nur (also „fast ganz nur"!) auf einander angewiesen (d. h. die Gräfin ließ ihn nicht wieder los, nachdem sie ihn einmal in ihre „Verhältnisse" verwickelt hatte), und oft hat mich der Gedanke gequält, daß er nach mir völlig herzenseinsam in der Welt bleiben würde. (Sonderbar melancholische Eifersucht!) Ich lege jetzt diese Sorge in Ihre Hände nieder. Ihnen fällt jetzt die schönere Aufgabe zu, ihn das Vergangene (die heitern Tage von Aranjuez) vergessen zu machen, und durch Ihre Liebe und ungetrübten jugendlichen Frohsinn die ernsten Seiten seines Lebens zu mildern, die guten ihm noch zu verschönen.

Seinen starken Geist, seine außergewöhnliche Thatkraft und Energie haben Viele, sogar seine Feinde, anerkannt; je mehr sie es(?) anerkannten, je mehr haben sie ihn allerdings gehaßt, verläumdet, verfolgt, da die Welt nun einmal keine wahre(?) Superiorität duldet noch verzeiht und stets nur den schärfsten Bannfluch dagegen schleudert. Aber daß dieser Mann dabei auch ein fast(?) kindlich(?) gutes liebevolles und doch starkes Herz sich trotz aller Stürme und bittern Erfahrungen bewahrt hatte, das habe bis jetzt nur(?) ich ganz(?) wissen und beurtheilen können. (Schlimm genug!) Auf dieses Herz, auf diesem Arm, der Sie durchs Leben führen soll, können Sie mit vollem unbegränzten Vertrauen Sich stützen; diese Stütze kann nie wanken! Wie wenig Frauen wird dieß seltene Glück zu Theil!

Ich fürchte sehr, liebes Fräulein, bei unserer ersten Begegnung, die hoffentlich recht bald stattfindet, Ihnen etwas sehr ernst (alt, keifisch, sauertöpfisch, rechthaberisch und eifersüchtig) zu erscheinen. Lebensschicksal und Erfahrungen haben mir leider (!) diese Außenseite, die früher (im holden Lenz des Lebens) gar nicht die meinige war, gegeben. Lassen Sie Sich, bitte, nicht dadurch abschrecken, denn es ist nur Außenseite. (Warum nicht gar?) Mein Herz ist weder hart noch bitter geworden, und ich habe

mir vielleicht (?) mehr als Andere dennoch die Fähigkeit erhalten, die Jugend zu verstehen und mit ihr (generis masculini!) sympathisiren zu können.

Seien Sie versichert, daß ich schon jetzt nur mit den Gefühlen einer Mutter für eine liebe Tochter an Sie denke, und erlaube Sie mir, Sie herzlich in Gedanken zu umarmen — en attendant,*) daß ich es in Wirklichkeit thun kann.

Von Herzen ganz die Ihre

S. v. Hatzfeld.

Nachschrift. Sie klagen Sich Selbst des Fehlers an, daß Sie Lassalle an seiner Molkenkur gehindert. Ich finde das zwar sehr natürlich (was? Das Hindern oder Anklagen?); aber nichtsdestoweniger ergreife ich meinen Vortheil, den Sie mir durch dieses Geständniß geben und lege Ihnen eine Sühne auf, nämlich folgende: daß Sie Alles thun, um Lassalle zu bewegen, daß er, bevor er nach Berlin geht, sich wieder impfen und recht ordentlich impfen läßt, da gegenwärtig dort eine furchtbare Pocken-Epidemie herschen soll."

Vorstehender zärtlicher Brief nebst der geistreichen und witzigen Nachschrift ist vom 7. August datirt, also von jenem Tage, an welchem Sophie von Hatzfeldt brieflich durch Lassalle benachrichtigt wurde, daß Helene im älterlichen Hause gefangen gehalten und gemartert werde. Denn Lassalle schrieb unterm 4. August an die Gräfin:

„Jetzt ist das Unglück da! Sie ist unter vollständiger Sequestration und furchtbarster Mißhandlung."

Somit konnte die Gräfin voraussetzen, daß ihr mehr für Lassalle als für Helene bestimmter Brief vorerst gar nicht in die Hände Helenens gelangen werde. Letztere hat ihn auch nie zu Gesicht bekommen; denn er ist angeblich erst nachträglich — (also) „fast ganz nur"! —) unter den Papieren Lassalle's von der Gräfin wieder aufgefischt worden.

Nach ihrer Ankunft in Genf richtete die Gräfin an Helene ein Schreiben, von welchem sie in ihrer mit Liebknecht angefertigten Broschüre („Ueber die letzten Lebenstage" 2c.) selbst sagte: „Von diesem Brief ist nur ein Konzept vorhanden, welches von dem Brief selbst vielleicht in diesem oder jenem Ausdruck, jedenfalls aber nirgends im Sinne abweicht." Der Brief lautet:

Sophie von Hatzfeldt an Helene von Doenniges.

„Genf, den 22. August 1864.

Mein Fräulein!

Ich bin hierher gekommen, um wo möglich eine Angelegenheit in Ordnung zu bringen, die, wie ich glaube, wäre ich gleich zu Anfang hier gewesen, nicht eine ebenso unglückliche, als unpassende Wendung genommen hätte.

Ich halte mich zur Einmischung berechtigt wie verpflichtet, einestheils durch meine langjährige Freundschaft für Herrn Lassalle, durch das volle

*) In der Erwartung.

Vertrauen*), mit welchem er diese Angelegenheit in meine Hände gelegt hat, sowie, was Sie betrifft, durch Inhalt und Form des Briefes, den Sie, mein Fräulein, vor kurzer Zeit an mich gerichtet haben.

Ich muß nach allen Vorgefallnen annehmen, daß Sie Sich vollständige Illusionen machen über die Schwere der geschehenen Thatsachen, sowie darüber, daß derartige Angriffe um so schwerer ins Gewicht fallen, wenn sie gegen einen Mann wie Herrn Lassalle gerichtet sind; ebenso über die unausbleiblichen ernsten Folgen, wenn auf die angefangene Weise weiter fortgefahren werden sollte.

Sie werden zugeben müssen, daß Lassalle sich gegen Sie auf die ehrenhafteste, selbst bewunderswürdige Weise benommen hat, und werden ebenso zugeben müssen, daß bei der hervorragenden politischen Stellung des Herrn Lassalle es ganz undenkbar ist, das seine Freunde und zahlreiche Anhänger (was geht die Anhänger die Unterrocksgeschichte an ?) eine solche Umkehrung aller Thatsachen und Verhältnisse vor der Welt zulassen werden.

Sie werden ebenso einsehen, daß es nach Allem, was geschehen, in Ihrem Interesse als dann noch weit mehr, als in dem des Herrn Lassalle liegt, daß Ihr Verhältniß zu ihm in der allerrücksichtvollsten Form seine Lösung finde.

Nur durch meine Vermittelung könnte dieß vielleicht noch möglich sein, und ich habe mich entschlossen, aus wahrer (?) Freundschaft für Herrn Lassalle, dieses nicht angenehme Vermittleramt zu übernehmen. Zu diesem Zweck ist mir eine Unterredung mit Ihnen, mein Fräulein, absolut nothwendig, Ich schlage Ihnen demnach vor, entweder heute oder spätestens morgen zwischen 2—4 nachmittags zu mir zu kommen, denn jede Zögerung könnte Alles verderben.

Ich halte es gänzlich unter meiner Würde, Ihnen, mein Fräulein, noch irgendwelche Versicherung hinzuzufügen, daß bei mir keine schlechten Roman=Szenen zu befürchten sein können; wohl aber spreche ich Ihnen meine Ueberzeugung aus, daß ich durch den Schritt, den ich jetzt thue, am Allermeisten Sie zu Dank verpflichte.

Sophie, Gräfin von Hatzfeldt"

Als Sophie den eben mitgetheilten Brief, in welchen wahrscheinlich „dieser oder jener Ausdruck" noch schärfer und drohender war als in der Kopie, an Fräulein Helene richtete, mußte sie wissen, daß derselbe jede Zusammenkunft zwischen ihr und dem Fräulein unmöglich machen würde. Auf diese Weise wurde die am 7. August von ihr herbeigesehnte Umarmung Helenens vereitelt und der Beweis geliefert, wie die „Gefühle einer Mutter für ihre liebe Tochter," mit denen sie schon damals an Helene dachte, zu verstehen waren. Die résistance intérieure (s. Lassalle's Brief vom 30. Juli auf Seite 31—32) welche die Gräfin bisher mühsam hinuntergewürgt hatte, machte sich jetzt Luft. Madame Sophie hielt sich nunmehr für die unbedingte Herrin der Situation.

---

*) Die Gräfin erzählte später selber, daß ihr in dieser Sache Lassalle nicht blos kein volles Vertrauen, sondern sehr großes Mißtrauen habe angedeihen lassen. Er nahm den Groll gegen sie mit ins Grab.

Um die Angelegenheit nach ihrem Kopfe zu lenken: darum hatte sie den in München befindlichen Lassalle so lange als möglich von Genf fern halten wollen. Darum hatte sie ihm durch Herrn Lesley telegraphisch ermahnen lassen, daß er nicht ohne ihren ausdrücklichen Befehl kommen sollte. Eben darum hatte sie ungeachtet der Anweisung Lassalle's in seinem Briefe vom 18. August (s. o. Seite 63) auch Madame Arson nicht sofort mit sich von Wabern nach Genf genommen. Trotz des ausdrücklichen und wiederholten Wunsches Lassalle's war die Gräfin allein nach Genf gereist. Lassalle schrieb ihr nochmals unterm 19. August (s. oben Seite 76):

„Wie aber, wenn es Ihnen nicht gelungen wäre, die Arson mit Sich nach Genf zu führen! Dann reisen Sie nochmals nach Wabern zurück, erzählen ihr die Intervention des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten &c. Das wird Arson begreifen und um dieses entscheidenden Moments willen mit Ihnen gehn."

Weit gefehlt. Madame Sophie zog vor, ohne die Beihülfe der Arson zu operiren. Denn wenn sie das Spiel einmal verderben wollte, so erreichte sie ihren Zweck viel sicherer, indem sie ohne Kontrolle handelte und an Helene jenen Brief vom 22. August schrieb.

Was hatte Madame Arson in Genf thun sollen? — Sie hatte das Fräulein auf ihr (der Arson) Zimmer holen sollen, damit dort Sophie mit ihr spräche.

Was that dagegen die Gräfin? — Sie schrieb an Helene, daß diese allein auf Sophiens Zimmer kommen möge.

Zu welchem Zwecke sollte Sophie in Gegenwart und auf dem Zimmer der Arson mit Helenen zusammen kommen? — Sie sollte ihr in die Seele reden, sollte sie an ihre Pflicht erinnern und vermöge der wilden Beredtsamkeit einer gelösten Zunge Helene fest und standhaft machen, damit dieselbe vor dem Notar erklärte: sie wolle Lassalle heirathen.

Wie entledigte sich die Gräfin dieses Auftrags? — Sie schrieb an Helene, daß ihr (Helenens) Verhältniß zu Lassalle in der allerrücksichtsvollsten Form **gelöst** werden müsse. Sie that also das gerade Gegentheil von Dem, was Lassalle ihr in der nachdrücklichsten Weise eingeschärft hatte.

Wenn nun in Folge dieses eigenthümlichen Handelns Lassalle zur Verzweiflung und in den Tod getrieben wurde, weil seine Voraussetzungen sich als falsch erwiesen und er sich aufs Aeußerste kompromittirt und lächerlich gemacht sah: wer war schuld daran? Helene oder Sophie, oder Beide? — Der geehrte Leser möge selbst entscheiden.

Sophie handelte auf solche unverantwortliche Art, obwohl ihr Lassalle in seinem Brief vom 19. August, den sie schon am 22., als sie an Helene schrieb, haben mußte, zugerufen hatte mit einem schmerzlichen Aufschrei der Verzweiflung:

„Alles, Alles, Alles hängt also ab von dem Ausgang dieser Einen Stunde, die über mein Leben entscheidet.... Alles, Alles, Alles hängt also an dem Gewicht dieser Einen Stunde! Ihnen fällt also die wichtigste, folgenschwerste Aufgabe zu: Helene, ehe dieser moment suprême naht, wieder ga

fest zu machen .... An Ihrer Zunge, Gräfin, hängt meine Existenz!"

Armer Lassalle! Wie hattest Du Dich in dem „einzigen, jedenfalls besten Freunde" verrechnet!

Aber die Gräfin begnügte sich nicht damit, die gemessnen Befehle Lassalle's nicht zu vollziehn, sondern sie fing auch alsbald mit der Familie Doenniges zu krakehlen an. Als nämlich der mit dem Brief an Helene gesandte Dienstmann zurückkam, brachte er der Gräfin ein Zettelchen, worauf geschrieben stand:

„Reçu la lettre.

Hélène de Doenniges."

(Zu Deutsch: „Den Brief erhalten. Helene von Doenniges.")

Nun erhob die Gräfin einen großen Lärm, ließ Rüstow herbeikommen und beschwerte sich unter Thränen aufs Heftigste, daß sie gröblich beleidigt sei, weil sie keiner Antwort gewürdigt werde. Denn der Dienstmann habe ihr gesagt: es sei keine Antwort darauf. Rüstow wurde hierdurch bewogen, als Ritter für Sophie einzustehen und an Herrn von Doenniges einen geharnischten Brief zu schreiben. Aber ehe dieser Drohbrief noch bei Herrn von Doenniges ankam, traf nachstehende Antwort des Fräuleins bei Madame ein:

Helene an Sophie.

„Genf, den 22. August 1864.

Frau Gräfin Hatzfeldt, Hochgeboren!

Schon vor drei Tagen habe ich Herrn Oberst Rüstow meine schriftliche Willenserklärung an Herrn Lassalle übergeben, welche freiwillig und ohne jeglichen Zwang von mir geschrieben ist; und betrachte daher die ganze Angelegenheit für beendet.

Helene von Doenniges."

Das geharnischte Schreiben Rüstow's lautete so:

Oberst Rüstow an Herrn von Doenniges.

„Genf, den 22. August 1864.

Soeben läßt mich die Frau Gräfin von Hatzfeldt rufen, um mir zu sagen, daß sie heute morgen an Ihr Fräulein Tochter geschrieben, daß sie darauf die mündliche Antwort erhalten: es wäre keine Antwort darauf.

Ich meinerseits sage Ihnen, daß wenn Sie mir nicht binnen zwei Stunden erklären, das Ihr Fräulein Tochter morgen nachmittags zwischen 2—4 Uhr der Frau Gräfin von Hatzfeldt einen Besuch in aller Bescheidenheit machen wird, — ich aufhören werde, Lassalle von den Schritten abzuhalten (sic!), die vorbereitet sind, und an denen ich ihn bis jetzt gehindert habe (sic!).*)

Alle Freunde Lassalle's, und ich in erster Reihe, sind überzeugt, nach Allem, was vorangegangen, daß es für Lassalle das größte Unglück wäre, wenn er die Hand des Fräulein Helene noch erhielt.

*) Hiermit scheinen die telegraphischen Depeschen gemeint zu sein, die Lassalle in München zurückhalten wollten. Armer Lassalle!

Aber es muß Ihnen und Ihrer Familie bewiesen werden, daß Sie weder das Recht, noch die Macht haben, einen Mann, wie Lassalle, eine Dame wie die Gräfin von Hatzfeldt, wie Zigeuner zu behandeln, die man keiner Antwort würdigt. Glauben Sie mir, Sie haben auf Gottes Welt Niemand für sich. Es muß Lassalle die Möglichkeit gegeben werden, selbst zu sehen, daß sein über jeden Tadel erhabenes Benehmen in dieser Sache deplaçirt war (sic!).

Und dieß wird geschehen. Nehmen Sie mein Wort darauf, das ich nie umsonst gegeben habe.

W. Rüstow."

Umgehend kam an Rüstow nachstehende Rückäußerung:

Herr von Doenniges an Ritter Oberst Rüstow.

„Genf, den 22. August 1864.

Meine Tochter hat der Gräfin von Hatzfeldt das Reçu ihres Briefes eigenhändig ausgestellt und mir den Brief sogleich mitgetheilt. Wenn Sie Herr Oberst, noch irgend Etwas in der Sache mitzutheilen haben, so stehe ich Ihnen vollkommen zu Diensten.

W. von Doenniges."

W. v. Doenniges an Rüstow.

„Herrn Oberst-Brigadier W. Rüstow,
Ritter des Ordens von Savoyen,
Hochwohlgeboren.

Herr Oberst!

Genf, den 22. August.

Erst, nachdem ich Ihren Brief von heute (22. August) genauer gelesen und gewürdigt, kann ich Ihnen auch natürlich Antwort darauf geben. Ich habe Ihnen als unparteiischem Vermittler in der Sache vollkommen und aufrichtig meine Ansicht dargelegt, habe Ihnen sogar die Gelegenheit gegeben, Sich in Gegenwart meiner Tochter des Herrn Lassalle zu entledigen und Sich Selbst zu überzeugen, daß ich auf meine Tochter nicht einwirkte, noch einwirken konnte, da sie das Zimmer verließ, wir beide zusammen blieben, und sie ebenso unaufgefordert zurückkam, um Ihnen den Brief an Herrn Lassalle zu übergeben, welcher ihren Rücktritt von Allem, was sie Herrn Lassalle zugesagt hatte, enthielt.

Ihr heutiger Brief, in welchem Sie mir nun als Partei der Frau Gräfin von Hatzeldt und Ihres Freundes, Herrn Lassalle's, schreiben, enthält zunächst eine Unwahrheit als Veranlassungsgrund aufgeführt.

Die Kammerjungfer hat den Brief an meine Tochter Helene hinter dem Rücken meiner Frau übergeben, Helene hat ihn gelesen, dann ihn ihrem Bräutigam und mir mitgetheilt. Ich weiß, daß meine Tochter selbst ein Reçu geschrieben hat und später antworten wollte. Ich selbst hatte den Boten gerufen und um die Adresse der Gräfin von Hatzfeldt gefragt, die im Briefe nicht stand und mir dann Hôtel Métropole angegeben wurde.

Wie kommen Sie also darauf, mir zu schreiben, die Gräfin von Hatzfeldt habe die mündliche Antwort erhalten: Es sei keine Antwort darauf? Dieß das Thatsächliche.

Nun aber weiter erkläre ich Ihnen, Herr Oberst, daß meine Tochter **nach meinem väterlichen Willen** in keinerlei Berührung (sic!) mit der Gräfin von Hatzfeld treten oder kommen soll, und daß meine Frau und **meine Tochter** damit vollkommen einverstanden sind, sowie auch ihr Bräutigam.

Was die rein menschliche Seite der Sache für mich betrifft, so irren Sie sowohl wie Herr Lassalle, wie es scheint, wenn Sie glauben, daß ich Herrn Lassalle (sei es aus politischen, sei es aus persönlichen Rücksichten) keiner Antwort würdigte, oder, wie Sie Sich ausdrückten, als „„Zigeuner behandelte.““

Ich sage Ihnen, daß ich schon vorgestern meinem Neffen, dem Dr. Arndt, mittheilte, sobald Herr Lassalle zurückgekehrt sei, ihm durch Sie, Herr Oberst, wissen zu lassen, daß ich sowohl ihn wie Sie noch einmal empfangen und Herrn Lassalle persönlich als Vater eine Erklärung in dieser Sache geben wolle, die ihn zufrieden stellen könne, soweit dieß nämlich ohne erneute Szenen menschenmöglich sei.

Sie aber, Herr Oberst, hatten ja Selbst Herrn Dr. Arndt erklärt, an demselben Tage, wie mir Herr Dr. Arndt sogleich sagte, daß Herr Lassalle abwesend in Karlsruhe oder in München sei.*) Ueberdem hatte Herr Lassalle im zweiten Briefe an mich gar keine Adresse angegeben. Das war der Grund, weßhalb ich, wie ich Ihnen ebenfalls anführte, an seinen Rechtsanwalt Holthoff nach Berlin hin bereits einen Brief für ihn im Entwurf aufgesetzt hatte, als Sie zu mir kamen.**)

Was neben Ihren Drohungen oder Warnungen die Insinuation betrifft, als verließe ich mich in dieser Angelegenheit auf meinen diplomatischen Charakter, als wenn er mich schütze u. s. w., so können solche persönlichen Imputationen, zu denen Sie weder ein Recht, noch eine Veranlassung haben, nur mein innigstes Bedauern erwecken, da Sie Sich vom Gegentheil zu überzeugen die Gelegenheit gehabt haben, sowohl weil ich, um Skandal zu vermeiden, Genf auf 8 Tage mit meiner Familie verlassen hatte, als auch daraus, daß ich nicht einmal die Hülfe der Polizei weiter in Anspruch nahm, als es mir angeboten war, als Herr Lassalle mein Haus mit Spionen und Rodeurs***) umgeben ließ. — Doch widert es mich an, darüber Worte zu verlieren, denn die Sache ist nicht darnach angethan, mich den Vater vergessen zu machen.

Ergebenst

W. v. Doenniges.“

Demnach machte Herr von Doenniges einen großen Unterschied zwischen Lassalle und der Gräfin Hatzfeldt, wie nicht mehr denn recht und billig. Denn er erklärte sich bereit, Lassalle bei sich empfangen, nicht aber

---

*) Somit hatte Rüstow die Reise Lassalle's nach München dem Dr. Arndt verrathen, trotzdem daß Lassalle auf die Geheimhaltung in seinen Briefen so viel Werth gelegt hatte.

**) Dieser wichtige Punkt wurde Lassalle von Rüstow in den uns vorliegenden Briefen nicht mitgetheilt.

***) Todtschlägern, Strolchen.

wollte er ihn, wie Rüstow sich ausgedrückt hatte, als Zigeuner behandeln. Anders dagegen war sein Urtheil über die Dame. Denn nach seinen väterlichen Willen sollte seine Tochter mit der Gräfin von Hatzfeldt in keinerlei Berührung treten oder kommen. Die würdige Sprache des Herrn von Doenniges sticht sehr ab von den grundlosen Vorwürfen Rüstow's und macht durch ihre Ruhe und ihren einfachen Ernst einen überzeugenden Eindruck. Doch wir müssen sehen, was Rüstow hierauf zu erwidern hat. Er antwortete auf die Eingebung Sophiens, die man beim Lesen des Folgenden sprechen hört:

Ritter Oberst=Brigadier Rüstow an Herrn v. Doenniges.

„Genf. den 24. August 1864.

Herr von Doenniges!

Der Worte sind genug gewechselt; ich habe mich überzeugt, daß der beste Wille Nichts hilft, und ziehe mich also von dem undankbaren Geschäft des Vermittlers zurück. Nur noch Ein Wort zur Klarstellung des Vorangegangenen.

Ich habe keinen Grund, dem Kommissionär, der den Brief der Gräfin von Hatzfeldt überbrachte, bei einer für ihn so gleichgültigen Angelegenheit eine Unwahrheit zuzutrauen. Das Reçu in drei Worten erfolgte erst, als er zum zweiten Mal kam. Daß später die Gräfin von Hatzfeldt eine Antwort von Ihrem Fräulein Tochter erhielt, schließt nicht aus, daß der Bote anfangs allerdings den Bescheid erhielt: „es sei keine Antwort darauf." Kann übrigens Fräulein von Doenniges nur mit Erlaubniß Ihrer Frau Gemahlin Briefe empfangen, so wäre sie, die volljährige, also sequestrirt.

Wenn Sie am 20. August dem Herrn Dr. Arndt gesagt haben, daß Sie Lassalle persönlich eine Erklärung geben wollten, so thut es mir einfach leid, daß ich davon Nichts wissen konnte, da ich Nichts mit den Sinnesorganen jenes Herrn höre, sehe &c., sondern mit den meinigen. Und mir hatten Sie wiederholt erklärt, von einer Explikation mit Lassalle könne nicht die Rede sein. Die Abwesenheit Lassalle's von hier, die ich bei seinem Zustande für nöthig gehalten, konnte kein Hinderniß sein, da ein Telegramm von mir genügte, ihn in zwei, spätestens drei Tagen nach Genf zu schaffen.

Drohungen sind nicht meine Sache. Gewarnt und aufmerksam gemacht habe ich allerdings und, wie ich glaube, in der konvenabelsten Weise, ohne indiskret und irritirt zu werden. Daß ich das Ueberspringen von einem Liebesverhältniß zum andern in so kurzer Zeit unter solchen Umständen nicht für eine leichte Sache nehmen kann, sondern allerdings es sehr schwer auffasse, ist nicht meine Schuld, es liegt in meinem Charakter, meiner Erziehung und meiner Lebenserfahrung. (Raub der Sabinerinnen.)

Meine Ansicht, wie ich sie neulich noch dem Herrn von Rackowitz mit all' der Delikatesse, die mir seine Stellung gebot, andeutete, war die, daß bei der Lage der Dinge, nach dem Vorgange in der Pension Bovet, nach den glühenden Briefen an Lassalle &c., ihm doch wenigstens eine Unterredung mit Fräulein von Doenniges gestattet werden müsse, und daß dann auch Herr von Rackowitz sich auf einige Zeit, z. B. ein halbes Jahr, zurück=

ziehen möge, um nach Ablauf dieser Zeit erst seine Beziehungen öffentlich wieder anzuknüpfen, wenn er es dann noch wollte. Nur auf diese Weise schien mir den Bedingungen genügt werden zu können, die nun einmal die Gesellschaft (das heißt: eine gewisse Gesellschaft) stellt, thue sie das mit Recht oder mit Unrecht; Form und Sitte sind in meinen Augen Dinge, über die man ungestraft sich um so weniger hinwegsetzt, je höher man steht. (Raub der Sabinerinnen. Koburger Telegramm: „Leckt mich" u. s. w.) Meine Ansicht ist, daß die acht Tage Abwesenheit, zumal in Begleitung des Herrn von Rackowitz, nicht genügen.

Daß ich sagte, Sie schienen Sich auf den Schutz Ihres diplomatischen Charakters zu sehr zu verlassen, war doch wohl nicht so ganz ohne Grund. Ohne Zweifel erinnern Sie Sich, daß Sie mir z. B. von einer Ausweisung Lassalle's sprachen, die Sie bewirken könnten.

Die Gräfin von Hatzfeldt hatte anfänglich die Absicht, sich durch ein Schreiben ihrer Schwägerin, der Fürstin, welche angeblich mit Ihrer Frau Gemahlin bekannt ist, bei Ihrer Familie einzuführen. Von Lassalle gedrängt, (noch nicht nach Genf zu reisen) wartete sie das Schreiben nicht ab, sondern kam früher hierher. Gestern nun erhielt sie von ihrem Bruder, dem Fürsten, einen Brief, in welchem dieser sagt, seine Frau sei in Ostende, und er werde sogleich dorthin schreiben, bezweifle aber, daß sie mit Ihrer Frau Gemahlin bekannt sei, da er den Namen nie gehört habe. (Stolz lieb' ich meine Spanier!)

Das Einführungsschreiben ist nun freilich durch die Antwort des Fräuleins von Doenniges und durch Ihre kategorische Erklärung an mich auch überflüssig geworden.

Ihr ergebenster

W. Rüstow,

Oberst-Brigadier,

Ritter des Militärischen Ordens von Savoyen."

Die Gräfin Hatzfeldt fand außer Rüstow in Genf noch einen andern Ritter, der ihr eine Zeitlang mit Treue, Liebe und opferwilliger Hingabe — abgesehen von dem Abfall einiger Rattenschwänzchen — diente. Dieser führte gleich Rüstow den Titel „Oberst," nur hatte er vor Rüstow das voraus, daß er, von Ursprung ein Plebejer, sich vom Bürstenbinder bis zum Obersten-Rang aufgeschwungen oder vielmehr sich selbst im zweiten badischen Aufstande zum Oberst geschlagen hatte. In einem Buche über die letzten Lebenstage Lassalle's, welches Sophie zu ihrem eignen Lob und Preise hatte, das aber durch meine Intervention nicht in die große Oeffentlichkeit kam, sondern von der Gräfin nur einem kleinen Kreise von Personen mitgetheilt wurde: — in diesem Buche schreibt die Gräfin Hatzfeldt (auf Seite 161, Zeile 15 bis 17 v. o.) über dieß ihr Freundschaftsverhältniß, welches sonst in Frankreich die parenté des hannetons (Maikäferverwandtschaft) genannt wurde, wie folgt:

Auch Oberst Philipp Becker, den ich noch nicht kannte, der mir aber in diesen Unglückstagen schnell zum so bewährten Freunde wurde, als hätten wir uns Jahre lang gekannt, kam zu mir."

Indeß liebt die Gräfin Abwechselung. Zwar dauerte die neue bewährte Freundschaft bis zum Eintritt der Herbstzeitlosen des Jahres 1865, wie daraus erhellt, daß der Ritter, Spiegelfabrikant und Oberst in ihrem Dienste bis dahin bandwurmgleiche Schmähartikel im Herbergen=Jargon eines Hamburger Winkelblättchens gegen mich zu schreiben sich benutzen ließ; aber, nachdem sie ihn zu dieser saubern Arbeit gebraucht und ihm, um mit Göthes Faust zu sprechen, jene „Würmer aus der Nase gezogen" hatte, warf sie ihn weg und bemerkte dann über ihn in einem Briefe an einen natürlichen Sohn, daß der „Oberst" ein „unbedeutendes Subjekt" sei. Eine so familiäre Sprache läßt darauf schließen, daß beide in der That sehr vertraute, „jedenfalls beste Freunde" gewesen sein müssen. Sic transit gloria mundi!*)

Achtes Kapitel.

Das offiziöse Kommissariat.

Dr. Haenle brachte vom baierischen Minister des Auswärtigen für Herrn von Doenniges ein Schreiben mit, welches uns dem Wortlaut nach nicht bekannt ist. Jedoch läßt der Auftrag, den Dr. Haenle erhalten hatte, auf den Inhalt jenes Schreibens schließen. Dr. Haenle sollte nämlich zunächst den Streit gütlich beizulegen suchen, und zwar sollte zu diesem Behufe Lassalle Herrn von Doenniges nochmals um die Gewährung einer Audienz bitten. Wenn indeß der Weg der Güte fehlschlüge, dann sollte Dr. Haenle den Herrn Doenniges auffordern, Helene vor einem Notar zu sistiren, damit sie vor diesem erklärte, ob sie Lassalle noch heirathen wollte oder nicht.

Der Verlauf dieser Angelegenheit wird aus folgenden Aktenstücken von selbst ersichtlich werden, ohne daß wir nöthig haben, dieselben zu kommentiren oder ihnen viele Erläuterungen hinzuzufügen.

Brief Lassalle's an Herrn von Doenniges.

„Genf, 25. August.

Geehrter Herr!

Sie empfangen diesen Brief durch Herrn Dr. Haenle, welcher von Sr. Exzellenz dem Herrn Minister des Auswärtigen ersucht worden ist, sich zur gütlichen Beilegung der Sache zu Ihnen nach Genf zu begeben. Trotz Allem, was ich erlitten, entschließe ich mich, wiederum damit zu beginnen, Sie um eine Unterredung zu bitten, um eine Unterredung mit Ihnen allein oder in Gegenwart Ihrer Frau Gemahlin, aber mit Aus=

---

*) Alles hier zu Ungunsten Joh. Ph. Becker's Gesagte entspringt jedenfalls dem Gefühle persönlichen Hasses. Daß speziell die Gräfin Hatzfeldt den Oberst Becker nicht zum dauernden Freunde haben konnte, ist natürlich bei der Verschiedenheit beider Leute, namentlich in sittlicher Beziehung. Joh. Ph. Becker's militärische Leistungen gereichen zu seinem Lobe und als sozial=politischer Agitator und Organisator sucht er seines Gleichen. Anm. d. Verlegers.

schluß jeder andern Person. Ich kann nicht annehmen, daß Sie diese Bitte zum dritten Male unerfüllt lassen werden!

Ich habe niemals die geringste Feindseligkeit gegen Sie begangen. Ich habe mit Aufopferung meines ganzen Lebensglücks Ihre Tochter ihrer Mutter zurückgeführt! Ich habe in dieser Sache überall das Wohlwollen und Entgegenkommen selbst solcher Personen gefunden, die ich niemals verpflichtet hatte; warum sollten Sie allein so unbillig sein, nicht hören zu wollen, was ich Ihnen zu sagen habe, und eine Unterredung zurückzuweisen, deren Stattfinden Nichts ändert, wenn es mir nicht gelingt, Ihren eignen Willen und Ihre eigne Einsicht bestimmende Gründe geltend zu machen.

Ew. Hochwohlgeboren wissen nicht einmal, was ich Ihnen zu sagen habe. Sie sind nach dem Bericht, den mir Oberst Rüstow gibt, durchaus nicht unterrichtet über den wirklichen Hergang, und gleichviel, welches Resultat unsere Unterredung hat, schon meine Ehre erfordert, Sie mindestens über den wahren Hergang aufzuklären.

Endlich Sr. Exzellenz, der Herr Minister des Auswärtigen, hält es wenigstens für ganz selbstredend, daß, wenn ich nach meinen beiden vergeblichen Versuchen, Gehör bei Ihnen zu erlangen, dazu übergehen sollte, zum dritten Male mit diesem gütlichsten und konvenabelsten aller Schritte zu beginnen und Sie um eine Unterredung zu ersuchen, Ew. Hochwohlgeboren schon in Rücksicht auf seine Demarche mir sicher nicht zum dritten Male das erbetene Gehör abschlagen werden. Ich habe mich entschlossen, zum dritten Male das zweimal nachgesuchte Gehör zu erbitten, um alle aus dieser unglückseligen Verwickelung entstehende Folgen weit von mir abzuwenden. Noch stärker und dringender erfordert es aber Ihr eigenes Intresse, damit Sie mit Kenntniß der Sache handeln.

Ich verharre in erwartungsvoller Hochachtung

F. Lassalle."

Herr von Doenniges an Herrn Dr. Haenle.

„Genf, 25. August 1864.

Verehrter Herr Doktor!

Nachdem ich heute um 2 Uhr Herrn Lassalle bei mir empfangen hatte, kam er nach mehrstündigen Auseinandersetzungen seiner Angelegenheit und meinerseitigen Erwiderung keineswegs etwa auf den Vorschlag zurück, von dem Sie mir heute morgens sprachen und von dem in Freihern von Schrenks Brief die Rede ist, „„in Ihrer und Herrn Lassalle's Gegenwart vor einem Notar und in meinem Hause die Willensäußerung meiner Tochter Helene konstatiren zu lassen,"" sondern Herr Lasselle verlangte die Entfernung des Herrn Janko von Rackowitz aus meinem Hause, während er seinerseits den freien Zutritt zu demselben erhielte, weil man ihm nur dadurch beweisen könne, daß Helene freiwillig von ihm zurückgetreten sei.

Auf dieses in meinen Augen sinnlose und unmögliche Verlangen konnte ich natürlich gar nicht eintreten und sagte ihm, daß das Aeußerste, wozu

ich mich entschließen würde, die freie Erklärung meiner Tochter vor den beiden betheiligten Parteien sei.

Anstatt darauf einzugehen und nach stundenlangen Erörterungen zog es Herr Lassalle immer wieder vor, „„auf den sogenannten moralischen Zwang oder Gewalt gegen meine Tochter zurückzukommen;““ ich strafte ihn also ins Gesicht Lügen, **zeigte ihm den Beweis seiner Verleumdungen aus seinem Briefe an Herrn Rechtsanwalt Holthoff** (sic!)*) und als er sich auf die Erzählungen meiner Köchin berief, wurde diese herbeigerufen und erklärte dem Herrn Lassalle ins Gesicht, daß dieses Unwahrheiten seien. Herr Lassalle nannte dann als Quelle seiner Verleumdungen Herrn Colonel-Lieutenant Vaucher, meinen Hauswirth. Ich komme soeben von diesem Letztern, den ich befragt habe, ob er nur irgend Etwas der Art von Zwang oder gar Mißhandlung Helenens geäußert habe. Herr Vaucher ist empört über diese Verleumdung und wird morgen früh zum Rechtsanwalt Dr. Amberny gehen, um seine Schritte mit demselben gegen Herrn Lassalle, da er öfters in den Briefen**) als Zeuge genannt, zu berathen.

Ich theile Ihnen, Herr Doktor, dieß in aller Eile mit, weil ich jedenfalls wünsche, Ihnen natürlich an Herrn Baron von Schrenk schriftlich oder mündlich meine Entschließung mitzugeben, wann Sie nach München zurückreisen.

Hochachtungsvoll und ergebenst
von Doenniges.“

Bescheinigung.

Ich bescheinige hierdurch, daß soeben Herr Advokat Amberny in meiner Gegenwart Herrn Ferd. Lassalle wiederholt erklärt und bestätigt hat: es sei ihm von Herrn Vaucher erzählt worden, daß nach einer Angabe der Köchin des Herrn von Doenniges dieser seine Tochter an den Haaren über den Parquetboden gezogen und gemißhandelt habe; er, Herr Ambenry, habe dieß damals Herrn Lassalle mitgetheilt.

Herr Advokat Amberny war bereits durch Herrn Vaucher davon unterrichtet, daß Herr von Doenniges von dieser Mittheilung des Herrn Vaucher an ihn Kenntniß erhalten habe; er erklärte, daß, obwohl dieß ohne jede Schuld des Herrn Lassalle und nur durch den Zufall, daß der Brief des Herrn Lassalle an seinen Rechtsanw. Herrn Holthoff in die Hände des Herrn von Doenniges gerathen, geschehen sei, sowohl Herrn Vaucher als ihm selbst, die durch diesen Zufall hervorgebrachte Mittheilung an Herrn von Doenniges höchst unangehm sei, daß er aber demnoch, da sie einmal geschehen, der Wahrheit gemäß keinen Augenblick bestreiten könne, obige Mittheilung damals gemacht zu haben. —

Zur Urkunde dessen habe ich, als der bei der soeben zwischen den Herren Amberny und Lassalle stattgehabten Unterredung gegenwärtige Zeuge,

---

*) Demnach hatte Freund Holthoff den Brief Lassalle's Herrn von Doenniges überliefert. Dieß scheint im Zusammenhange zu stehen mit dem abmahnenden Briefe Holthoffs, den Helene von Doenniges erwähnt. Armer Lassalle!

**) Somit waren mehrere Briefe überliefert worden.

Vorstehendes aufgesetzt und bestätige die genaue Wahrheit seines Inhalts mit meiner Ehre.

Genf, den 26. August 1864. Joh. Ph. Becker, Oberst.“

Erklärung Lassalle's.

„26. August.

Nachdem ich gestern bei Herrn von Doenniges vergeblich eine gütliche Beilegung der obschwebenden Angelegenheiten versucht habe: nachdem Herr von Doenniges bei diesem Anlaß und trotzdem ich ihn darauf aufmerksam machte, daß sein Charakter als Vater Helenens ihn für mich unangreifbar machte, ihn aber deßhalb um so mehr verpflichte, jede beleidigende Aeußerung zu vermeiden, gleichwohl gegen mich, wegen meiner Behauptung, daß gegen Helene Zwang verübt worden sei, beleidigende Aeußerungen ausgestoßen und diese absichtlich in seinem Brief an Herrn Dr. Haenle wiederholt hat, mich der Lüge und Verleumdung beschuldigend, obwohl dieser Zwang durch die eignen schriftlichen Erklärungen seiner Tochter „„on ouvre toutes mes lettres — il y a eu des scènes affreuses — je suis enfermée depuis jeudi matin — je pars ou plutôt on me part — je ne sais ce que l'on fera de moi““ etc. etc. klar bewiesen ist, und die in meinem Briefe an den Rechtsanwalt Holthoff in Berlin erwähnte Erzählung der Köchin, „„daß Herr von Doenniges seine Tochter auch körperlich gemißhandelt habe,““ von mir in jenem Brief ausdrücklich nur als eine durch andere Personen bis zu mir gelangte Erzählung der Köchin hingestellt worden ist;

nachdem Herr von Doenniges durch seine absichtliche und schriftliche Wiederholung jener Aeußerungen sogar die Entschuldigung momentaner Uebereilungen ausgeschlossen hat, erkläre ich:

Mir den zuständigen Regreß gegen Herrn von Doenniges wegen jener Beleidigungen einstweilen zu verwahren.“

In der obschwebenden Angelegenheit selbst aber, und da Herr von Doenniges in seinem Brief an Dr. Haenle den Schein erregen will, daß ich den von dem Freiherrn von Schrenk an die Hand gegebenen Weg verließe, während ich vielmehr genau in dem Sinne des Vorschlags des Freiherrn von Schrenk zunächst gütliche Beilegung versuchte, ehe zu notariellen Schritten und andern Wegen übergegangen würde, erkläre ich nunmehr hiermit nach der von Herrn von Doenniges abgelehnten gütlichen Beilegung und in genauer Ausführung des Vorschlags des Freiherrn von Schrenk folgende Forderung zu stellen:

Herr von Doenniges gestattet mir, vierzehn Tage lang mit seiner Tochter in seinem Hause ungehindert und frei zu verkehren,

eventuell und mindestens:

Herr von Doenniges sistirt seine Tochter vor einem Notar zu der betreffenden notariellen Erklärung, welche vor sich zu gehen hat, nachdem ich in dem Nebenzimmer des notariellen Kabinets eine höchstens zweistündige Unterredung allein oder in Gegenwart des ohnehin in diese Sache einge-

weihten Oberst Rüstow mit Helene gehabt habe, um ihr die erforderlichen Mittheilungen zu machen und die Freiheit und Wahrheit ihrer sonst zu einem bloßen Schein herabsinkenden notariellen Erklärung zu sichern — eine Sicherung, die um so mehr erforderlich ist, als durch die gestrigen Erklärungen des Herrn von Doenniges in mir die Ueberzeugung von der Unfreiheit, in welcher sich in Folge des zuerst gegen sie verübten physischen, und des noch fortdauernden moralischen Zwanges seiner Tochter Willen befindet, nur erhöht worden ist; und mir Herr von Doenniges auf meine bestimmte Frage, ob er behaupten wolle, daß Helene aus eignem Willen und ohne den bestimmenden Einfluß seines Verbots das zwischen uns ausgetauschte Heirathsversprechen zurückziehe, erklären mußte: eine solche Behauptung könne er allerdings nicht aufstellen.

Die notarielle Erklärung hat vor sich zu gehen im Beisein eines von den Aeltern Helenens zu bezeichenden Mitgliedes oder Freundes der Familie, aber mit Ausschluß der Aeltern selbst, da durch die stattgehabten Vorgänge hinreichend bewiesen ist, daß durch die Gegenwart der Aeltern die Freiheit des Willens Helenens vollständig aufgehoben wäre.

Um jede Entstellung zu vermeiden, habe ich diese Erklärung und Forderung schriftlich aufgesetzt und Abschrift derselben durch Herrn Dr. Haenle dem Herrn von Doenniges zugestellt.

Genf, den 26. August 1864. F. Lassalle.

Gleichzeitig habe ich die beifolgende schriftliche Erklärung des Oberst Becker, welche die Thatsache erhärtet, daß und in welcher Weise mir die in meinem Brief an Herrn Rechtsanwalt Holthoff erwähnte körperliche Mißhandlung Helenens mitgetheilt worden sei, Herrn von Doenniges durch Herrn Dr. Haenle zugestellt.

F. Lassalle."

Also wollte Lassalle in einem Nebenzimmer des notariellen Kabinets entweder allein oder im Beisein des ohnehin in diese Sache eingeweihten Oberst Rüstow eine zweistündige Unterredung mit Helenen, ehe diese vor dem Notar die entscheidende Erklärung abgäbe. Auf solche Art war die Gelegenheit zum Raub der Sabinerinnen angebahnt. Auf welche Weise die gewünschte Unteredung scheiterte, wird das nachstehende Schriftstück lehren.

„Genf, 26. August 1864.

Herr von Doenniges hatte sich bereit erklärt, auf den zweiten eventuellen Theil der ihm überreichten schriftlichen Forderung des Herrn Lassalle einzugehen, falls seine Tochter selbst damit einverstanden sei; und ließ in Folge dessen, trotz unserer wiederholten Ablehnung, seine Tochter herbeirufen. Nach Wunsch des Herrn Lassalle konstatiren wir Unterzeichnete den Verlauf der Besprechung, die wir in der Gegenwart des Herrn von Doenniges mit seiner Tochter hatten, in ihrer Wesenheit, wie folgt:

Sie erschien uns vollkommen geistig frei und unbefangen, zeigte eher kalten Hohn und konventionelle Heiterkeit, als auch nur die Spur irgend eines bestandenen oder noch fortdauernden Seelenkampfes. Oberst Rüstow

erörterte ihr mit Ruhe und Entschiedenheit, aus welchen Gründen Herr Lassalle auf einer höchstens zweistündigen Unterredung bestehe, mit ihr allein oder unter einer Begleitung, die etwa aus Konvenienz verlangt werden sollte, die aber die Freiheit der Besprechung nicht beeinträchtige. Sie lehnte ab, indem sie auf einzelne Vorstellungen erwiderte;

„Wozu das, ich weiß, was er will. Ich habe die Sache satt.“

Auf die Erinnerung an ihre Schwüre erwiderte sie neckisch:

„Schwüre! O, ich schwöre ja nicht!“

Auf die Bemerkung, daß diese Antworten doch im schroffsten Widerspruche stünden mit den so außergewöhnlichen Schritten, die sie gegenüber Lassalle gethan habe, z. B. mit dem Schritte in der Pension Bovet, entgegnete sie leichthin:

„Ja, das ist richtig; aber das geschah nur im ersten Moment.“

Endlich stellte ihr Rüstow auch noch vor, daß eine ihrer Aeußerungen die Deutung zulasse: als ob sie von einer persönlichen Besprechung mit Lassalle eine Rückkehr zu ihrer frühern Stimmung selbst befürchte. Das verneinte sie und bezeichnete die Besprechung als **„ganz nutzlos;“** und da Dr. Haenle die Ansicht äußerte, es sei ja nicht nöthig, daß die Besprechung volle zwei Sunden dauerte, da ja Lassalle, wenn sie ihm in derselben Weise entgegnete, sicher früher abbrechen würde, sprach sie lächelnd:

„Lassalle spreche gern und viel, es würden wohl kaum die zwei Stunden reichen.“

Oberst Rüstow stellte ihr vor, daß sie selbst zugebe, Lassalle ein tiefes Unrecht angethan zu haben, und daß sie ihm daher eine Genugthuung schulde. Sie warf dagegen lächelnd ein:

„Seiner Eitelkeit?“

Und Oberst Rüstow berichtigte:

Nein, ich spreche von seinem Mannesbewußtsein.

Nachdem also dieser Dialog beendigt war, führte ihr Dr. Haenle noch vor, daß sie die gewünschte Besprechung doch aus dem doppelten Grunde gewähren, ja selbst wünschen sollte, weil sie einerseits an Herrn Lassalle ein Unrecht begangen habe — und dieß gab sie sofort zu — für das sie ihm irgend eine Genugthuung schulde, und weil für sie und ihre Familie hierdurch vielleicht die unangenehmen Folgen gemindert werden könnten, welche drohten, wenn die voraussichtlich leidenschaftliche Verfolgung der Sache durch Lassalle das Bekanntwerden der Vorgänge im Gefolge hätte. Sie erklärte, daß sie die Richtigkeit dieser Vorstellung nicht bestreiten könne, sich daher die Sache überlegen und ihren Entschluß an Dr. Haenle schriftlich mittheilen wolle.

W. Rüstow, Oberst Brigadier. Dr. Haenle.“

Brief Dr. Haenle's an Herrn von Doenniges.

„Genf, 26. August 1864.

Verehrtester Herr Geschäftsträger!

Der Bericht, den Herr Oberst Rüstow und ich über Form und Inhalt der heutigen Erklärungen Ihrer Fräulein Tochter Helene wahrheits=

getreu an Herrn Lassalle erstatten mußten, hat auf diesen einen Eindruck gemacht, durch welchen das in Aussicht gestellte Schreiben Ihrer Fräulein Tochter ebenso, wie jede weitere anwaltliche Thätigkeit, überflüssig wird. Ich verlasse daher Genf, verabschiede mich auf diesem Wege und benutze diesen Anlaß zur Versicherung vorzüglichster Hochachtung.

Ihr

ganz ergebenster

Haenle."

Neuntes Kapitel.

Das Duell als Akt der Rache und Sühne.

Nachdem Dr. Haenle und Ritter Rüstow das im vorigen Kapitel mitgetheilte Protokoll über ihre Unterhandlung mit Helenen abgefaßt und es Lassalle vorgelesen hatten: da brach er in die leidenschaftlichste Wuth aus, rannte gleich einem verwundeten Tiger im Zimmer umher, zerraufte sich mit beiden Händen das Haar und stieß die Aeußerungen aus:

„Mir, mir sollte man ungestraft ein solches Spiel getrieben haben! Gegen mich sollte man solche Beleidigungen gewagt haben! Mich sollte man mit solcher Lächerlichkeit, mit solchem Hohn und Spott bedecken können! Ich sollte von einer solchen Dirne hintergangen und verspottet sein! Ich sollte mit solchen miserablen Gegnern und Hindernissen, die jeder dumme Junge überwunden hätte, nicht fertig geworden sein! Ich muß Rache haben!"

Sophie von Hatzfeldt triumphirte. Sie hatte über Helene die Partie gewonnen. Es handelte sich aber jetzt darum, den fürchterlichen Zorn Lassalle's von sich auf andere Personen abzulenken. In der That war es auch nicht schwer, die Familie Doenniges, welche dem Bewerber einen Korb zugestellt hatte, zur Zielscheibe der Wuth zu machen.

Es ist ein von Lassalle's Hand geschriebener Zettel in meinem Besitz gewesen, worauf wörtlich geschrieben stand: „Aus gewissen Veranlassung'en habe ich meinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht." Dieser Zettel soll zur Sicherstellung der Sekundanten geschrieben worden sein. Er wurde zwei Jahre lang von F. W. Fritsche, Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Zigarrenarbeitervereins, verwahrt und anfangs 1867 an Sophie von Hatzfeldt abgegeben

Als Lassalle's Zorn auf die Familie Doenniges abgelenkt war, erfolgte die Provokation zum Duell, wie aus den nachstehenden Briefen ersichtlich wird:

Lassalle an Herrn von Doenniges.

„Genf, 26. August.

Herrn von Doenniges Hochwohlgeboren.

Nachdem ich durch den Bericht des Oberst Rüstow und des Dr. Haenle vernommen habe, daß Ihre Tochter Helene eine verworfene Dirne ist und es folgeweise nicht länger meine Absicht sein kann, mich durch eine Heirath mit ihr zu entehren, habe ich keinen Grund mehr, die Forderung der Satisfaktion für die verschiedenen mir von Ihnen widerfahrenen Avanien und Beleidigungen länger zu verschieben und fordere Sie daher auf, mit den beiden Freunden, die Ihnen diese Erklärung überbringen, die erforderlichen Verabredungen zu treffen.

F. Lassalle.“

Lassalle an Herrn von Rackowitz.

„Genf, 26. August.

Herrn von Rackowitz, Hochwohlgeboren.

Nachdem Sie durch den Oberst Rüstow zum Theil über das zwischen mir und Fräulein Helene von Doenniges bestehende Verhältniß unterrichtet worden sind, würde es Ihnen vielleicht auffallend erscheinen können, nicht von mir aufgesucht und über die Uebernahme der eigenthümlichen Rolle, die man Ihnen zugetheilt hat, zur Rede gestellt zu werden.

Zur Erklärung Dessen übersende ich Ihnen Abschrift der Sie interessirenden Stelle eines Briefes, den ich soeben an Herrn von Doenniges zu richten mich genöthigt sah.

Sie ersehen daraus, daß Sie in mir keineswegs mehr einen Rivalen haben, und daß ich Ihnen gern ein Glück von nun an ungetheilt gönne, auf das ich meinestheils nach den heute erlangten Ueberzeugungen freudig verzichte.

Mit aufrichtiger Theilnahme

F. Lassalle.“

Sonst war Lassalle ein heftiger Gegner des Duells gewesen. Er hatte dasselbe verworfen, weil es prinziplos und feig sei. In einem glücklichen Liebesabenteuer zu Berlin hatten ihn seine Gegner, da er sich auf kein Duell einließ, im Thiergarten mit Stöcken überfallen, und er war handgemein mit ihnen geworden. Aus Anlaß dieses Ueberfalls, in welchem er sich tapfer vertheidigte, war ihm zur Belohnung für seine Tapferkeit vom Geschichtsschreiber Förster der Stock Robespierre's, den er nun immer bei sich führte, geschenkt worden. Jetzt dagegen provozirte er selbst zum Duell und erklärte dasselbe unter Umständen für nothwendig als Mittel der Rache und Sühne. So gerieth er mit seinen früheren Ansichten in grellen Widerspruch.

Die beiden Freunde, die ihm als Sekundanten dienen sollten, waren der Ritter Rüstow und der Oberst Johann Philipp Becker. Letzterer versagte jedoch Lassalle den erbetenen Dienst und wurde deßhalb von ihm geringschätzig behandelt. Lassalle erkor darauf den ungarischen General Bethlen als seinen Sekundanten. Indeß trat Niemand mit freundlicher Offenheit Lassalle entgegen, um das Duell zu verhindern; wohl aber zerbrach Philipp

Becker an der einen Pistole, indem er mit dem Büchsenschmied becherte, eine Feder, die indeß leicht wieder hergestellt wurde. Johann Philipp Becker war im entscheidenden Augenblick krank geworden.*)

Ueber das Duell liegt von Rüstow folgender Bericht vor:

„Die Würfel waren gefallen, die Briefe Lassalle's an Herrn von Doenniges und Herrn von Racowitz abgeschickt. Ich war in Verzweiflung, aber die Sache ließ sich nicht ändern, ebenso wenig, wie sie hat verhindert werden können. Lassalle bat Oberst Becker und mich, ihm vorkommenden Falles zu sekundiren; da Becker aus prinzipiellen Gründen ablehnte, wählte er (Lassalle) an seiner Statt den ungarischen General Bethlen; die Weigerung Beckers war auch der Grund gewesen, daß der Brief an Doenniges, statt durch Becker und mich überbracht zu werden, durch einen Kommissionär besorgt worden war.

Noch an demselben Abend ging ich zweimal in das Haus des alten Doenniges, fand ihn aber nicht. Am 27. vormittags begab ich mich zu General Bethlen, um mit ihm zu Donniges zu gehen, er konnte mich aber nicht begleiten, und ich kehrte deßhalb in das Hotel Viktoria zurück, um zu sehen, ob mittlerweise dort eine Botschaft von Seiten des alten Doenniges eingetroffen sei. Im Salon der Frau Gräfin von Hatzfeldt fand ich Lassalle, der mich bald auf sein Zimmer führte. Er wollte mir mein Ehrenwort abnehmen, mit der Frau Gräfin Nichts über die ganze Angelegenheit zu reden, **was ich jedoch entschieden verweigerte**. Er theilte mir darauf mit, daß am Morgen Graf Kaiserlingk und Dr. Arndt bei ihn gewesen seien, um ihn im Namen des Herrn von Racowitz zu fordern. Ich erklärte, auf diese Forderung könne er sich nicht einlassen, ehe der alte Doenniges ihm Genugthuung gegeben. Dieser habe die Priorität, und es sei gegen alle Regeln, dem Herrn von Racowitz, der sich hier wieder dazwischen schieben lasse, zu Gefallen zu sein. Lassalle antwortete, mich bei meiner Freundschaft beschwörend, es dürfe unter keinen Umständen eine Verzögerung eintreten; um zwölf Uhr würden Kaiserlingk und Arndt wieder bei ihm sein, um mich zu treffen.

Ich protestirte, sah aber bald, daß Lassalle entschlossen war, und fügte mich in das Unvermeidliche (?). Ich blieb auf Lassalle's Zimmer. Zur angegebenen Stunde kamen die beiden Herren und machten mir, nachdem Lassalle sich entfernt, ihre Mittheilung. Ich wies nachdrücklich auf die Priorität des alten Doenniges hin; allein man zeigte mir an, daß dieser in aller Eile nach Bern entflohen sei und die Vertretung der Familienehre seinem künftigen Schwiegersohne anvertraut habe. Man äußerte das Verlangen, daß das Duell noch am selbigen Abende — 27. August — stattfinden solle. Hiergegen protestirte ich auf das Entschiedenste, hervorhebend, daß ich in so kurzer Zeit den zweiten Sekundanten nicht zur Stelle haben könne. Man kam zu keinem definitiven Beschluß, und schließlich wurde verabredet, daß die Herren um drei Uhr in meine Wohnung kommen sollten.

*) Wer den ernsten, würdigen, erprobten Veteranen der Demokratie, Joh. Ph. Becker, kennt, wird es natürlich finden, daß er sich jeder Betheiligung an dieser excentrischen Affaire enthielt. Anm. des Verlegers.

Nachdem die Herren sich entfernt, erstattete ich Lassalle Bericht über die Zusammenkunft. Nochmals brachte ich die Prioritäts-Frage vor und drang auf Ablehnung der Forderung Rackowitza's. Lassalle wies aber mit Heftigkeit jeden Aufschub zurück. Ich erwiderte, die Sache habe keine solche Eile; Bethlen schien ebenfalls einen Aufschub zu wünschen — doch Lassalle wollte auf Nichts hören und forderte mich peremtorisch auf, für den nächsten Morgen Alles für das Duell anzuordnen.

Was sollte ich thun? Lassalle war von seinem Entschluß nicht abzubringen. Meine Aufgabe war nun, die nöthigen Vorbereitungen möglichst günstig für Lassalle zu treffen, falls das Duell nicht zu verhindern sei, was ich immer noch für möglich hielt(?).

Zunächst eilte ich zu General Bethlen, theilte ihm Alles mit und bestellte ihn auf 3 Uhr zu mir.

Um 3 Uhr nachmittags erschienen General Bethlen, Graf Kayserlingk und Dr. Arndt in meiner Wohnung. Ich versuchte ein Arrangement zu bewerkstelligen. Die Gegenpartei bestand auf folgenden Bedingungen: Abbitte seitens Lassalle's und Rückgabe der Briefe des Fräulein von Doenniges. Dieß mußten wir zurückweisen. Da ich aber doch die Hoffnung auf eine gütliche Beilegung nicht aufgeben wollte, veranlaßte ich, daß eine nochmalige Zusammenkunft bei mir auf abends 8 Uhr festgesetzt wurde. Hierauf wurde der Modus des Duells für den Fall, daß es stattfinden sollte, festgesetzt. Die Gegner bestanden auf gezogenen Pistolen, wir auf glatten, und unser Vorschlag ging auch durch. Ich wußte aber, daß glatte Pistolen schwer zu haben waren, daß in ganz Genf bloß Ein gutes Paar existirte.*)

In das Viktoria-Hotel zurückgekehrt, bat ich Lassalle, sich etwas einzuschießen, und gab ihm einen Ort an, wo er Gelegenheit habe. Er erklärte das aber für „„dummes Zeug.““ Wie ich nachträglich erfuhr, war Herr von Rackowitz anderer Ansicht; wenigstens hieß es allgemein in Genf, er habe an diesem Nachmittag auf dem Schützenstand 150 Uebungsschüsse abgefeuert.

Mit Becker (sic!) — an den ich mich wendete, weil er den Büchsenschmied kannte, der das geeignete Paar Pistolen hatte — und mit Herrn Dr. Arndt holte ich hierauf die Pistolen, um sie einzuschießen. Ich hatte noch viel zu thun und bat deßhalb Becker, sie einzuschmieren.

Um 8 Uhr war zweite Zusammenkunft in meiner Wohnung. Alle Versuche, zu einem Arrangement zu gelangen, blieben fruchtlos. Die Gegenpartei beharrte auf ihren Forderungen, die nicht bloß ich, sondern General Bethlen für unzuläßig hielt. Ich war indignirt über die Forderung. Lassalle, der so tief gekränkte, sollte abbitten! Das Duell wurde nun auf den 28. morgens festgesetzt.

Gegen 9 Uhr kam Becker mit dem Büchsenschmied, sagte, daß an der Pistole eine Feder gesprungen sei, und brachte zwei Paar andere,

---

*) Wenn Ritter Rüstow auf diese Weise das Duell, das er herbeiführen half, verhindern wollte: wie kam es dann, daß er sammt Johann Philipp Becker gerade dieses einzige gute Paar auftrieb?

ganz schlechte, glatte Pistolen, außerdem ein Paar gezogene (Kuchenreuter). Ich verlangte, die Feder solle gemacht werden, und zwar sogleich, und entschloß mich, um ganz sicher zu gehen, selbst mit dem Büchsenschmied zu gehen. In seiner Wohnung angekommen, erklärte mir dieser, wegen des Belagerungszustandes — in Folge der bekannten Genfer Augustereignisse — könne er bei Nacht nicht arbeiten, den andern Morgen in aller Frühe werde er die Feder machen. Ich gestehe, daß ich über dieses Hinderniß beinahe mein kaltes Blut verlor (sic!), zumal ich ohnehin schon in einer sehr gereizten Stimmung war.

Es mochte unterdessen 10 Uhr geworden sein, und ich begab mich nun ins Viktoria=Hotel, wo ich schon am Morgen ein Zimmer bestellt hatte, um bei Lassalle sein zu können. Ich theilte ihm das Vorgefallene mit, und er nöthigte mich dann, einen Brief an Dr. Arndt zu schreiben, in welchem ich Diesem sagen mußte, daß möglicherweise für den 28. keine glatten Pistolen zu haben wären: für den Fall nehme er gezogene an, und da General Bethlen solche absolut verwerfe, würde er dann an dessen Statt Herrn von Hofstetten zum Sekundanten wählen. Diesen Brief besorgte Herr von Hofstetten selbst noch um 11 Uhr nachts.

Ich unterhielt mich noch bis um Mitternacht mit Lassalle und machte ihn namentlich darauf aufmerksam, daß wir die Stellung beim Duell beliebig ausgemacht hätten, damit er sich nach seiner Bequemlichkeit postiren könne, und daß er doch nicht, wie es seine fehlerhafte Gewohnheit war, zu lange zielen möchte, da er nicht allein schieße u. s. w.

Um Mitternacht ging ich zu Bette. Schon um drei Uhr des andern Morgens stand ich auf und eilte, nachdem ich mich angekleidet, in meine Wohnung, wo ich mehrere Kleinigkeiten zu holen hatte. Von da ging ich zum Büchsenschmied, fand ihn — um 4 Uhr an der Arbeit, nahm gleich die eine Pistole mit und kehrte ins Viktoria=Hotel zurück. Um 5 Uhr weckte ich Lassalle, der sanft schlief. Zufällig sah er gleich die Pistole. Er ergriff sie, fiel mir um den Hals und sagte: „„Da habe ich ja gerade, was für mich paßt!““

Um $5^1/_2$ Uhr war ich wieder beim Büchsenschmied und erhielt nun auch die andere Pistole, die ich ins Hotel brachte.

Dann holte ich Bethlen ab.

Nach $6^1/_2$ Uhr fuhren wir mit Hofstetten, den Lassalle für alle Fälle mitnehmen wollte, nach Carrouge, einer Vorstadt von Genf, ab. Hier sollten sich die Parteien um $7^1/_2$ Uhr treffen. Vor der Abfahrt hatte mir Lassalle sein Testament übergeben, das ich im Fall eines unglücklichen Ausgangs der Frau Gräfin von Hatzfeldt (?!!!) **zur Beförderung an die Genfer Justiz übergeben sollte**; wie auch geschehen ist. Vor 7 Uhr waren wir in Carrouge. Unterwegs hatte mich Lassalle wiederholt gebeten, ich möge doch machen, daß das Duell auf französischem Boden stattfinde, damit er doch in Genf bleiben und die Angelegenheit mit dem alten „„Ausreißer““ erledigen könnte. So sehr ich mich über seine Sicherheit freute, war mir das doch etwas

zu arg. Ich bemerkte ihm, daß er auf der Mensur nicht allein stehe, und daß jede Kugel treffen könne; man dürfe einen Gegner nie verachten. Aber meine Worte machten keinen Eindruck.

Vor 7 Uhr waren wir in Carrouge, und da die Gegenpartei noch nicht angekommen war, warteten wir: Lassalle, der nicht die geringste Aufregung verrieth, trank eine Tasse Thee.

Um $7\frac{1}{2}$ Uhr kamen die Andern. Sie hatten den Dr. Seiler bei sich, der einen passenden Ort kannte. Sie fuhren voraus, und wir folgten. Hoffstetten ließen wir in Carrouge zurück, er sollte in einer Droschke nachfahren. In der Nähe des Platzes, den Dr. Seiler im Auge hatte, stiegen wir aus und gingen durch das Gebüsch, bis wir an Ort und Stelle waren.

Ich wurde durch das Loos dazu bestimmt, für den ersten Schuß*) zu laden und das Kommando zu geben.

Die Parteien wurden nun auf die Mensur gestellt, während ich lud. Man ermahnte mich von mehreren Seiten, ja recht akzentuirt und laut zu kommandiren; dieser Ermahnung bedurfte es natürlich nicht. Für jeden Schuß waren 20 Sekunden gegeben, welche von dem ladenden Sekundanten dadurch zu markiren waren, daß er beim Anfang 1, bei 10 Sekunden 2, bei 20 Sekunden 3 kommandirte. Ich beobachtete die Vorsicht, vorher noch: „„Achtung!““ zu rufen.

Ich gab das Kommando 1. Kaum 5 Sekunden nachher fiel der erste Schuß und zwar von Seiten des Herrn von Racowitz. Unmittelbar nachher, es verging nicht eine Sekunde, antwortete Lassalle.

Er schoß vorbei, er hatte den Tod schon im Leibe. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch hatte schießen können.

Nachdem er gefeuert, trat er unwillkürlich zwei Schritte links. Nun erst hörte ich — denn ich hatte auf die Uhr sehen müssen — wie Jemand (ich weiß nicht, war es General Bethlen oder Dr. Seiler) fragte: „„Sind Sie verwundet?““

Darauf antwortete Lassalle: „Ja.“

Wir führten ihn nun sogleich auf eine Decke, wo man ihn niederlegte und den ersten Verband anlegte.

Während die Gegenpartei sich entfernte, führten Dr. Seiler und ich Lassalle zu einer Kutsche und halfen ihm hinein. Wir beide fuhren mit ihm und unterstützten ihn unterwegs, so gut es ging. Bethlen fuhr mit Hofstetten in der Droschke zurück, in welcher der Letztere gekommen war.

Ich ließ den Kutscher die Wege einschlagen, wo es kein Pflaster gab. Nur 200 Schritte weit hatten wir über Steine zu fahren.

Lassalle war unterwegs sehr still; nur, als wir über das holperige Steinpflaster kamen, sprach er von dem Schmerze, den ihm die Wunde verursache, und fragte, ob wir bald zu Hause seien.

Daß die Wunde gefährlich, wußte ich aus Erfahrung. Daß sie tödt=

---

*) Also war es auf mehrere Schüsse abgesehn. Wahrscheinlich sollte so lange geschossen werden, bis einer der beiden Gegner gefallen war.

lich sei, erfuhr ich erst gegen Mittag, als ich auf sein Dringen zu einem Notar eilte (sic), von Dr. Seiler, der mir begegnete.

Als der Notar kam, schickte ich ihn wieder fort (sic!), weil Lassalle mir damals nicht in dem Zustand schien, Jemand zu empfangen.

Den Tag darauf mußte ich aber auf den dringend ausgedrückten Wunsch Lassalle's zum Advoketen Amberny gehn, mit dem er noch über sein mir vorher schon übergebenes Testament sprechen wollte (sic!). Amberny fand das Testament ganz in der Ordnung, und in seiner Gegenwart wurde es von Lassalle wieder versiegelt, der auch eine neue Adresse darauf schrieb (sic). Amberny und ich waren mit Lassalle allein im Zimmer (sic), der Krankenwärter (also nicht die Frau Gräfin?) war gerade zum Essen gegangen (sic!), wozu ich (sic!) ihm die Erlaubniß gegeben (sic!). Vom Inhalt des Testaments erfuhr ich hier Nichts, da ich auf dem Kanapee saß (sic!). Die erste Kunde des Inhalts erhielt ich in Gegenwart der Frau Gräfin Hatzfeldt durch Philipp Becker (sic), der (aha!) es im Auftrag dieser Dame (sic!) dem Zivil-Tribunal übergab.......

Nachträglich noch eine Bemerkung über den tödtlichen Schuß.

Wenn man die Ursache des Duells betrachtet; —

Wenn man speziell frühere Aeußerungen des Fräulein von Doenniges erwägt, die sie dem Herrn von Rackowitz gegenüber gethan haben wollte, nämlich: sie werde ihm nie treu bleiben, sobald sie Lassalle wieder begegne; —

Wenn man betrachtet, daß Herr von Rackowitz sich am Nachmittag des 27. August sehr sorgfältig eingeschossen: —

so muß einem unwillkürlich der Gedanke kommen, daß Herr von Rackowitz sich **diesen** Schuß einstudirt habe.

Das habe ich wiederholt öffentlich gesagt und das bleibt bestehen. Wollte ich aber eine Gewißheit darüber aussprechen, so würde man mich einfach auslachen."

Soweit Rüstow's Bericht, wie er ihn in die Broschüre der Gräfin geliefert hat. Der Leser wird leicht errathen, wohin Herr von Rackowitz gezielt, geschossen und getroffen hatte.

Zehntes Kapitel.

Lassalle's Tod, Testament und Leichenfeier.

Es ist oben erzählt worden, daß Lassalle, ehe er seine Badereise in die Schweiz antrat, einige Tage in Frankfurt am Main zubrachte. Am 2. Juli abends, nachdem er seinen Vortrag im „Rebstock" gehalten hatte, gingen mehrere Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in den Holländischen Hof, in welchem Lassalle logirte. Dort befanden sich

auch die Gräfin Hatzfeldt, Baron von Schweitzer und Buchdruckereibesitzer Baist, die es ungern sahen, daß Arbeiter erschienen waren, um mit Lassalle zu sprechen. Sie zogen sich mit Lassalle zurück, sahen sich aber genöthigt, endlich im großen Wirthszimmer mit den Arbeitern zu verkehren. Unter den Letztern war ein Kunstgärtner, Namens Dluhy, mit welchem Lassalle in Streit gerieth, weil Dluhy in republikanisch-revolutionärer Weise sprach. Lassalle wurde dabei so heftig, daß er sagte, er werde den hiesigen Vereins-bevollmächtigten ersuchen, solche Leute, wie Dluhy, ohne Weiteres aus der Liste zu streichen. Hierauf machten Lassalle und Baron von Schweitzer sich lustig über die festen Charaktere: weßhalb ich zu ihnen sagte, ich müßte mich sehr über ihren Spott wundern, da gerade die festen Charaktere die Träger der Parteien und die Säulen der Zeit seien. Wir verabschiedeten uns spät in der Nacht, und ein Paar Vereinsmitglieder begleiteten mich, wie das häufig geschah, nach meiner eine Viertelstunde vor der Stadt auf dem Röderberge gelegenen Gartenwohnung. Unterwegs sagte ich zu einem von ihnen:

Die Hatzfeld ist eine — — Noch nie in meinem ganzen Leben habe ich eine solche Empfindung gehabt, wie heute abends. Ich glaube mit Sicherheit, daß Lassalle ein Mann des Todes ist. Seine geschichtliche Mission ist aus. Es gehen Intriguen gegen die Demokratie vor sich; aber ich wache für die Partei."

Am 3. Juli ging ich mit Lassalle allein in den Straßen Frankfurts. Da sprach er zu mir: „Sie waren gestern abends sehr verstimmt; was hatten Sie?" — Ich antwortete: „Die Unterhaltung war mir zuwider". Er fragte hierauf: „Also waren Sie meinetwegen verstimmt?" und ich sagte: „Ja, Lassalle." — Er schwieg, und wir gingen stillschweigend zu Baist, dem er einen Besuch abstattete. — Auf einer Spazierfahrt am folgenden Tag bemerkte er mir, daß seine letzte Hoffnung auf einen europäischen Krieg gerichtet sei.

Als er mit Schweitzer, um nach der Pfalz abzureisen, in den Eisenbahnwagen gestiegen war, machte ich beim Scheiden die höhnische Bemerkung: „Es gibt Leute, die für die Wittelsbacher Dynastie geschrieben und den baierischen Scheinkonstitutionalismus als ächte Freiheit gelobt haben. Das hat Schweitzer da gethan!" — Das waren die letzten Worte, die ich mit Lassalle austauschte. Schweitzer lachte. Die Einladung, die Vergnügungreise in der Pfalz mitzumachen, hatte ich abgelehnt.

Gleich hernach gerieth ich in einen Federkrieg mit den freigemeindlichen Predigern Flos und Uhlich, von denen der letztere die Sozialisten bei einem im Saale des Frankfurter Arbeiterbildungsvereins gehaltenen Vortrage angegriffen hatte, aber von mir zur Revokation genöthigt worden war. Flos hatte die Sache in einer Korrespondenz des „Frankfurter Journals" falsch berichtet und gerieth durch meine im Frankfurter „Volksfreunde" gebrachte Entgegnung dergestalt ins Gedränge, daß ihm der nach Magdeburg zurückgekehrte Uhlich zu Hülfe kam, indem dieser unter Andern auch falsche Angaben über die Mitgliederzahl des Magdeburger Arbeiterbildungsvereins machte. Er schickte aus Magdeburg dem Frankfurter „Volksfreunde" eine Bescheinigung zu, wonach die Zahl der dort aufgenommenen Mitglieder seit Grün=

dung des genannten Vereins am 21. Januar 1863 nicht weniger, als 2943 betragen und wonach bis zum 9. August 1864 den Beitrag 1635 Köpfe regelmäßig bezahlt haben sollten. Die Wochenversammlungen sollten zufolge dieser falschen Angabe von 800—1000 Mitgliedern regelmäßig besucht worden sein. Ich reiste daher von Frankfurt nach Magdeburg, um dort eine Gemeinde des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins zu gründen und zugleich das Material zu holen, durch welches ich die Falschheit der Angaben des Verkünders freigemeindlicher Wahrheit konstatiren wollte. Leider verhinderten mich die Vorgänge, welche in Folge des Lebensendes Lassalle's eintraten, von meinem Material Gebrauch zu machen und den Strauß auszufechten. Denn als ich in der Nacht vom 31. August auf den 1. September wieder in Frankfurt am Main ankam, fand ich drei telegraphische Depeschen auf meinem Zimmer. Die eine, von dem inzwischen nach Berlin übergesiedelten Baron von Schweitzer abgeschickt und Jean unterzeichnet, lautete:

„L. im Duell verwundet. Geheim halten. Auch meine Adresse.“

Die zweite, von eben daher, meldete mir, daß die Wunde lebensgefährlich sei. Die dritte Depesche aber, durch Baron von Hofstetten aus Genf geschickt und von ihm unterzeichnet, enthielt die Worte:

„Höchst traurige Nachricht. Lassalle in Folge einer im Duell erhaltenen Wunde heute gestorben.“

Die Gräfin Hatzfeldt erzählte später mir und Andern in Berlin, daß Lassalle, als er an seiner Wunde krank darniederlag, gar Nichts mehr gesprochen habe. Nur einmal, sagte sie, sei er vom Schmerz emporgeschnellt und habe stürmisch zu trinken verlangt. Ihm wurde, wie das bei Duellverwundungen zu geschehen pflegt, so viel Opium zur Stillung seines Schmerzes eingegeben, daß er fortwährend davon ganz betäubt war. Obgleich ihn mehrere berühmte Aerzte behandelten, konnte er doch nicht gerettet werden; denn seine Wunde war tödtlich. Auch würde ihm, wenn er genesen wäre, das Leben wohl zur Last gefallen sein, da die Erinnerung an die erlittene Schmach ihm das Dasein verbittert hätte. Als Todestag Lassalle's gilt der 31. August.

Den ersten ausführlichen Bericht über den Hergang des Duells erhielt ich durch Baron von Hofstetten. Nachdem ich nämlich sofort eine Todtenfeier in Frankfurt ausgeschrieben hatte, fuhr ich am 4. September nach Leipzig, wohin mich der von Lassalle eingesetzte Vizepräsident rief. Ich hatte vorher zur Einberufung einer Vorstandssitzung ihn aufgefordert. In Leipzig erhielt ich die Nachricht, daß Baron von Hofstetten, von Genf kommend, mich in Frankfurt hatte sprechen wollen, und daß er, als er mich nicht mehr angetroffen, weiter nach Berlin zu Baron von Schweitzer gereist war. Inzwischen hatte sich der Kaufmann Gustav Lewy von Düsseldorf, der Kassirer des Vereins, auch nach Frankfurt, wie ich bei meiner Rückkehr ersah, an mich mit der Aufforderung gewandt, sofort nach Genf zu reisen, um genaue Erkundigung einzuziehen. Sonst liegen folgende Telegramme vor:

Telegramm Nr. 39.

„Düsseldorf, 1. September 1864.

An Willms, Berlin, Lützowerstraße 44.

„C. von Genf auf meine Depesche an Becker keine Antwort. Rheinische Zeitung telegraphische Todesnachricht. Erwarte Drahtantwort. Lewy.“ (Abgesendet 7 Uhr 30 Min. nachm., angekommen 10 Uhr abends.)

Telegramm Nr. 1.

„Leipzig, 1. September 1864.

Eduard Willms in Berlin, Lützowerstraße 44 C. Dammer kommt heute mit erstem Zuge. Bis zu seiner Ankunft Nichts beschließen. M. Dammer.“ (Abgegangen vormittags 7 Uhr 33 Min.)

Telegramm Nr. 22.

„Barmen, 2. September 1864.

Herrn Eduard Willms in Berlin, Lützowerstraße Nr. 10. Die zweite Ausgabe der Elberfelder Zeitung von heute bringt ein Telegramm von Berlin, Lassalle sei am Montag in einem Duell tödtlich verwundet und gestern gestorben. Hierüber bitte Gewißheit auf telegraphischem Wege. F. C. Mann. Parlamentsstraße Nr. 8.“ (Abgegangen 9 Uhr 20 Minuten vormittags.)

Von Leipzig sandte Dammer folgendes Telegramm nach Berlin:

Telegramm 273.

„Leipzig, 5. September 1864.

C. Willms, Lützowerstraße 44 C. Berlin. Becker hier. Hofstetten soll unter allen Umständen sofort kommen. Ich muß Nachricht haben. Dammer.“ (Abgegangen 10 Uhr 49 Minuten vormittags.)

Auf die Depesche Dammers kam Baron von Hofstetten in Begleitung des Barons von Schweitzer mit dem Abendzuge am nächsten Tage in Leipzig an. Sie logirten sich im Hotel zur Stadt Dresden ein, und hier erzählte uns Hofstetten als Augenzeuge bei zwei Bowlen Glühwein, indem Schweitzer von Zeit zu Zeit ergänzte oder berichtigte, bis früh um 4 Uhr den Hergang des Duells. Außer den Genannten war noch der Geschichtsprofessor Dr. Heinrich Wuttke anwesend. Hofstetten reiste dann nach München, Schweitzer noch Berlin zurück. Hofstetten sagte mir: er habe von Johann Philipp Becker erfahren, Lassalle habe mir eine Jahresrente von 400 Thalern in seinem Testamente ausgesetzt; doch könne er nicht für die Wahrheit einstehen. Ihm seien Lassalle's Waffen und Schweitzer 100 Stück Bücher vermacht. Außerdem habe Lassalle in seinem Testamente mich als seinen Nachfolger bezeichnet; er habe ihm gesagt, daß er Schweitzer nicht als seinen Nachfolger wegen der Mannheimer Geschichte erwählen könne.

Was später als das Lassalle'sche Testament bekannt wurde, enthielt die Bestimmung, daß Lothar Bucher und Holthoff die Testamentsexekutoren sein sollten. Ersterem war jährlich eine hohe Jahresrente, letzterem die Summe von 2000 Thalern ausgesetzt. Auch Rüstow war mit einer Jahresrente bedacht; ebenso mehrere andere persönliche Bekannte Lassalle's. Die Gräfin Hatzfeldt erhielt 30.000 Thaler und sollte die Papiere Lassalle's erben. An Lothar Bucher war das Autorrecht der Lassalle'schen

Schriften übertragen. In Bezug auf mich theilte mir die Gräfin Hatzfeldt einen von ihrer Hand beschriebenen Zettel mit, des Inhalts:

„Abschrift aus dem Testament Lassalle's. Dem A. D. Arbeiterverein empfehle ich, zu meinem Nachfolger den Frankfurter Bevollmächtigten B. Becker zu wählen. Er soll an der Organisation festhalten! sie wird den Arbeiterstand zum Siege führen."

Die Richtigkeit dieser Stelle des Testaments wurde mir einige Zeit darauf vom Testaments=Exekutor Holthoff dokumentarisch verbürgt.

In Bezug auf mich war in jenen Abschriften, welche vom fraglichen Testamente nach Deutschland gelangten, Nichts weiter enthalten.

Wenn also in öffentlichen Blättern die Nachricht ausgestreut worden ist, daß Lassalle mich mit den nöthigen Geldmitteln ausgerüstet habe, um die Agitation kräftig fortsetzen zu können, so haben die Verbreiter jener Neuigkeit sich wohl theils absichtlich, theils unabsichtlich geirrt. Lassalle hinterließ mir bloß die Sorge für den Verein und eine schon anbrüchig gewordene Organisation. Doch darüber, sowie über ein dem Vereinssekretär Willms hinterlassenes Vermächtniß, werde ich Näheres veröffentlichen, wenn ich die Vereinsgeschichte schreibe und weitere Aktenstücke drucken lasse. Hier sei nur noch so viel bemerkt, daß Lassalle's Schwester in jenem Testamente gar nicht bedacht, ja nicht einmal erwähnt, und daß seine Mutter zur Universalerbin eingesetzt war. Das Testament wurde angefochten, weil seine Aechtheit angezweifelt wurde, und es entspann sich ein jahrelanger Prozeß, über dessen endliche Beilegung ich keine genauen Nachrichten habe.

Das Testament Lassalle's ist nicht nur in einiges Dunkel gehüllt, sondern auch seine Gültigkeit, selbst wenn die Aechtheit nicht bemängelt werden konnte, war nach preußischem Recht sehr zweifelhaft. Die Rechtsautoritäten widersprachen sich. Der Testamentsexekutor Rechtsanwalt Holthoff selber war dieser Ansicht, und er sprach sie vor der Gräfin Hatzfeldt in meinem Beisein aus.

Nachdem Lassalle in einem so elenden Kampfe, in einem Streite zwischen zwei Weibern — zwischen zwei Emanzipirten, einer alten und einer jungen Kokette — sein Leben gelassen hatte, ließ die Siegerin den Leichnam einbalsamiren und kam nach Deutschland, um daselbst ihren Triumphzug zu halten. Von Leipzig war ich nach Berlin gereist, weßhalb die Gräfin Hatzfeldt dahin folgendes Telegramm absandte:

Telegramm 323.

„Frankfurt am Main, 11. September 1864.

Willms, Potsdamerstraße 131, Berlin. — B. Becker muß unter allen Umständen Montag abends in Düsseldorf sein, gibt keine Entschuldigung. Gräfin Hatzfeldt." (Aufgegeben 9 Uhr vormittags.)

Inzwischen war ich jedoch nach Frankfurt zurückgekehrt und wohnte nun in Mainz der großartigen Todtenfeier bei, welche vorzüglich mit Hülfe der katholischen Geistlichkeit, wie ich von Mainzern erfuhr, ins Werk gesetzt worden war. Obschon die Gräfin Hatzfeldt aus Haß gegen die Lassal'sche Familie später die kühne Behauptung aufstellte, Ferdinand Lassalle

sei zum Katholizismus vor seinem Tode übergetreten, sandte sie doch noch von Mainz aus folgendes in meinem Besitz befindliche Telegramm nach Berlin an den Buchhändler Reinhold Schlingmann:

Telegramm 1532.

„Mainz, 11. September 1864.

Buchhändler Schlingmann, Berlin, 31 Schönebergerstraße. — Komme Mittwoch morgens, spätestens Donnerstag morgens. Der Leichnam ist jedenfalls vom Potsdamer Bahnhofe abzuholen nach dem israelitischen Leichenhause (sic!), die andere Feier nachher. Willms nicht kommen. Gräfin Hatzfeldt." (Aufgegeben 8 Uhr 50 Minuten vormittags.)

Als Sophie von Hatzfeld über ihre Nebenbuhlerin den Sieg errungen hatte, betrachtete sie den todten Lassalle ganz als den ihrigen und wollte beliebig über seinen Leichnam verfügen. Sie beabsichtigte ihn in Berlin nach israelitischem Ritus begraben zu lassen. Auf dem Rheinschiffe der niederländischen Gesellschaft, welches den Todten nach Köln beförderte, rief sie im Hetären=Tone weinend am Sarge: „Zwölf Andere ersetzen mir ihn nicht!" — Indeß legte sich, um dem Triumphzuge Einhalt zu thun, die Lassal'sche Familie ins Mittel und brachte es bei der preußischen Regierung dahin, daß in Köln beim Landen des Fahrzeugs, welches den Sarg trug, zwei Polizeioffiziere den Leichnam im Namen der Regierung Sophien von Hatzfeldt abnahmen: worauf er über Berlin nach Breslau unter Polizeibedeckung geschafft wurde. Nun erst erfand Sophie von Hatzfeldt das Mährchen: Lassalle sei als Katholik gestorben und dürfe folglich nicht an der Seite seines Vaters auf dem jüdischen Kirchhofe in Breslau ruhen. Allein sie richtete mit dieser leeren Behauptung, die sie nicht beweisen konnte, Nichts aus, zumal da die katholischen Pfaffen nicht so dumm waren, sich der Dame zu gefallen eine arge Blöße zu geben.

Wohl zu unterscheiden von dem Triumphzuge der Gräfin Hatzfeldt sind die für Lassalle veranstalteten Todtenfeiern. Die soziale Demokratie hatte in Lassalle den einstigen Demokraten, der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein den dahingeschiedenen Führer, die persönlichen Bekannten den verlorenen Freund zu betrauern. Sie alle hatten sein Andenken zu ehren, wenn sie sich auch nicht verhehlen konnten, daß er auf eine unrühmliche, seiner geschichtlichen Mission ganz unwürdige Weise seinen Untergang gefunden hatte. Würde er sich nicht mit Frauen aus der Bourgeoisie und Aristokratie herumgetrieben, sondern weniger Uebermuth gegen die Töchter des Volks empfunden und daher, wenn er nun einmal heirathen mußte, sich mit einem Mädchen aus dem Arbeiterstande verehelicht haben, so wäre Alles anders gekommen. Er lebte alsdann wahrscheinlich heute noch. Aber er hatte aristokratische Sitten bei demokratischem Bekenntnisse. Seine innern Widersprüche richteten ihn zu Grunde. Zwar suchte er sich endlich von der Gräfin Hatzfeldt loszumachen; allein er kaprizirte sich nun darauf, wiederum sich an ein aristokratisches Weib, das ihn zum Narren hielt, zu fesseln.

Den Todtenfeiern, zu denen ich den Anstoß gab, lag die vom Parteiinteresse eingegebene Absicht zu Grunde, den die soziale Demokratie mit

einem großen Nachtheile bedrohenden Tod Lassalle's als Parteikitt zu benutzen. Denn da die Nachricht von dem Tode des bisherigen Führers leicht die zum Allgemeinen Deutschen Arbeitervereine gehörenden Arbeiter dahin bringen konnte, daß sie, am Gelingen des angestrebten Zieles verzweifelnd, die sozialistische Agitation aufgaben, so schien die Todtenfeier das geeignete Mittel zu sein, um dem Schmerz und die Trauer über den dahingeschiedenen Parteiführer zur Anspornung des Eifers und zum erneuten Angelöbnisse des Festhaltens zu verwerthen. Leider war mit der Anwendung dieses Mittels die Inkonvenienz verknüpft, daß sowohl ein demokratischer Heiliger geschaffen wurde, als auch, daß sich Sophie von Hatzfeldt als „einziger, jedenfalls bester Freund" in den Vordergrund drängen und bei der Leichtgläubigkeit gewisser Schwachköpfe einen störenden Einfluß geltend machen konnte. Allein in Anbetracht des Reifegrades vieler Arbeiter war jenes Mittel nun einmal unvermeidlich. Viele glaubten nicht nur, daß Lassalle für sie gestorben sei, sondern es gab sogar und gibt wohl noch jetzt manche Arbeiter am Rhein, welche es sich nicht ausreden ließen, daß Lassalle, weit davon entfernt, todt zu sein, sich nur auf einige Zeit zurückgezogen habe, um in neuer Glorie wieder zu kommen und dann, nach Art des Menschensohnes am jüngsten Tage, die Lebendigen und die Todten zu richten. In der großen Menge, bei welcher das höhere geistige Leben sich nicht stark entwickelt hat, herrscht das widerspruchsvolle Gemüth vor: weßhalb bei ihr die Trauer und der Schmerz fast eben so zum Bedürfniß geworden sind, wie die Freude und Wonne. Schon der Tod Robert Blums war von der Demokratie so benutzt worden, wie es jetzt der Tod Lassalle's wurde. Auf der großen Todtenfeier zu Castel bei Düsseldorf, an der die sämmtlichen Sozialistengemeinden des Rheinlandes Antheil nahmen, konnte man in den Reden der Arbeiter Worte hören, welche sehr stark an den christlichen Mythus von der Kreuzigung und Auferstehung des Heilandes erinnerten. Die Zahl der sogenannten Lassalleaner war, wie ich in der projektirten Geschichte des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins statistisch nachweisen werde, zu jener Zeit noch so klein, daß das einstweilige Auftreten der sozialistischen Propaganda im religiös-fanatischen Gewande, um der Rettung der Sache willen, von der Klugheit geboten schien. Freilich wurde die theoretische Entwickelung des Sozialismus hierdurch eine Zeitlang gehemmt; allein da die Alternative so lag: ob die mit äußerster Anstrengung ins Leben gerufene, und am Leben erhaltene Agitation unter dem Spotte der Gegner entweder ganz als nutzlos sich herausstellen und resultatlos verschwinden, oder ob sie durch Hinüberleitung auf das Gebiet des Glaubens gerettet werden sollte, so konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein. Sowie unter günstigen Umständen das kleine Häuflein wuchs und erstarkte, konnte immerhin die religiöse Form, die mit der Aufrechthaltung der Organisation innig zusammenhängt, in Stücke zerschlagen werden, damit sich jetzt ein neues und freieres Parteileben entfalte. Diesen Akt der Parteiverjüngung zu vollziehen ist der Zweck gegenwärtiger Schrift, die nur den Vorläufer bildet für die Veröffentlichung anderer, historisch noch werthvollerer Aktenstücke.

Ist einmal die Form, welche auf die Dauer das Wachsthum und die Lebensentfaltung hindert, rücksichtslos gesprengt: dann verwandelt sich der Glaube in Erkenntniß, und dann erst hören die auf die Worte des Meisters schwörenden Sozialisten Deutschlands auf, eine bloße, in religiöser Beschaulichkeit dahin wuchernde Sekte zu sein. Nur wenn die Freiheit der Bewegung errungen ist, kann das arbeitende Volk die Grundlage der neuen Demokratie bilden! Allerdings muß, soll das große demokratische Werk gelingen, die Arbeiterbewegung weit über den beschränkten, noch im zaghaften Dualismus „dieses und jenes Wegs" festgehaltenen Lassalleanismus kühn und konsequent hinausgegangen sein. Nach Lassalle's eignen Worten gab er Alles doch nur in der Nußschale.

Das Sektenthum hat zu fallen, sowie das kräftige Parteileben beginnt. Fort mit dem Einflusse der alten Weiber und Schürzenpräsidenten! Auch macht es dem Namen Lassalle's größere Ehre, wenn seine einstmaligen Anhänger sich in selbständig denkende Sozial-Demokraten verwandeln, als wenn sie unablässig blinden Götzendienst treiben, immer das nämliche Zeug zum Erbrechen wiederkäuen und auf diese Weise dem strengen Urtheil des großen Agitators verfallen, welches dahin lautete:

„Vor Schafsköpfen nimmt die Bewegung sonst die Gestalt einer einzelnen Person an!"

Vorwärts ist also die Losung der sozial-demokratischen Partei: und wenn demnach die sogenannten Lassalleaner immer und ewig Lassalleaner bleiben wollen, so werden sie, von den Ereignissen überholt, als Reaktionäre binnen Kurzem in das alte Register kommen. Es gibt nicht mehr „diesen und jenen Weg," sondern nur noch einen einzigen. Das ist der Weg, welcher mit Entschiedenheit gerade auf's Ziel losgeht.

Wer diesen einzigen Weg nicht einzuschlagen weiß, der gehört zu den Todten und muß hinfort als ein Todter behandelt werden!

Schlußwort.

Den Gegnern des Sozialismus gereichte Lassalle's Tod zur nicht geringen Freude. Denn da sie in dem Wahne befangen waren, daß die von Lassalle geführte Arbeiterbewegung keine geschichtliche Berechtigung habe, sondern vielmehr durch die Laune eines einzelnen genialen Mannes ins Leben gerufen worden sei: glaubten sie sicher annehmen zu dürfen, daß mit dem Tode des Haupt-Agitators auch die Agitation in Nichts verrinnen würde. Sie täuschten sich sehr. Denn weil ihre Voraussetzungen total falsch waren, mußten es auch ihre Folgerungen werden. Lassalle ein Kind seiner Zeit, diente nur dem Bedürfniß der unmittelbaren Gegenwart. Weit davon entfernt, der Ideolog zu sein, als welchen er sich in seiner Frankfurter Rede (vom 17. Mai 1863) bekennt, trieb er im Gegentheil vielleicht mehr, als er hätte thun sollen, Realpolitik. In dieser Beziehung ist die Definition, die er in seinem an Sophie von Hatzfeldt gerichteten Briefe unterm 28. Juli 1864 von der Politik gibt, sehr zu beachten. Er sagt daselbst: „Politik heißt aktuelle, momentane Wirksamkeit; alles Andere kann man auch von der Wissenschaft aus besorgen.“ — Die preußische Politik unter den Auspizien des Königs Wilhelm zog er bei seiner Agitation so sehr in Berechnung, daß er am Stiftungstage des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in Leipzig (am 23. Mai 1863) auf die in den Zeitungen enthaltene Nachricht von der schweren Erkrankung des genannten Königs die Worte fallen ließ: „Wenn der jetzige König stirbt, sind wir mit unserer Agitation unrettbar verloren.“ Den von ihm vorausgesehenen preußisch-deutschen Krieg machte er in so hohem Grade zur Bedingung des Gelingens der Arbeiterbewegung, daß er dieser einen nationalen Anstrich gab und den Verein gleichsam auf preußischem Fundamente anlegte. Allerdings war er hierin nicht ganz konsequent; denn in seiner Agitation finden sich, namentlich in der ersten Zeit derselben, sowohl großdeutsche, als auch entschieden demokratische und völlig sozialistische Ausfälle gegen die an Preußen geknüpften nationalen Hoffnungen.

Ein nationaler Sozialismus leidet ohnehin an innerm Widerspruche und steht sich selber im Wege. Der Sozialismus ist in vieler Hinsicht den nationalen

Bestrebungen geradezu entgegengesetzt: weßhalb jeder sozialistische Agitator wenn er, wie neuerdings Baron von Schweitzer in der Eisenzollfrage, die Arbeiterbewegung mit dem nationalen Schutzzöllnerthum verquicken will, oder gar zu Gunsten des Feudalismus von Vaterlandsliebe phantasirt, damit nur zeigt: daß er entweder blitzwenig den Sozialismus kennt, oder daß er wider sein besseres Wissen denselben mißbraucht, imdem er die Arbeiterb ewegung ungehörigen Zielen dienstbar macht.

Die innerhalb Deutschlands sich vollziehende Bewegung ist nur ein Theil und Abbild der allgemeinen europäischen. Mögen die Wortführer derselben immerhin mit Willkür oder mit absoluter Freiheit zu handeln glauben, sind und bleiben sie doch dessenungeachtet den unabänderlichen Zusammenhängen — den Geschichtsgesetzen — unterworfen. Der allgemeine geschichtliche Gang ist folgender. Nach dem Rückschlage auf das Jahr 1848 erfolgte im Krimkriege zuerst die Zersetzung der staatlichen europäischen Reaktion. Hernach kam im italienischen Kriege das Aufthauen der nationalen Reaktion. Die hierauf eintretende Arbeiterbewegung aber vollbringt die Hinwegräumung der sozialen Reaktion. Alle drei Prozesse sind dermaßen zusammengehörig, daß sie, indem der eine aus dem andern folgt, nur die sich herausgestaltende Klarheit des Volksbewußtseins darstellen. So zu sagen rollt sich das durch die Reaktion sorgfältig zusammengewickelte Pergamentblatt der Geschichte wieder auf. Nachdem im Krimkriege die Spitzen der Gesellschaft handelnd aufgetreten waren, um die Umkehr der rückgängigen Bewegung anzubahnen, erschienen mit dem italienischen Kriege die national gesinnten bürgerlichen Schichten auf der europäischen Weltbühne, bis endlich mit dem Eintritt der Arbeiterbewegung, die sich über alle Länder- und Sprachmarken Europa's hinweg die Hände zu reichen hat, die große Masse des Volks in Leidenschaft und Thätigkeit gezogen wurde.

Wenden wir uns jetzt Deutschland zu, um uns klar zu machen, auf welche Weise sich hier der allgemeine europäische Gang der neuesten Entwickelung abspiegelt. Ihren Höhepunkt ereichte die Reaktion Deutschlands im Jahre 1854. Vom 6. Juli des besagten Jahres datirt die auf die Presse bezügliche Bundesmaßregelung, deren Bestimmungen bis auf die Gegenwart wirksam geblieben sind, und vom 13. Juli das in seinen wesentlichsten Punkten noch jetzt überall gültige Normal-Vereinsgesetz des Bundes. Die Einigkeit zwischen Oesterreich und Preußen war damals so stark, daß am 20. April 1854 ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen den beiden deutschen Großstaaten und dem deutschen Bunde zu Stande kam, dahin lautend:

Seine kaiserl.-königl. apostolische Majestät und Seine Majestät der König von Preußen garantiren sich gegenseitig den Besitz ihrer deutschen und außerdeutschen Länder, sodaß jeder auf das Ländergebiet des Einen gerichtete Angriff, woher er auch komme, auch von dem Andern als ein gegen das eigne Gebiet gerichtetes feindliches Unternehmen angesehen wird. In gleicher Weise halten sich die hohen Kontrahenten für verpflichtet, die

Rechte und Interessen Deutschlands gegen alle und jede Beeinträchtigung zu schützen, und betrachten sich demnach zur gemeinsamen Abwehr jedes Angriffs auf irgend einen Theil ihrer Gebiete auch in dem Falle als verbunden, wenn Einer derselben im Einverständnisse mit dem Andern zur Wahrung deutscher Interessen aktiv vorzugehen sich veranlaßt findet. . . . Die hohen kontrahirenden Theile werden sämmtliche deutsche Bundesregierungen einladen, diesem Bündnisse beizutreten, mit der Maßgabe, daß die durch Artikel 47 vorhergesehenen bundesrechtlichen Verpflichtungen für die beitretenden Staaten diejenige Ausdehnung annehmen, die der gegenwärtige Vertrag vorbedingt."

Der Pariser Friede vom 30. März 1856 bewirkte in den Wiener Verträgen, auf welchen der deutsche Bund beruhte, einen unheilbaren Riß und versetzte der Einigkeit Preußens und Oestreichs, oder mit andern Worten: der staatlichen Reaktion Deutschlands, einen gewaltigen Schlag. Waren während des Krimkrieges die deutschen Mächte noch völlig einig gewesen, so zeigte sich doch alsbald nach dem Friedensschlusse der Hader. Selbiger trat sofort bei drei Gelegenheiten zu Tage. Einmal nämlich am 18. Dezember 1856 bei der Weigerung der kurhessischen Regierung, die durch die baierische Exekution des Jahres 1850 — 1851 aufgelaufenen Kosten zu bezahlen: bei welcher Gelegenheit der preußische Bundestagsgesandte Bismarck-Schönhausen in der Bundesversammlung den „prinzipiell abweichenden Standpunkt" seines Kabinettes zu Protokoll gab und der Gesandte der großherzoglich und herzoglich sächsischen Häuser sich der Erklärung der preußischen Regierung anschloß. Der andere Fall, welcher ebenfalls dem Jahre 1856 angehört, betraf den Streit der nassauischen und hessendarmstädtischen Regierung bezüglich der Rheinschifffahrt. Die dritte Gelegenheit wurde durch das Mißlingen des preußisch-royalistischen Neuenburger Putsches vom 2. September 1856 an die Hand gegeben. Als nämlich am 8. Januar 1857 nach langen fruchtlosen Verhandlungen, welche die Freilassung der royalistischen Neuenburger Gefangenen zum Zweck hatten, der geheime Legationsrath von Bismarck-Schönhausen dem Bundestage den Entschluß seiner Regierung mittheilte, „die Streitkräfte in Bewegung zu setzen, welche zum Aufbruch gegen die Schweiz bereits bestimmt seien," und als er an diese Mittheilung die Hoffnung auf „die Bereitwilligkeit" knüpfte, „mit welcher die Souveräne und Regierungen der betreffenden deutschen Staaten ihren freundlichen Gesinnungen gegen Seine Majestät den König und ihrer Theilnahme für die Geltendmachung des von ihnen selbst als traktatmäßig bestehend anerkannten Rechts Ausdruck gegeben" hätten: da brachte der österreichische Präsidialgesandte Graf von Rechberg und Rothenlöwen die preußenfeindliche Erklärung vor:

Nur um prinzipielle Streitigkeiten zu vermeiden, enthält sich der Gesandte, den Standpunckt, welchen die kaiserliche Regierung in der Neuenburger Frage festhält, näher zu entwickeln."*)

*) S. Pratokolle der deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1857. Sitzung 1—34. Frankfurt a./M.

Zwar konnte der preußische Bundestagsgesandte schon am 22. Januar 1857 dem Bundestage die Freilassung der Neuenburger Gefangenen anzeigen, allein der Zwist zwischen Oesterreich und Preußen wurde immer stärker, weßhalb viele Bundesbeschlüsse aus Mangel an Stimmeneinhelligkeit auf sich beruhen blieben. Also entbrannte noch unter Manteuffels Regierung, als deren Gesandter Bismarck beim Bundestage beglaubigt war, in Folge der veränderten europäischen Verhältnisse der 1866 in Krieg ausmündende Streit zwischen Preußen und Oesterreich. Die Persönlichkeit Bismarcks hatte hiermit so wenig zu thun, daß nach seinem Ausscheiden aus der Bundesversammlung zu Anfange des Jahres 1859 sein Nachfolger Usedom den Bruch sogar noch erweiterte, ganz abgesehen davon, daß während der langen Reaktionszeit Bismarck, welcher bereits im Sommer 1851 nach Frankfurt gekommen war, das herzlichste Einverständniß mit Oesterreich bekundet hatte.

Der fast mit dem Beginne der neuen preußischen Aera zusammenfallende italienische Krieg trieb die preußische Regierung dazu, eine deutsch-nationale Außenseite zu zeigen. Im Einverständnisse mit den preußischen Staatsleuten bildete sich, zugleich angeregt vom Beispiele der Italiener, der „Deutsche Nationalverein.“ Selbiger repräsentirte die Bewegung des deutschen Bürgerthums. Er lehnte sich an den preußischen Staat an, wurde jedoch in seinen liberalen Hoffnungen durch den inzwischen ans preußische Staatsruder gelangten früheren Bundestagsgesandten und eifrigen Anhänger der Kreuzzeitungspartei Bismarck-Schönhausen bedeutend abgekühlt: weßhalb Schulze-Delitzsch, eines der wichtigsten Miglieder der aus dem Nationalverein aufgeschossenen Fortschrittspartei, die Absicht seiner Partei verkündete, Preußen den Großmachtskitzel austreiben zu wollen. Aber nicht sowohl deßwegen kann Schulze, da er ja doch Nichts mit seiner Phrase ausrichtete, ein wichtiges Mitglied der Fortschrittspartei genannt werden, als vielmehr wegen seiner zwieschlächtigen Stellung, die er in der politisch-nationalen Agitation des Nationalvereins als seitheriger Beförderer des schon 1848 aufgetauchten und aus England entlehnten deutschen Genossenschaftswesens einnahm und einnehmen mußte.

Gleichwie es nämlich die Quallen und Korallengewächse gibt, die zwischen Pflanze und Thier den Uebergang bilden, ebenso vermittelte Schulze den Uebergang vom nationalen und politischen Gebiete zum sozialen. Auch bei Schulze blieb es zweifelhaft, ob man ihn mehr in die eine oder in die andere Kategorie rechnen sollte. Die geschichtliche Mission Lassalle's nun bestand darin, einen Schritt nach dem Sozialen weiter zu thun. Lassalle rüttelte die großen Volksmassen aus dem Schlafe, wandte sich an die sogenannten Ungebildeten, an die Einfältigen, Mühseligen und Beladenen, und erhob, indem er an ihr Interesse appellirte, die Lohn- und Magenfrage auf die Tagesordnung.

Betrachten wir jetzt ganz kurz, wie eng sich die Bewegung in Deutschland an die allgemein europäische angeschlossen hat. Auch für Deutschland signalisirt der Krimkriege, nach langer Ebbe den Widereintritt der Fluthzeit. Alsbald zerfällt das herzliche Einverständniß der staatlichen Reaktion,

wodurch die neue preußische Aera präludirt wird. Der italienische Krieg bringt ebenfalls in Deutschland den Spießbürger, den Philister, kurz das national gesinnte Bürgerthum auf die Beine und versetzt selbiges unter der Führerschaft von Advokaten in eine ebenso liberale, wie mäßig anständige Begeisterung. Als durch den Vertreter des beschränkten Kleinbürgerthums der deutsche Arbeiterstand ins Schlepptau des seinem Interesse widerstreitenden nationalen Pantoffelheldenthums genommen werden soll, da erscheint zur rechten Zeit der Arbeiter-Agitator Lassalle. Also läuft die Bewegung innerhalb Deutschlands jener außerhalb ganz parallel, und der Mann, der bei uns die Arbeiter aus dem Schlummer rief, handelte nicht willkürlich, sondern war ein Instrument der zeitgenössischen Geschichte.

Zwar war auch Lassalle, wie schon seine oben kritisirte Broschüre: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens" (Berlin 1859), zur Genüge zeigt, nicht nur entschieden national, sondern auch staatlich preußisch, und sein Sozialismus trat daher sowenig in voller Reinheit zu Tage, daß er das die konkrete Unterlage des staatlichen und nationalen Liberalismus bildende Soziale sogar, indem er es dem Politischen ganz gleichstellte, an sich und allein ebenso gut für eine Abstraktion, wie das bloße Politische, erklärte; aber durch den Kampf gegen Schulze und die Fortschrittspartei wurde die soziale Seite der Lassalle'schen Agitation wegen ihres Kontrastes zum Spießbürgerthum bedeutend mehr in den Vordergrund geschoben, als sie es bei völlig friedlicher Agitation geworden wäre. Seitdem nun vollends der Krieg von 1866 stattgefunden und in seinem Gefolge die Oktroyirung des allgemeinen Stimmrechts mit sich gebracht hat, gibt es wohl noch staatliche und nationale Anklänge des Lassalleanismus, doch wird letzterer jetzt noch weit mehr, als vorher, durch den Vorschlag der auf Staatskredit zu errichtenden Produktivassoziationen charakterisirt. Ein großer Theil des Lassalle'schen Programmes erscheint jetzt als erledigt. Lassalle brauchte bei seinem Auftreten die Agitation für das allgemeine Stimmrecht als Mittel, um einestheils die trägen Massen aufzurütteln und um anderntheils in der Bekämpfung der Bourgeois-Verfassung Preußens den praktischen Zusammenhang zwischen dem Sozialen und Politischen als greifbares Ziel aufzuweisen. Indem er aber die mit dem Sozialismus unverträgliche national preußisch-deutsche Dosis in seine Agitation anfangs zwar äußerst schwach, zuletzt jedoch, als er in Hamburg die durch seinen Tod verhinderte Resolution bezüglich der preußischen Annektirung Schleswig-Holsteins fassen lassen wollte, in sehr ausgeprägter Weise einzumischen suchte: da hatte er ebenfalls einen völlig praktischen Hintergedanken, denn er meinte, daß die preußische Annektirung mit einem europäischen oder französisch-deutschen Nationalkrieg verbunden sein werde. Mag nun diese Lassalle'sche Voraussetzung sich richtig erweisen oder nicht, so hat sie doch erstens theoretisch mit dem Sozialismus gar Nichts zu schaffen, und zweitens würde ein solcher nationaler Krieg, wofern auf französischer Seite nicht eine sozialistische Regierung stände und über Preußen siegte, die Arbeiterbewegung Deutschlands weit zurückwerfen. Ferner würde ein derartiger nationaler Krieg durch die Anfachung der mit dem Nationalstolze verbundenen Gehässigkeiten der

sämmtlichen europäischen Entwickelung einen Hemmschuh anlegen und im Falle der Besiegung des französischen Kaiserreichs obendrein eine allgemeine europäisch-staatliche Reaktion zuwege bringen. Die liberalen Parteien Europas würden die kaiserliche Wirthschaft Frankreichs nicht so schmähen, wenn sie wirklich wüßten, was sie ihr verdanken.

Wer nun nicht sowohl dem Sozialismus überhaupt, als vielmehr dem speziellen Lassalleanismus huldigt, der bleibt nicht nur auf der niedrigen Stufe stehen, auf welche wegen der geringen Zeitentwickelung die Arbeiterbewegung beim Auftreten Lassalle's sich zuvörderst festgebannt sah, sondern er erkennt damit auch als wesentlich nothwendig jene fremdartige Beimischung an, welche Lassalle seinem agitatorischen Sozialismus zu geben beliebte. Eine schlimme Folge jener Beimischung ist die Konfusion gewesen, die durch den Ausdruck „Staatshülfe" erzeugt worden ist. Eine andere schlimme Folge war die Zufriedenheit und der Leichtsinn, womit sich die arbeitende Klasse in das oktroyirte diätenlose, der Bestechung der Arbeiterführer Thür und Thor öffnende allgemeine Stimmrecht fügte. Auch liegt die Gefahr nicht allzufern, daß die reaktionären Staatsleute Preußens sich, wenn sie ins Gedränge gerathen, eben so sehr der sozialen Frage zu bemächtigen und selbige zu ihren Gunsten auszubeuten, zu verdrehen und zu verfälschen suchen, wie sie es hinsichtlich der deutschnationalen schon gethan haben. Kein Verständiger wird Lassalle den wohlverdienten Ruhm schmälern wollen. Im Gegentheil wird in der vorliegenden Schrift die geschichtliche Bedeutung Lassalle's ausdrücklich anerkannt und festgestellt. Allein die soziale Entwickelung, weit entfernt, mit Lassalle schon abzuschließen, hat für Deutschland erst mit ihm seit der nach 1848 eingetretenen Reaktion ihren Anfang wieder genommen. Auch ist es thöricht, wenn man bei der sozialen Frage Deutschland allein und als abgeschlossenes Land ins Auge faßt. Denn die Lebenskraft der sozialen Frage wurzelt im Weltverkehr und kann durch die europäischen Arbeiter bloß gemeinsam zum vorläufigen, einigermaßen befriedigenden und die Ausgangspunkte zu hundertjähriger Entwickelung legenden Austrag gebracht werden. Für diesen Fall wird das allgemeine Stimmrecht allerdings seine guten Dienste leisten, aber es wird alsdann weder national, noch staatlich, sondern sozial-europäisch angewandt werden. Zu einer solchen Lösung bildet die internationale Assoziation, die mit der Zeit das sprachlich-föderale Band wohl abstreifen wird, die Uebergangsstufe.

Für den Lassalleanismus ist keine Aussicht vorhanden, sich aus sich selbst heraus zum reinen Sozialismus zu entwickeln, so lange als die auf seine Organisation beruhende Diktatur eines Einzelnen besteht. Jeder Mißgriff dieses auf konservatives Beharren beim Ueberlieferten schon durch seine Stellung angewiesenen Diktators schadet dem ganzen Vereine und bietet, zumal seitdem die Zeitung „Sozial-Demokrat" und die Präsidentschaft in eine einzige Hand gelegt sind, äußerst geringe Gewähr für Gutmachung des Verbrochenen. Der Vorschreiber, Vordenker und — Vorbeter sind jetzt eine und dieselbe Person. Wie wäre es unter solchen Umständen, wenn selbige Person die Arbeiterbewegung zufällig für ihre persönlichen

Zwecke benutzte und allemal, wenn sie etwa eine geheime Transaktion abschließen wollte, zur Täuschung der Arbeiter einige roth schillernde Artikel vom Stapel laufen ließe, um dann eine Zeit lang um so ruhiger von dem Fette ihrer Heldenthaten zehren zu können? Wo bleibt dann der Präsident, der den Zeitungsschreiber zurechtweist? Soll der von Lassalle gegründete Allgemeine Deutsche Arbeiterverein demokratische Kraft entfalten, so muß er nicht nur aufhören, „allgemein deutsch" zu sein, wie es sogar die „Deutsche Allgemeine" Zeitung ist, nein, er muß sich auch eine völlig demokratische Verfassung geben. Die dreijährige Zeit, binnen welcher die Statuten nicht abgeändert werden durften, ist bereits im wichtigen Jahre 1866 abgelaufen. War das Leitseil des Präsidenten die drei ersten Lebensjahre nach der Geburt des Vereins noch eine Nothwendigkeit, so müßte es doch in der That schlimm um den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein stehen, wenn dieser nach fünfjährigem Bestand nicht ohne Gängelband marschiren und auf eignen Füßen stehen gelernt hätte. Zwar scheint das aus der Zeit der deutschen Bundesreaktion stammende Vereinsrecht einer solchen demokratischen Vereinsverfassung hinderlich zu sein: allein, warum wird nicht für unbedingte Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit agitirt? Warum suchen sich die Arbeiter nicht der ihnen in der Reaktionszeit angelegten gesetzlichen Fesseln endlich zu entledigen? Ferner läßt sich der Verein sehr leicht selbst angesichts der bestehenden Vereinsgesetze demokratisiren, ohne daß er gerade deßhalb einheitlich zu sein aufhört: wenn nämlich die überall auf demokratischem Wege von den Ortsmitgliedern zu wählenden Leiter, welche bisher „Bevollmächtigte" hießen, sich in Vorstandsmitglieder verwandeln, die ihrerseits einen dem Ortswechsel unterworfenen Ausschuß, bestehend aus dem Sekretär, dem Kassirer und dem Geschäftsführer, nun mit der verantwortlichen Vollziehungsgewalt und Administration betrauen. Würden alle Hauptbeschlüsse auf Generalversammlungen gefaßt, so wäre der unter dem Titel Präsident dominirende Urtyrann sehr leicht zu entbehren.

Jeder jetzige Präsident kann nicht anders — er muß Tyrann sein. Mindestens sollte man doch, um hierdurch der Gleichheit ein wenig nä[illegible] zu kommen, die Präsidenten so häufig als möglich wechseln, damit wen[illegible]stens jeder einfache Streiter für die soziale Sache, gleich den Gemein[illegible] des französischen Heeres, von der Zuversicht erfüllt werde, daß er imm[illegible] in seinem Tornister den Marschallstab mit sich führe. Wie dürfen [illegible] Arbeiter erwarten, im großen Staate der Zukunft die völlige sozi[illegible] Gleichberechtigung zu erlangen, wenn sie selbige nicht einmal in ihrem Vereinswesen verwirklichen können, sondern hier im Kleinen sogar immer die ärgste Vormundschaft nöthig haben?

Vorstehende Bemerkungen richten sich nicht speziell gegen das gegenwärtige Präsidium Schweitzer's, sondern sind aus rein sachlichen Erwägungen hervorgegangen. Indeß trägt der Umstand, daß gerade Herr von Schweitzer Präsident geworden ist, nicht eben zur Abschwächung der angegebenen Gründe bei, zumal da jetzt, wo Zeitung und Präsidium in einer einzigen Hand ruhen, die Autorität des Vorstandes und der Generalver-

sammlungen ganz lahm gelegt ist. Wohl kann die Diktatur nothwendig sein in einer Zeit großer und wilder Parteikämpfe, innerhalb deren die am Weitesten vorgerückte, zum Aeußersten entschlossene Streiterschaar unter feindlicher Uebermacht zu erliegen in Gefahr ist. Eine solche Gefahr war für die radikale Partei Frankreichs 1793 vorhanden. Aber der gescheidte, der Volkssache ganz hingegebene Marat, der zuerst auf den Gedanken gerieth, um der allgemeinen Wohlfahrt willen die Diktatur vorzuschlagen, wollte gleichwohl dem Diktator, wie er sich ausdrückte, eine Kugel an den Fuß befestigt wissen, damit mit der Diktatur kein Mißbrauch getrieben werden könne. Der Diktator des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins hat diese Sicherheitskugel, indem er Präsidium und Vereinszeitung in seiner eignen Person vereinigte, abzustreifen verstanden. Gegen den Präsidenten kann sich jetzt weder eine Stimme im Vereinsblatte, noch gegen den Zeitungsredakteur eine wirksame Klage beim Präsidenten geltend machen. Was dem Präsidenten nicht paßt, verschweigt der Redakteur, und umgekehrt. Der Diktator ist nunmehr das ausschließliche Organ, durch das der Verein sieht, hört, riecht, schmeckt und fühlt und durch das er im Parlamente vertreten ist. Die Lassalle'sche Arbeiterschaar dagegen ist der bloße Resonanzboden, der dem Ruhme des Tyrannen Schall und Klang verleiht, der Ambos, auf dem die präsidentlichen Pläne geschmiedet werden, der Sockel, auf dem sich ein Einziger als lebendige bronzene Bildsäule aufstellt. Wenn seit den Tagen Alexander des Großen ausgezeichnete Männer schon bei Lebzeiten ihre Biographen finden, und besonders jetzt in der Zeit des Konversations-Lexikon-Wissens auch die kleinen Thaten der Mittelmäßigkeit sorgfältig verzeichnet werden: so begnügt sich doch der Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins nicht einmal hiermit, sondern schreibt, indem er einen Strohmann als Redakteur benutzt, in jeder Nummer des „Sozial-Demokrat" seine eigne Biographie. Rühmte doch, wie Plutarch erzählt, auch der Grieche Themistokles die eignen Verdienste in Reden, baute neben seinem Hause einen Tempel der wohlberathenden Artemis und stellte darin sein eignes Bildniß auf!!!

Hätte nur noch der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein eine Diktatur nöthig! Aber seitdem er nicht mehr den Verzweiflungskampf um die Existenz zu führen hat, ist die Agitation verdammt friedlich, philisterhaft und langweilig geworden. Die Fahnenweihen und Geburtstagsfeste, die Heiligenbilder und ähnliche Erscheinungen, die sich jetzt in Folge der über das Bedürfniß hinaus verlängerten Diktatur breit machen, sind sichere Anzeichen der eingetretenen Erschlaffung und des drohenden Verfalls. Sie wiederholen das in der Rheinischen Rede Lassalle's geschilderte Phäakenthum der Fortschrittspartei. Nur durch Weiterentwickelung auf der demokratischen Basis kann der Lassalleanismus aufgefrischt und in lautern Sozialismus hinübergeleitet werden. Hierzu ist unter Anderm nöthig, daß die Interessen der Junker oder vermöglichen Gutsbesitzer nicht mehr geschont, sondern daß die sozialistische Theorie durch Anwendung derselben auf die große Masse der Landarbeiter, die in Preußen bei Weitem die Bevölkerung der Städte überragt, ergänzt und vervollständigt werde. Las-

salle hat seiner Zeit die konservative Partei nicht gereizt, sondern im Gegentheil durch Schonung des Landjunkerthums die Feinde des Sozialismus getrennt und sich sogar der schadenfrohen Unterstützung der „Kreuzzeitung" und der „Norddeutschen Allgemeinen" versichert und bedient. Gegen das Landjunkerthum aber kann der Sozialismus bloß Front machen, wenn er selbst den zartesten Schleier, der seinen demokratischen Geist überhaucht, fallen läßt.

Gegenwärtig ist der Lassalleanismus in zwei einander befehdenden Sekten verkörpert. Die eine derselben, an deren Spitze nominell der Strohpräsident Emil Försterling um die Kaufsumme von 200 Thlrn. steht, wird von einer ehrgeizigen, herrsch- und streitsüchtigen Amazone mittelst des in ihrem Serail waltenden Günstlings, des unterhaltenen Schürzen-Vizepräsidenten Friedrich Mende, geleitet. Diese Sekte, äußerst gering an Zahl und jeder geistigen Kraft baar, besteht aus feilen Käuflingen, aus den schlechtesten Auswürflingen der Arbeiterbewegung und aus abergläubischen, bejammernswerth dummen Muckern, welche neben dem neuen Heiland auch die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau verehren. Diese Sekte, die das ekle Speichelleckerthum vor einer gräflichen Krone mit der zynischen Unterwürfigkeit unter die Gelüste des Unterrocks verbindet, ist bloß die Abart und Bankbeinschaft, die gänzliche Verkommenheit und das von Abfällen lebende Buschmännerthum des Lassalleanismus. Ihr mit dem Gelde der Herrscherin aufrecht erhaltenes, zu Hamburg erscheinendes Winkelblatt wird nicht redigirt, sondern zusammengesudelt, zählt, wenn es hoch kommt, funfzehn Abonnenten und enthält nichts Neues, ausgenommen immer neu aufgewärmte Lügen und schamlose Pasquille. Diese Sekte würde in Anbetracht, daß sie unter weiblicher Regentschaft steht, mit den englischen Zigeunern am Füglichsten verglichen werden können, wofern nicht ihre verschwindend kleine Zahl und unbeschreiblich große Stupidität einem solchen Vergleiche im Wege ständen Wie die Herrscherin sich darauf kaprizirен kann, über diese Querpfeifer das Pantoffelregiment zu führen, wäre völlig räthselhaft, wenn nicht die Konventikel der Adamiten und anderer Pietisten die aus der Analogie fließende Erklärung an die Hand geben würden.

Der andere Zweig der Lassalleaner, der wegen seiner Zahl und wegen der Qualität seiner Mitglieder hier allein in Betracht kommen kann, ist zwar nicht pietistisch und muckerhaft, hat aber gleichwohl religiöse Färbung und ist von einer gewissen theologischen Richtung nicht frei. Die hierarchische Gliederung der überlieferten Organisation und die Unfehlbarkeit des jeweiligen Hohenpriesters, zusammt der Schriftgläubigkeit an das neue Lassalle'sche Testament, dessen endgültige Auslegung von dem Oberhaupt der Arbeiterkirche ausgeht, sind an der langen Stagnation und an der Unmöglichkeit der Weiterentwickelung schuld. Deßhalb muß auch dieser Zweig der Lassalleaner als religiöse Sekte bezeichnet werden. Doch gehört er mehr der rationalistischen Richtung an und bildet dergestalt im Sozialismus ein Fortschrittlerthum, daß der gegenwärtige Pontifex aus Seelenverwandtschaft im norddeutschen Reichstage mit der von Lassalle so scharf kritisirten preußischen Fortschrittsfraktion ein enges Bündniß eingegangen

ist. Zwar würde sich der verblichene Meister, wenn er das wissen könnte, tausendmal im Grabe herumdrehen; indeß leben wir nach Louis Napoleons trefflicher Bezeichnung in der Zeit der „natürlichen“ Allianzen, und nur der Lebende hat Recht. Die Taktik der Partei richtet sich vornehmlich nach der innern Stärke, und wenn man aus religiöser Befangenheit auf der Stufe stehen bleibt, auf welche Lassalle den Verein gestellt hat, muß man zuletzt mit der Fortschrittspartei auf dasselbe Niveau gerathen. Die Zeit schreitet fort, die allgemeine Entwickelung drängt die Arbeiter nach Vorwärts. Bleibt trotzdem der Verein dem innern Gehalte nach stillstehen, anstatt stets so weit zu gehen, so weit als die jeweiligen Verhältnisse es gestatten: so wird er bald auch von dem königl. preußischen Regierungs- und Junker-Sozialismus eingeholt sein und überholt werden.

Unter so bewandten Umständen ist es ein großes Glück, daß die sozial-demokratische Arbeiterbewegung in Oesterreich sich Bahn gebrochen hat. In der Weltstadt Wien marschiren gegenwärtig sechstausend Mann unter der Führung der sozial-demokratischen Fahne. Hier war bisher die Bewegung wirklich demokratisch; denn die Organisation und Tendenz vereinigten sich, um unbestreitbar die Wiener Arbeiter zu der fortgeschrittensten Partei Deutschlands zu machen. Leider fand es der Redakteur des „Sozial-Demokrat“ für angemessen, weil er ein solches Stillschweigen vielleicht als dem Präsidium des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins für vortheilhaft erachtete, fast gar Nichts seinen Lesern über die österreichische Arbeiterbewegung zu berichten. Die spärlichen Notizen des genannten Blattes, die keineswegs ein treues Bild des frischen sozial-demokratischen Arbeiterlebens zu geben vermochten, sind nicht der Rede werth. Die Wiener Arbeiter haben den Bund des Pfaffenthums zurückgewiesen, sie haben sich für entschiedene Demokraten erklärt, sie lassen sich von keiner Politik irre leiten, sie verfallen nicht auf die Sprünge der Fortschrittler. Sie versammelten sich Sonntag für Sonntag, indem sie das gleiche Menschenrecht verkündeten und forderten, zu Tausenden. Sie sind die entschiedenen Gegner der Aristokratie und Bourgeoisie. Ebenso wenig wie von religiösen, sind sie von nationalen Vorurtheilen befangen. Sie reichen die Bruderhand nicht bloß allen Nationalitäten des österreichischen Staates, sondern sie stehen auch oben auf der Geisteswarte des europäischen Proletariats und wenden sich, weil sie nicht „allgemein deutsch“ sind, an ihre Brüder in England und Frankreich mit dem nämlichen Gruß und Händedruck, wie an ihre östlichen und nördlichen Leidensgefährten. Ohne Zweifel würden sie sich schon in viel nähere Beziehung zu der norddeutschen Arbeiterbewegung gesetzt haben, wenn nicht der dort eingewurzelte Despotismus sie davon zurückhielte. Mit einem einzelnen Despoten, welcher sagt: „Der Verein bin ich!“ können sie keinen Bund schließen. Darum haben sie auf das Manifest Jean Baptist Schweitzer's, der sich mit leichter Mühe auch über sie die Herrschaft erobern zu können vermeinte und daher seinen getreuen Statthalter, den Baron von Hofstetten, nach Wien entsandte, gar nicht geantwortet. Und was war das Schicksal Hofstettens? Erst wurde er auf einer großen Arbeiterversammlung, die auf 4000 Köpfe geschätzt wurde,

rundweg abgewiesen und schließlich sah er sich genöthigt, sogenannten „französischen Abschied" von Wien zu nehmen. Würde der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein nicht in einer einzigen Person aufgehen, so ließe sich eine Allianz herstellen, die von den weittragendsten Folgen und obendrein viel „natürlicher,"als jene mit der preußischen Fortschrittspartei, sein müßte. Denn alsbald würde der Unterschied zwischen Süden und Norden verschwinden, und vor der Macht der sozialistischen Bewegung im Herzen Europa's würden im Nu alle nationalen dreifarbigen Fahnen erbleichen.

Werden die norddeutschen Arbeiter nicht, indem sie sich gleichfalls zu freien Männern erklären, die preußische Zwangsjacke ausziehen und sie weit von sich werfen? Oder werden sie nicht einsehen lernen, daß die Arbeiterbewegung, da sie jetzt auf allen Punkten Europa's festen Fuß gefaßt, die Verbinduug dieser Punkte zu bewirken und die nationale Scheidung zu beseitigen hat? Warum immerfort dem norddeutschen Preußenthum anhängen, das doch nur einen kurzlebigen Uebergangszustand bilden hilft? Werden sie nicht begreifen, daß die Arbeiterbewegung kein ausschließliches Werk Lassalle's, sondern, wie schon aus den allerorts stattfindenden strikes und aus dem gleichzeitigen Aufsprießen des Sozialismus an allen Ecken und Enden ersichtlich sein dürfte, tief in den europäischen Zuständen begründet ist? Lassalle war bloß einer der vielen sozialistischen Pfleger. Darum ist der Sozialismus auch da zu finden, wo Lassalle nicht gepflügt und gesäet hat. Wenn wir aber Lassalle's Arbeiten zu schätzen wissen, so dürfen wir doch darob nicht vergessen, daß der von ihm urbar gemachte Boden noch der Verbesserung fähig ist und mit der allerwärts fortschreitenden Kultur auf gleicher Höhe erhalten werden muß. Die Parteitreue darf nicht in Unvernunft ausarten.

Inhaltsverzeichniß.

Druckfehlerverzeichniß.

Seite	2,	Zeile	4	von	unten:	afterwards statt afterswards.
„	2,	„	3	„	„	CCD. statt C. C. D. (Der freien Wissenschaften Doktor).
„	4,	„	2	„	„	Hatzfeldt statt Hatzfeld.
„	9,	„	2	„	oben:	rechtlich giltiges statt gerichtliches.
„	18,	„	4	„	unten:	erlangt statt verlangt.
„	23,	„	7	„	„	somnambülische statt sounambülische.
„	23,	„	6	„	„	Hatzfeldt statt Hatzfeld.
„	39,	„	1	„	oben:	Ihren statt Ihrem.
„	41,	„	23	„	„	ins statt ns.
„	44,	„	12	„	unten:	ankämpfe statt ankäfmpe.
„	48,	„	1	„	„	Baix statt Bix.
„	49,	„	10	„	„	pas statt pa.
„	49,	„	9	„	„	les statt lcs.
„	52,	„	14	„	oben:	Madame statt Madam.
„	56,	„	4	„	unten:	poursuivre statt pour-suivre.
„	57,	„	10	„	oben:	qui statt pui.
„	64,	„	4	„	unten:	Ohren des Mädchens statt Ohren.
„	66,	„	6	„	„	Briefe statt Brifee.
„	68,	„	13	„	„	wenn bekannt statt wenn er bekannt.
„	70,	„	8	„	„	**) statt *).
„	84,	„	18	„	oben;	Deinem statt Deinen.

Zeulenroda. — Heinrich Schüppel.

Druck von H. Schüppel in Zeulenroda.